

**Robert J, Dvorchak
Lisa Holewa
Wer ist
Jeffrey Dahmer ?**

Ins Deutsche übertragen
von Wolfgang Teichmann

Scanned by Doc Gonzo

TRUECRIME
Der wahre Kriminalfall



BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH

Band 13 415

© Copyright 1991 by

Robert J. Dvorchak

und Lisa Holewa

All rights reserved

Deutsche Lizenzausgabe 1992

Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe

GmbH & Co., Bergisch Gladbach

Originaltitel: Milwaukee Massacre

Lektorat: Dr. Edgar Bracht

Titelfoto: AP/Wide World Photos

Das Titelfoto zeigt Jeffrey Dahmer

vor Gericht

Satz: KCS GmbH,

2110 Buchholz/Hamburg

Druck und Verarbeitung:

Brodard & Taupin, La Fleche,

Frankreich

Printed in France

ISBN 3-404-13415-X

Unser Verlagssitz ist

BERGISCH GLADBACH

Die junge Großstadt

mit Blick auf

Köln am Rhein

Der Preis dieses Bandes

versteht sich einschließlich der

gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Erste Auflage:

Mai'1992

Für Marcy und Ed, mit Dank für ihre Zuwendung, und Dank an Stacie und Rebecca, für das, was ihr seid.

R. J. D.

Dank meiner Familie und besonders meinen Eltern, für ihre Liebe und Hilfe.

L. H.

Vorwort

Am 28. Januar 1992 wandte sich Gerald Boyle, Anwalt von Jeffrey Dahmer, an mögliche Jury-Mitglieder und sagte: »Sie werden im Verlauf dieser Verhandlung von Dingen hören, von denen Sie früher niemals geglaubt hätten, daß sie sich in der Realität ereignen könnten: Kannibalismus, Zerstückelung von Menschen, Befriedigung sexueller Gelüste an Leichen. Werden Sie in der Lage sein, diese Ausführungen zu ertragen?«

Gerald Boyle leugnet nicht die Schreckenstaten des Jeffrey Dahmer. Aber er will nachweisen, daß sein Mandant zu dem Zeitpunkt, da er diese Verbrechen ausübte, nicht zurechnungsfähig, sondern geistesgestört war. Schließt die Jury sich dieser Einschätzung an, so wird Jeffrey Dahmer in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen, wo er alle sechs Monate einen Antrag auf Entlassung stellen könnte. Wird Dahmer hingegen für zurechnungsfähig erklärt, so muß er für jeden seiner bestialischen Morde eine lebenslängliche Haftstrafe verbüßen. Oder wie es Boyles Widerpart, Bezirksstaatsanwalt E. Michael McCann, ausdrückt: »Die Frage ist nicht, ob Jeffrey Dahmer wirklich mit den Leichen Sex hatte oder ob er Teile von ihnen auffraß, die Frage ist, ob er für seine Taten verantwortlich ist.« Und um mit John Jeffries, dem Rechtsgelehrten der angesehenen Universität von Virginia, eine weitere gewichtige Stimme zu zitieren: »Es muß geklärt werden, ob dieser Mann wirklich verstand, was er da anrichtete, ob er einen Sinn für Richtig und Falsch, für Gut und Böse besitzt.«

Eine Auseinandersetzung der unterschiedlichsten Psychologen und Psychiater steht also bevor. Denn Dahmers Anwälte müssen nicht nur nachweisen, daß ihr Mandant in den entscheidenden Momenten psychisch krank war, sie müssen auch den Nachweis erbringen, daß er gänzlich außerstande war, seine Handlungen mit den Forderungen des Gesetzes zu verglei-

chen. Schon die nackte Tatsache, daß Dahmer, 24 Stunden bevor er den vierzehnjährigen Konerak Sinthasomphone umbrachte, die Polizei eiskalt belog, könnte diese Theorie vielleicht einstürzen lassen.

Bisher hat erst ein Drittel aller jemals angeklagten Serienmörder auf Unzurechnungsfähigkeit plädiert - und von ihnen zwei Drittel erfolglos. Sollte Dahmers Anwalt aber mit seiner Strategie durchkommen, so könnte der Fall Jeffrey Dahmer durchaus ein Präzedenzfall werden. Die Bedeutung dieses Prozesses kann also gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Bevor die gerichtliche Klärung dieser Streitfragen in Angriff genommen wurde, zogen sich die Anwälte zu Einzelsitzungen mit den Jurymitgliedern in die Räumlichkeiten des für diesen Fall zuständigen Richters Laurence Gram jr. zurück: Man wollte diese Menschen auf die schauerlichen Details vorbereiten, mit denen sie sich im Laufe dieser Verhandlungen zwangsläufig auseinandersetzen mußten.

In mancherlei Hinsicht weckte die Aufzeichnung der folgenden Geschichte beklemmende Gefühle. Folglich dürfte es auch eine unheimliche, beklemmende Lektüre sein. Allein die Zahl der Opfer — siebzehn ausgelöschte Menschenleben — erfüllt uns mit Schrecken. Das zugrundeliegende Muster und die individuellen Umstände, unter denen die Opfer starben, lassen düstere, verborgene Abgründe der menschlichen Natur erahnen.

Völlig normal und unauffällig begann Jeffrey Lionell Dahmers Leben in Milwaukee, von wo er noch im Kindesalter fortzog. Nach seiner Rückkehr als innerlich zerrissener junger Mann brannte er der Stadt sein unauslöschliches Zeichen ein. Im Gewahrsam der Polizei gab er zu, siebzehnmals gemordet zu haben, in einer Weise, die nur bestialisch genannt werden kann. Das älteste Opfer war dreiunddreißig, das jüngste erst vierzehn Jahre alt.

Dieses Buch ist der Versuch, die psychologischen Hintergründe dieses ungeheuren Kriminalfalls auszuleuchten. Die

Verfasser wollen dabei die Tatsachen so vollständig wie möglich darstellen.

Wir nehmen für uns nicht in Anspruch, endgültige Schlüsse zu ziehen. Die Spezialisten stehen noch am Anfang ihrer Arbeit, die Tiefen einer Seele auszuloten, die von Dämonen heimgesucht wird. Es kann einige Zeit dauern, bevor Antworten vorliegen, und diese Antworten werden ihrerseits Anlaß zu Spekulationen und Debatten sein. Es wird neue Enthüllungen geben, während die Mühlen der Justiz langsam weitermahlen, und vielleicht wird auch nur Dahmer selbst die vollständige Antwort kennen.

Alle Opfer waren für den Täter Fremde. Gegen keinen von ihnen hegte er einen persönlichen Groll. In einigen Fällen gibt es für die schreckliche Tat keinen anderen Beleg als das Wort des Mannes, der zugab, es getan zu haben. Es ist ein Puzzle, dem einige Teile fehlen?

Über Dahmer selbst gibt es aber bruchstückhafte, aussagekräftige Informationen: Enthüllungen einer von Kummer gequälten Familie, die wohl wußte, daß er emotional belastet war; Erinnerungen von Kameraden aus der Kindheit und aus der Militärzeit, die das Seltsame in seinem Verhalten spürten; Bestürzung bei Nachbarn, die sich im stillen über sein Tun und Lassen gewundert hatten.

Es wird immer Menschen geben, die — und das völlig zu Recht — argumentieren, daß dieser Serienmörder schon zu Beginn seiner dreizehn Jahre währenden mörderischen Karriere hätte gestoppt werden müssen. Wo waren seine Eltern? Wo die Vertrauenslehrer in der Schule? Die Armee? Die Polizei? Die Straf Justiz? Die Bewährungshilfe? Seine Nachbarn? Ist unsere Gesellschaft schon so abgestumpft, daß sie jedes Anzeichen von Verwirrung ignoriert? Wenn aber jeden die Schuld trifft, darf man überhaupt einem einzelnen die ganze Schuld aufbürden?

Das Bedürfnis nach einer konkreten Schuldzuweisung sitzt tief, als ob das Unheil verständlicher würde, wenn man die Schuld dafür einem einzelnen anlastet. Aber kann die Beschuldigung eines einzelnen nicht auch zum Bumerang werden?

Es ist nur fair einzugestehen, daß viele Hinweise und Spuren erst zu spät aufgegriffen wurden. Erst nachdem zwei Polizisten einer Anzeige nachgegangen waren und dabei zufällig eine makabre Entdeckung gemacht hatten, wurde bekannt, zu welcher Schreckensvision sich die einzelnen Teile zusammensetzten.

Betroffen macht auch das Fehlen einer entschlossenen Heldenfigur. Nur Glenda Cleveland, die Nachbarin, die die Polizei zu Nachforschungen über Dahmer veranlassen wollte, vertraute ihrer eigenen Überzeugung, während alle anderen noch bereitwillig die Lügen schluckten. Sie protestierte und bohrte nach, aber sie konnte niemanden zur Wachsamkeit veranlassen. Einige Polizeibeamte erfüllten ihre Pflicht, andere taten nicht einmal das. Sicher, einige Nachbarn beschwerten sich über merkwürdige Gerüche in ihrem Gebäude. Doch angesichts des alltäglichen Kampfes um das eigene Überleben gab es nur einzelne und isolierte Aktionen, und niemand beschwerte sich so laut, daß die menschlichen Überreste frühzeitig entdeckt worden wären. Eine Staatsanwältin registrierte besorgniserregende Anzeichen, ihre Argumente verhallten jedoch ungehört.

Familien und Gemeinden fragen sich immer noch, warum. Schmerz, Zorn, qualvolle und zwiespältige Gefühle müssen offengelegt werden, bevor die Wunden heilen können. Dieser Heilungsprozeß wird sicherlich noch lange dauern.

Während dies geschrieben wird, herrscht noch Dunkelheit.

Es gibt keinen seelischen Zufluchtsort, der uns mit der Gewißheit tröstet, daß das Böse besiegt wurde, bevor es sich weiter ausbreiten konnte. Und dies ist vielleicht das beunruhigendste von allem.

Das Tor zur Hölle

Kaum hatte John Batchelor sich zum Schlafen hingelegt, schreckte ihn der Türsummer wieder hoch. Es war 23.25 Uhr. »Wer ist da?« fragte Batchelor schläfrig durch die Türsprechanlage.

»Hier ist die Polizei. Bitte machen Sie auf.«

Mit einem Knopfdruck öffnete Batchelor die Eingangstür zu den Oxford Apartments. Er hatte sich nichts zuschulden kommen lassen und fragte sich, was um alles in der Welt los war. Als er durch den Türspalt blinzelte, sah er die Beamten Robert Rauth und Rolf Mueller von Milwaukees Ortspolizei; sie schritten den Flur entlang, begleitet von einem Farbigen mit Handschellen am linken Handgelenk.

Die Polizisten kümmerten sich nicht um Batchelor und klopfen an die Tür zu Zimmer Nummer 213. Ihr Dienst ging noch bis Mitternacht. Mit etwas Glück könnten sie diese Sache schnell klären und sich schon bald auf den Heimweg begeben. Ein rotblonder Mann mit blauem T-Shirt und schmuddeligen Jeans lugte von der anderen Seite durch den Türspion und ließ seine Besucher ruhig und gefaßt eintreten. So betraten die Polizisten in den letzten Minuten dieses 22. Juli die private Hölle des Jeffrey Dahmer. Ein seltsamer Geruch stieg ihnen in die Nase, drehte ihnen den Magen um, rief aber auch sofort ihren kriminalistischen Spürsinn wach.

Rauth und Mueller betraten diese Einzimmerwohnung nicht zufällig. Ein gewisser Tracy Edwards hatte ihnen eine wilde *Geschichte* aufgetischt. Sie waren in ihrem Streifenwagen unterwegs gewesen, als Edwards sie von der Fahrerseite her angesprochen und darum gebeten hatte, ihm bei der Befreiung aus den Handschellen zu helfen. Die Polizisten wollten zunächst wissen, wer ihm die Stahlarmbänder umgelegt habe und warum.

Edwards hatte in Richtung der Oxford Apartments gezeigt — ein niedriger Gebäudeblock mit cremefarbener Fassade in der Mitte der 25. Straße. Er erzählte den Beamten, ein mit einem

Messer bewaffneter Mann habe gedroht, ihm das Herz herauszuschneiden und es zu essen.

Die Beamten riefen ihre Zentrale und teilten dem Schichtleiter im dritten Bezirk mit, daß sie einem Hinweis auf ein mögliches Gewaltverbrechen in der 25. Straße zwischen State und Kilbourn nachgehen würden, einem ziemlich berüchtigten Viertel im Westteil der Stadt. Mit Edwards im Schlepptau fuhren sie mit ihrem Streifenwagen, einem weißen Chevrolet Caprice mit der Aufschrift des Milwaukee Police Department an den Vordertüren, Richtung State Street und bogen links ab. Ohne Blaulicht und Sirenen hielten sie vor Nummer 924 N in der 25. Straße.

Die Tür zu Dahmers Apartment war durch ein elektronisches Sicherheitssystem geschützt, ein ziemlich teures Gerät für eine so billige Wohngegend. Mißtrauischen Nachbarn hatte Dahmer erklärt, er brauche diese Anlage, weil er schon einmal beraubt worden sei.

Rauth und Mueller blickten auf dreizehn bzw. zehn Dienstjahre zurück, konnten sich aber nicht erinnern, einmal dermaßen von einem Geruch alarmiert worden zu sein; zusammen mit Edwards wagten sie sich daher in einen abgeteilten Raum vor, der gleichzeitig als Küche und Wohnzimmer diente. Eine Schiebetür auf der rechten Seite führte zum Bad und zum Schlafzimmer.

Rechts an der Wand stand ein Sofa. Auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers, nahe dem Fenster, befand sich auf einem schwarzen Tisch ein über ein Meter langes Aquarium. Darüber hing zur Dekoration ein Hirschgeweih. Es gab Poster von Männern mit freiem Oberkörper und ein Magazin mit einem nackten Mann auf dem Titelblatt. Abgesehen von der Lava-Lampe stießen den Beamten noch zwei Greif-Statuen ins Auge — Darstellungen eines Tiers aus der Mythologie, des den Körper eines Löwen und den Kopf eines Adlers hat. Auf dem Küchenherd sah man einige Töpfe und klebrige Essensreste. Nichts, was ein gewöhnlicher Besucher hätte berühren mögen. Das Spülbecken war voll mit schmutzigen Tellern.

Die Polizisten wollten Edwards Geschichte überprüfen; ihre Unterhaltung drang durch den geschlossenen Korridor auf den Gang hinaus. Batchelor hörte sie, als sie Dahmer die Frage stellten, warum er diesen jungen Mann bedroht habe.

»Ich bin eben gefeuert worden und wollte ein verdammtes Bier trinken«, lautete die Antwort Dahmers, die auch Batchelor hören konnte.

Der einunddreißig Jahre alte Dahmer hatte sich schon bei früheren Gelegenheiten aus Schwierigkeiten herausreden können. Erst zwei Monate zuvor waren drei Polizeibeamte in seinem Apartment aufgetaucht, ohne den geringsten Verdacht zu schöpfen. Dabei war er damals in Gesellschaft eines unglücklichen aus Laos stammenden Jungen, den Nachbarn nackt auf der Straße gesehen hatten.

Einer der Uniformierten griff jetzt nach seinem tragbaren Funkgerät — im Jargon der Cops >Handie-Talkie< genannt — und bat das Hauptquartier, Dahmers Personalien durch den Computer laufen zu lassen. Polizeiliche Routinearbeit: Macht einer Ärger, dann sieh nach, ob er schon früher einmal auffällig geworden ist. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Der Bursche war als Gewaltverbrecher für Notzucht zweiten Grades und Verführung eines dreizehnjährigen Jungen verurteilt worden. Er stand immer noch unter Bewährung.

Durch die geschlossene Tür konnten die Nachbarn Dahmers Kreischen und Schreien vernehmen. Batchelor hörte jemanden so etwas Ähnliches wie »Tunte!« brüllen.

»Mist! Der Hurensohn hat mich gerade gekratzt!« Batchelor verstand den Wortlaut der Schimpftirade, wußte allerdings nicht, wer sie von sich gab.

Das Poltern und Krachen ging weiter.

»Mein Gott, er hat wieder eine dieser Schwulentouren drauf«, hörte Batchelor eine Stimme sagen.

Als sich die Wogen ein wenig geglättet zu haben schienen, wurde die Stimme eines der beiden Beamten laut: »Okay, also was zum Teufel ist hier eigentlich los?«

Diesmal ergriff Tracy Edwards das Wort. Er habe Dahmer in

der Grand Avenue Mall getroffen, einem Einkaufszentrum und Treffpunkt in der Innenstadt, dann sei er auf ein Bier hierher zurückgekommen. »Das nächste, was ich mitbekam, war, daß wir uns auf die Couch setzten und er versuchte, seine Arme um mich zu legen. Als ich mich weigerte, dieses Spiel mitzuspielen, stand er auf und holte diese verdammten Handschellen. Dann griff er zum Messer.«

Die Beamten führten Edwards in den Korridor hinaus. Durch die offene Tür konnte Batchelor noch einen Blick auf Dahmer erhätschen, der mit dem Gesicht auf dem Boden lag; aber schon herrschte einer der Polizisten Batchelor an: »Machen Sie bloß, daß Sie wieder reinkommen!«

Wieder in seinem Apartment hörte Batchelor Edwards schreien: »Ich habe sechs Kinder. Ich liebe Frauen. Ich bin nicht schwul.«

Sein einziger Wunsch, so Edwards, sei gewesen, so rasch wie möglich in die Wohnung seines Bruders in der Wisconsin Avenue zurückzukehren, um diesem ganzen Theater aus dem Weg zu gehen. Diese Aussage muß der Mann zu dem Zeitpunkt gemacht haben, da einer der Beamten Dahmers Kühlschrank öffnete. Denn eine vor Entsetzen vibrierende Stimme rief: »O mein Gott! Hier drinnen liegt ein gottverdammter Kopf! Dieser Hurensohn ist völlig krank.«

In diesem Augenblick war das schaurige Geheimnis des Jeffrey Dahmer gelüftet!

Der Anblick des grau angelaufenen, wächsernen Fleisches dieses abgetrennten Kopfes ließ selbst einen altgedienten Polizeibeamten würgen. Erst Stunden später und immer noch von seinem ersten kurzen Blick in den Kühlschrank erschüttert, sagte Mueller: »Du glaubst, du hast alles schon einmal gesehen, und dann passiert so ein Ding.«

Batchelor stürzte zum Telefon und rief den Sender WISN-TV, Kanal 12, an; er sagte der Dame am anderen Ende der Leitung, daß sie dieser Fall vielleicht interessieren würde. In diesem Augenblick brach Dahmer in ein schrilles Heulen aus. Alle in ihm brodelnden Kräfte brachen nun heraus, verwandelten den

äußerlich ruhigen Einzelgänger in einen tollwütigen Dämon. »Dieses Kreischen werde ich niemals vergessen. Mir wurde vor Entsetzen speiübel«, erinnerte sich Batchelor einige Wochen später.

Im Apartment preßte einer der Beamten Dahmer fest gegen den Boden. »Hol schnell die Armbänder für den Mistkerl!« hörte Batchelor jemanden rufen.

Die Räder des Polizeiapparates kamen jetzt auf Touren. Das tragbare Funkgerät meldete sich wieder mit Knistern und Knacken. Die Beamten alarmierten den Polizei-Lieutenant, der als Schichtleiter in der dritten Bezirkswache Dienst tat, etwa 25 Blocks von der 45. Ecke Vliet entfernt. Der Lieutenant gab einen knappen ersten Bericht über die grausigen Einzelheiten an die Mordkommission durch, und drei Kriminalbeamte rasten zum Schauplatz. Innerhalb von Minuten traf die Verstärkung ein.

Es folgten weitere Beamte. Nachbarn sahen Uniformierte aufgeregt die Stufen herauf- und hinunterrennen, jetzt in Gruppen zu fünf oder sechs Leuten. Das Apartmentgebäude wimmelte von Dienstmarken.

Nach ungefähr zwanzig Minuten wurde Dahmer herausgeführt. Er war an Händen und Füßen gefesselt. Als er so verschnürt zum Polizeiauto schlurfte, gingen ihm zwei Beamte voraus und zwei weitere folgten ihm.

»Er sah unheimlich aus, wie ein tollwütiger Karnevalsclown, der durchgedreht war. Er gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, als ob er besessen wäre«, sagte Batchelor.

Randy Jones, der eine Etage tiefer in der Wohnung Nummer 103 wohnte, hatte einen Mann - wie sich herausstellte, Tracy Edwards — schreien, herumtoben und durch den Korridor rennen hören. Um diese Zeit — es war kurz vor 23.30 Uhr — kamen jedoch häufig Betrunkene ins Haus, also ging Jones wieder zu Bett.

Jetzt, vierzig Minuten später, schien das ganze Haus wach zu sein. Jones hörte über sich weiteres Poltern und laute Rufe, als die Polizei Dahmer herausführte. »Er brüllte wie ein Tier«, sagte

Jones.

Nachdem man sich kurz vergewissert hatte, daß sich in dem Apartment Leichenteile befanden, riefen die ersten drei Detektive der Mordkommission, die am Schauplatz eingetroffen waren, das Büro des Gerichtsmediziners an. Um 0.45 Uhr trafen zwei Gerichtsmediziner ein. Sie machten eine klinisch exakte, aber grausige Bestandsaufnahme und notierten alle Einzelheiten in einem Bericht, der Bestandteil der Polizeiakte wurde.

Oliver Lacys abgetrennter Kopf befand sich in einem Kasten des untersten Einlegebodens im Kühlschrank.

Er hatte dort seit einer Woche gelegen. Daneben stand ein offener Karton von Natriumkarbonat der Marke Arm & Hammer, ein Haushaltsmittel, das unerwünschte Gerüche absorbieren soll.

Im Gefrierfach lagen drei Plastiktüten. Darin fand sich neben anderen menschlichen Organen Oliver Tracys Herz, das Dahmer, wie er der Polizei verriet, aufbewahrt hatte, »um es später zu essen«.

Gegen 3 Uhr morgens waren die Untersuchungsbeamten zu dem Ergebnis gekommen, daß die drei Plastikbeutel, die sie in einer separaten hüfthohen Gefriertruhe mit Fäden befestigt vorgefunden hatten, die Köpfe von Matt Turner, Jeremiah Weinberger und Joseph Bradehoft enthielten. Sie entdeckten Muskeln und andere Körperteile und immer wieder Hinweise, daß Dahmer neben seiner Vorliebe für Blut auch Geschmack an menschlichen Fleisch fand.

Man benachrichtigte jetzt das Büro des Bezirksstaatsanwalts. Immer mehr Polizeifahrzeuge versammelten sich am Schauplatz, mit flackerndem Blaulicht und heulenden Sirenen. Die Streifenwagen verstopften den Pflasterweg rechts an der Oxford Street. Es müssen an die fünfzig Wagen gewesen sein. Wie es aussah, hatten sich der halbe dritte Bezirk und die komplette Mordkommission dort eingefunden. Man rief Rettungssanitäter an, aber für deren Dienste war es längst zu spät. Aufgeschreckte Anwohner, die — obwohl an nächtliche Poli-

zeiaktionen gewöhnt — sich um ihre Nachtruhe gebracht sahen, erkannten schon bald, daß ein solches Polizeiaufgebot wohl kaum für ein alltägliches Verbrechen erschien. Und was sie durch Türen und Wände hören konnten, bestätigte ihren Verdacht.

Polizisten riefen sich die Schreckensmeldungen zu.

»Mein Gott, er hat überall Leichen herumliegen.«

»Dieser verdammte Kerl ist wahnsinnig.«

»Im Schrank liegen Hände und ein Kopf.«

Drinnen zeichnete man weitere Einzelheiten auf. Dahmers Schlafzimmertür hatte ein eigenes elektronisches Sicherheitssystem, das von außen verriegelt wurde. Durch diese Vorrichtung konnte jemand innen eingesperrt werden.

Die Polizei fand das Messer, mit dem der Mörder Tracy Edwards bedroht hatte, zusammen mit einer Bierdose unter dem Bett. Zwei menschliche Schädel fand man auf dem obersten Boden eines Schrankes, zwei weitere in einem Computerkarton und nochmals drei in der obersten Schublade eines Aktenschrankes.

Drei waren grau angestrichen, sahen wie die Kunststoffmodelle aus, die man in Laboratorien zu verwenden pflegt. Im untersten Schubfach desselben Aktenschrankes lagen mehrere Knochen herum.

An der Wand stand neben einem Fenster ein blaues 200-Liter-Faß mit schwarzem Deckel. Dem Beamten, der den Deckel öffnete, drang ein bestialischer Gestank in die Nase. In das Faß hatte Dahmer die geköpften Torsos von Turner, Weinberger und Bradhoft gestopft.

Verweste Hände und Genitalien fand man in einem Metallkessel im Schrank. Daneben standen Säurefässer.

Über Dahmers Bett und in seinem Badezimmer hingen männliche Aktfotos. Einige pornographische Videos und eine Kasette mit dem Film »Der Exorzist« waren im Schlafzimmer verstreut, wo auch ein Fernseher und ein Videorecorder mit Fernbedienung standen. Außerdem besaß Dahmer einen Personalcomputer, und auf dem Bett lag eine Polaroidkamera.

Ein Fototagebuch und zwei Schädel fand man im Computer-Pappkarton. Weitere Bilder fanden sich in der Schublade der Schlafzimmerschrank und auf dem Gefrierschrank in der Küche.

Die Bilder zeigten »männliche Personen in verschiedenen Stadien chirurgischer Zerlegung«, wie es in der klinischen Sprache des Berichts ausgedrückt wurde, den die Gerichtsmedizinerin Shirley Gaines schrieb. Einfach ausgedrückt: Man hatte die Menschen regelrecht geschlachtet.

Einige der nackten Männer auf den Fotos trugen Handfesseln ähnlich denen von Tracy Edwards.

Ein Foto zeigte Konerak Sinthasomphone. Außer diesem Bild war von dem 14jährigen Jungen nur noch sein nackter Schädelknochen übriggeblieben. Damals ahnte noch niemand, wie sein Tod die Polizei und die Stadt einmal blamieren würde: Es stellte sich bald heraus, daß Polizeibeamte, die den Jungen nackt und völlig benommen auf der Straße aufgelesen hatten, Dahmer gestatteten, ihn in seine Wohnung zurückzubringen. Damals ahnte auch niemand, daß es Koneraks Bruder war, der von Dahmer zuvor sexuell belästigt worden war.

Bei der Durchsuchung des Apartments stießen die Polizisten auf eine elektrische Kettensäge, Flaschen mit Äthylalkohol, Chloroform, Formaldehyd, Salzsäure und einen Behälter mit Lysol-Sprühdesinfektion. Es gab auch rezeptpflichtige Fläschchen mit Lorazepam, einem Beruhigungsmittel, und mit Doxepin, einem Mittel gegen Depressionen. Diese Medikamente waren Dahmer von den Strafvollzugsbehörden verschrieben worden.

Die einzigen Nahrungsmittel in der Wohnung waren — abgesehen von Lacys Herz und dem Bizeps, die Dahmer seinen späteren Angaben zufolge in Pflanzenöl zu braten pflegte - Kartoffelchips, Bier und ein Glas Senf. Auf einem Tisch fand man auch etwas Fischfutter.

Nichts wurde übersehen, auch nicht die Ausweise der Opfer Bradefort und Oliver Lacy, die ein Beamter entdeckte. In der Polizeiarbeit konnte alles zum Beweisstück werden oder zum

entscheidenden Steinchen bei der Vollendung eines Mosaiks. Für alle Verbrechen Schauplätze gelten dieselben Regeln, ob es sich nun um Einbruch oder um den Verdacht auf Massenmord handelt. Dahmer mußte verhört, jede seiner Angaben überprüft werden. Dann galt es, die Toten zu identifizieren, ihre Familien zu benachrichtigen. Physische Beweisstücke mußten erfaßt, verzeichnet und bearbeitet werden. Die Ermittler suchten nach Zeugen und Leuten, die Dahmer kannten, um Hinweise auf das Geschehen zu bekommen. Straftaten aufzudecken mag einfach erscheinen. Sie vor Gericht nach den Regeln des Gesetzes zu beweisen ist etwas völlig anderes.

Im Gewahrsam gab sich Dahmer gegenüber der Polizei äußerst kooperativ. Es war so, als hätte man die Qual, dreizehn Jahre lang finstere Geheimnisse verbergen zu müssen, von seiner Seele genommen.

Er erzählte eine Geschichte, die von der Polizei mitgeschrieben wurde — die Polizei von Milwaukee arbeitet grundsätzlich nicht mit Tonband oder Videokamera. Es war eine Geschichte, die kaum zu glauben war und die Grenzen menschlicher Vorstellungskraft zu überschreiten schien.

Den von der Polizei aufgezeichneten Angaben zufolge hatte Dahmer siebzehn Menschen umgebracht - alles männliche, alles Fremde —, angefangen mit einem Anhalter in Ohio, nur zwei Wochen nach seinem Schulabschluß vor dreizehn Jahren an der High-School. Die Polizei fand Überreste von insgesamt elf Leichen in seiner Wohnung.

Dahmer gab an, die Opfer mit Geldversprechungen in die Wohnung gelockt zu haben, wo sie für Fotoaufnahmen Modell sitzen, Pornofilme mit ihm ansehen oder Sex mit ihm treiben sollten. Dann habe er ihnen mit Schlafmittel versetzte Drinks gegeben, sie stranguliert und zerstückelt, wobei ihm die Badewanne als eine Art Schlachttrug gedient habe. Einige Körperteile habe er durch die daneben stehende Toilette gespült, weiteres Fleisch wurde in dem 230-Liter-Säurefaß aufgelöst. Manchmal, so sagte er, hatte er mit seinen Opfern noch sexuellen Verkehr, bevor er sie umbrachte. Dahmer bekannte, an vier Lei-

chen sexuellen Mißbrauch begangen zu haben.

David Thomas starb eines seltsamen Todes. Dahmer war zu dem Schluß gelangt, daß dieser Mann nicht sein Typ sei, dennoch habe er ihn umgebracht. Er glaubte, der junge Mann könnte vielleicht so wütend über seine Betäubung werden, daß er die Cops rufen würde. Dahmer ließ die Leiche spurlos verschwinden. Nichts blieb zurück, und es gab nur Dahmers Worte, daß der grausige Vorfall sich überhaupt ereignet hatte. Im Laufe der Zeit, so erklärte der Täter, habe er damit begonnen, Schädel als Andenken oder >Totems< aufzubewahren, die ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Er kochte sie in Kesseln auf dem Herd, bis er einen schaurigen Brei aus abgelöstem Fleisch erhielt. Einer der Schädel stammte von einem Mann, den Dahmer nach eigenem Geständnis im Haus seiner Großmutter in West Allis, einem Vorort von Milwaukee, umgebracht hatte. Neben seinem früheren Zuhause und dem schmutzigen Apartment war das der dritte Schauplatz, an dem er seine Morde beging.

Inzwischen evakuierte die Polizei alle Wohnungen auf Dahmers Etage in der 25. Straße. Die Nachbarn versammelten sich auf der Straße, einige trugen Nachthemden oder Schlafanzüge, oder was immer sie rasch überziehen konnten. In der allgemeinen Unruhe konnte sowieso niemand schlafen. Der Übertragungswagen des Senders >Channel 12< war mit den ersten Kamerateams eingetroffen. Lokalreporter der beiden in Milwaukee erscheinenden Zeitungen, des *Journal* und des *Sentinel*, hatten den Polizeifunk abgehört und waren auf dem Weg zum Schauplatz. Pulsierende Hektik in den Nachrichtenzentralen der Stadt. Die Reporter bedrängten die Menschenmengen, um immer neue Details zu erfragen. Schon bald sollten die Kabeldienste und Nachrichtennetze die düsteren Neuigkeiten weltweit durch den Äther jagen. Besonders in Deutschland verfolgte man die Entwicklung mit großer Betroffenheit. Hier hatte Dahmer einen Teil seines Militärdienstes geleistet, und in diese Zeit fielen einige ungeklärte Morde.

Neugierige Nachbarn aus angrenzenden Wohnungen ließen

die versammelte Menschenmenge auf rund 300 anschwellen. Nach dem Heer der Uniformierten zu schließen hätte es der Tag X in Kuwait sein können.

Dahmer hatte man schon längst weggeschafft. Die Polizei hatte den Sender >Channel 12< gebeten, keine Aufnahmen davon zu machen, wie er aus der Wohnung gebracht wurde. »Wäre das ein Schwarzer gewesen, dann hätten sie ihm die Kamera bis in den Hals stopfen dürfen«, schrie jemand. Es war das erste Anzeichen von Rassenspannungen in dieser vorwiegend von Farbigen bewohnten Gegend. Dahmers Entdeckung wirkte wie ein Funke am Pulverfaß. Schon bald würde sich das überall in der Stadt unter der Oberfläche schwelende Mißtrauen gegenüber der polizeilichen Arroganz Luft verschaffen. Beamte in Zivil trugen sechs Kisten mit Beweisstücken heraus. Kartons mit der Aufschrift > Schädel < wurden in den weißen Kombi des Gerichtsmediziners gestellt. Die Rücksitze waren umgeklappt, um Platz für die Ladung zu schaffen. Durch das Fenster des Wagens konnten Zuschauer einen Schädel erkennen, der noch teilweise von Haaren bedeckt war. Aber dort schien noch etwas anderes abzulaufen. Mit gelben Schutzanzügen bekleidete Männer, Atemmasken vor dem Gesicht, durch Helme und schwere Handschuhe geschützt, schleppten einige schwere Gegenstände die Treppen herunter. Ein Kühlschrank wurde herausgetragen und in einen Lastwagen von TJ Contractors verladen, einer Chemiefirma, die auf Gefahrentransporte spezialisiert war. Einige Zuschauer behaupteten, den Inhalt dieses Kühlschranks noch über mehrere Blocks hinweg riechen zu können.

Man konnte förmlich hören, wie es der Menge den Atem verschlug, als die Männer in ihrer Chemieschutzkleidung das blaue Faß herunterschleppten. Durch die Luftschutzmasken hindurch drang das Keuchen der Arbeiter.

Die schauerlichen Entdeckungen lösten in der gesamten Nachbarschaft sofort ein gedämpftes Stimmengewirr über die beunruhigenden Geheimnisse eines Einzelgängers aus, eines der wenigen Weißen, die hier wohnten. Was steckte hinter dem fau-

ligen Gestank; den man bisher als verdorbene Lebensmittel abgetan oder für eine verstopfte Toilette oder Ausdünstungen des Müllplatzes draußen gehalten hatte? Was bedeuteten die Geräusche der elektrischen Kettensäge wirklich, wo doch jeder geglaubt hatte, ein Heimwerker sei an der Arbeit? Und das Poltern auf den Dielenbrettern hatte es nicht jeder achselzuckend für das Herumalbern Betrunkener gehalten? Die Berichte über Leichen in der Wohnung ließen makabre Phantasien erblühen. Das Oxford-Apartmentgebäude, ein flacher, rechteckiger Ziegelbau mit 49 Wohnungen, war 1962 errichtet worden. Der im Besitz der Metropolitan Associates, einer gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft, befindliche Komplex bot Sozialwohnungen für einkommensschwache Mieter. Kriminalität war hier nichts Außergewöhnliches. Am 4. Mai 1991 wurde ein Mieter in der dritten Etage ermordet. Die Polizei gab damals an, daß Dean M. Vaughn, sechsundzwanzig, von einem Unbekannten mit bloßen Händen erwürgt worden war. Zum Zeitpunkt von Dahmers Verhaftung war der Fall noch ungelöst. Zwei Blocks vom Apartmentgebäude entfernt gibt es zwei Strip-Kneipen, wo die Männer ihr Bier trinken und Obenohne-Tänzerinnen mit den Augen verschlingen. Die Zuhälter gehen in der nahegelegenen State Street ihren Geschäften nach. Straßenbanden überwachen am hellichten Tage die Drogengeschäfte. Kinder spielen in abfallübersäten Höfen voller Autoschrott. Die Fenster vieler Wohnungen und Geschäfte sind mit Brettern vernagelt.

Noch sieht die mit Bäumen gesäumte 25. Straße nicht so wüst und verwegen aus wie die Stadtkriegszonen in Harlem, der Bronx, North-Philadelphia, East Los Angeles oder East St. Louis. Dennoch: Dieses Viertel kommt immer mehr herunter, und die Anwohner fügen sich resigniert in ihr Elend.

In den letzten zehn Jahren stieg der Anteil der farbigen Bevölkerung von 37% auf 69%; der Anteil der Weißen hingegen sank, der letzten Volkszählung zufolge, im gleichen Zeitraum von 54% auf 18%.

Fast 90% der Einwohner dieses Viertels sind Mieter, die mei-

sten leben in Wohnblocks, wobei die durchschnittliche Monatsmiete 280 Dollar beträgt, was deutlich unter dem Durchschnitt in Milwaukee und Wisconsin insgesamt liegt. Für sein Einzimmerapartment zahlte Dahmer 296 Dollar im Monat.

Jetzt starren die Menschen gebannt auf das Oxford-Apartmentgebäude, als wäre es Draculas Schloß oder eine Realität gewordene Monsterburg.

Direkt unter Dahmers Wohnung erzählte Aaron Whitehead den Reportern, daß er oft durch lautes Klopfen und Poltern aus dem Schlaf gerissen worden sei. »Eines Nachts hörte es sich an, als wäre da oben ein Junge. Er schrie, als ob ihn seine Mutter gerade verdroschen hätte. Dann hörte ich ein polterndes Fallgeräusch, als ob er sich verletzt hätte.«

Ein anderes Mal sei das Krachen und Klopfen so laut geworden, daß er, Whitehead, sich schnellstens in eine Ecke seines Schlafzimmers geflüchtet habe. »Ich sprang aus dem Bett, weil ich glaubte, sie würden jetzt direkt durch die Decke krachen«, sagte er. Er habe den Vorfall nicht angezeigt, weil es nach etwa zehn Minuten wieder ruhig geworden sei.

Aber dieses nächtliche Poltern war nicht das einzige sonderbare Geräusch gewesen.

»Früh am Abend hörte ich manchmal eine Elektrosäge. Ich dachte, er würde sich etwas bauen«, sagte Pamela Bass, eine Flurnachbarin von Dahmer, gegenüber in Nummer 214. »Ich hörte ihn da drüben oft mit sich selbst sprechen oder mit sich selbst schimpfen, richtig laut, und ich wußte, daß doch niemand bei ihm war.«

Und dann war da noch der Geruch, dieser durchdringende Gestank verrottenden menschlichen Fleisches. Niemand, der jemals die Gerüche eines verwesenden Leichnams eingeatmet hat, wird vergessen, wie sich ihm die Nase zusammenzog. Aber niemand wollte wahrhaben, daß es der Geruch des Todes war, der aus dieser Einzimmerwohnung strömte.

»Seit Wochen rochen wir hier irgend etwas, aber wir dachten, es wäre ein totes Tier oder etwas Ähnliches. Kein Mensch dachte an Leichen«, sagte Ella Vickers, eine weitere Nachbarin.

Manche suchten hinter Herden und Kühlschränken nach toten Nagetieren. Andere gaben die Suche nach der Ursache auf und kaschierten den Geruch mit Räucherstäbchen oder Luftreinigungsgeräten .

Bei einer der wenigen Gelegenheiten, bei denen er mit Dahmer zusammengetroffen war, hatte John Batchelor ihn gebeten, doch bald etwas gegen den Geruch zu unternehmen.

»Allmählich war ich es leid, nach Hause zu kommen und diesen Mist zu riechen. Manchmal konnte man es noch im Parterre herunter spüren«, sagte Batchelor. Lud er Gäste in seine Wohnung ein, so empfahl er ihnen, sich die Nasen zuzuhalten, bis sie an Dahmers Tür vorbei waren.

Larry Marion, der zum Zeitpunkt von Dahmers Einzug in Nummer 213, im Mai 1990, Hausmeister war, gab an, daß der Gestank im Frühjahr so durchdringend war, daß sich die Bewohner beschwerten. »Wären wir Kriegsveteranen gewesen, dann hätten wir den Todesgestank erkannt«, erzählte er den Reportern.

Zur Rede gestellt, verstand es Dahmer ein ums andere Mal, sich beschwichtigend herauszureden. Er machte verdorbenes Fleisch oder ein abgestandenes Aquarium für die Ausdünstungen verantwortlich und versprach verbindlich, das in Ordnung zu bringen, damit er niemandem zur Last falle. Die Wohnungsverwaltung forderte ihn mehrfach auf, seine Gefriertruhe zu säubern. Zumeist ließ der Geruch dann nach, so daß man den Behörden keine Meldung machte. Dann aber fing alles wieder von vorn an. Besonders schlimm wurde es an heißen Tagen.

»Mir erzählte er, der Geruch käme von seinem Gefrierschrank — verdorbenes Fleisch. Ich nahm es ihm ab. Warum hätte ich ihm auch nicht glauben sollen«, sagte Pamela Bass. Sie hatte einen Zettel mit der Bitte um Abhilfe unter Dahmers Tür geschoben und ihn mehrfach daraufhin angesprochen.

Sie und ihr Mann Vernell erlaubten es dem Sender WLS, einer Radiostation aus Chicago, die nur Wortbeiträge sendet, ihre Morgensendung zwei Tage nach der fürchterlichen Entdeckung der Leichen direkt aus ihrem Apartment zu übertra-

gen. Die von den Anrufern am häufigsten gestellte Frage lautete: »Wie riecht es bei Ihnen?«

Nanetta Lowery, einundzwanzig, wohnte über Dahmers Wohnung in Nummer 313. Sie zeterte so lange, bis die Hausverwaltung ihrer Forderung nachgab und sie in eine andere Wohnung einziehen ließ. Der Ursache dieser permanenten Geruchsbelästigung aber ging niemand auf den Grund.

»Der Gestank wurde so schlimm, daß er sich in meiner Kleidung festsetzte, nicht einmal nach dem Waschen bekam ich ihn heraus. Aber sollte ich wissen, daß er von toten Menschen stammte?« fragte Mrs. Lowery die Reporter.

»Mein Vater sagte, es roch wie der Tod. Aber diese Bemerkung habe ich als bloßen Scherz abgetan«, sagte Mrs. Lowery. Auch auf den Nachbargrundstücken blieb der Geruch nicht unbemerkt. Gene Mitchell stieg er gelegentlich in die Nase. »Ich hielt es für die Kanalisation. Man öffnete nur die Tür, und schon roch man es.«

Diese Wohngegend, nur wenige Blocks von der Marquette Universität entfernt, war durch eine Unzahl willkürlicher Gewaltakte abgehärtet und gegenüber der Vernachlässigung durch die Obrigkeit abgestumpft. Jeffrey Dahmer war das düstere Zeugnis dafür, wie weit die Menschen den Glauben an die Tragfähigkeit des Gesellschaftssystems verloren hatten. Das Grundgesetz des Überlebens lautete hier: Kümmere dich immer nur um deine eigenen Angelegenheiten!

Und überhaupt, wer glaubt denn schon, daß sein Nachbar Menschen umbringt, verstümmelt und die Reste aufbewahrt? Viele Menschen neigen dazu, nur das zu sehen, was sie sehen wollen.

Pat Laur, die Ecke 24. Straße und Kilbourn wohnt, gab an, so oft Pistolenschüsse und seltsame Geräusche zu hören, daß sie sich längst nicht mehr die Mühe machte, jedesmal die Polizei zu rufen.

»Zuerst war es so; Wenn wir nachts einen Schrei hörten, dann spitzten wir sofort die Ohren«, sagte Mrs. Laur. »Aber wenn wir jetzt noch einen Schrei hören, dann hören wir schon

kaum noch hin.«

John Batchelor sah, wie die Polizei Dahmers Apartment gründlich filzte und die Polaroid-Aufnahmen überprüfte. »Dem hier hat er den Brustkorb aufgeschnitten und anschließend Säure darüber geschüttet«, hörte er einen Beamten sagen.

Polizeichef Philip Arreola, seit achtzehn Monaten oberster Polizeibeamter der Stadt, traf frühmorgens am Ort des Geschehens ein. Er veranstaltete die erste von später Dutzenden von Pressekonferenzen und Nachrichtenshows außerhalb des Oxford-Apartments.

Während einer späteren Pressekonferenz äußerte der Gerichtsmediziner Jeffrey Jentzen, daß die im Apartment gefunden Überreste »kannibalistische Handlungen nicht ausschließen ... Gutachten darüber werden später folgen«.

Die Wohnung Nummer 213 wurde von der Polizei versiegelt und mit einem Schild versehen, auf dem in rosa Schrift zu lesen stand: BEWEISMITTEL.

Schon bald strömten Kinder und Jugendliche aus der Nachbarschaft herbei, um die Tür zu berühren. Einige schlichen auf Zehenspitzen den Korridor entlang, um im wahrsten Sinne zu >schnüffeln<. Eine morbide Faszination griff um sich. Menschen kamen aus allen Teilen der Stadt, um das Gebäude zu betrachten. Sie ignorierten die Polizeiabspernung an beiden Enden des Wohnblocks.

Am nächsten Tag berichteten die Bewohner, daß manche Leute ungezielte Schüsse auf das Gebäude abgegeben und gedroht hätten, den ganzen Komplex in die Luft zu jagen. Man warf den Hausbewohnern vor, nicht schon früher etwas bemerkt zu haben.

Einen Monat nach der Entdeckung waren nur noch drei Wohnungen bewohnt. Die Oxford-Apartments werden nie wieder sein, was sie einmal waren. Und das gilt auch für das Viertel, ja, selbst für die ganze Stadt.

Am Abend der grausigen Funde stand Tracy Edwards draußen in der Menge und beobachtete, wie die Polizei Fässer und Behälter heraustrug, die mit menschlichen Köpfen und Körper-

teilen gefüllt waren. Mit jedem gräßlichen Einzelteil drang ein Stück Wahrheit nach draußen.

Schlagartig wurde Edwards bewußt, daß er knapp dem Tod entronnen war. Dann wurde ihm klar, daß er auch einer menschlichen Folterkammer und der Schlachtbank entronnen war. Er sah sich als einen großen Glückspilz an, weil er einen Fallensteller überlistet und bezwungen hatte, dessen Blutgier seit 13 Jahren unstillbar gewesen war.

Siebzehn andere vor ihm hatten es nicht geschafft. Einer war ein Anhalter, der nächste ein Ausreißer. Zwei andere waren vierzehnjährige Jungen, noch nicht der Pubertät entwachsen. Bei anderen handelte sich um zufällige, homosexuelle Kontakte, die aus Schwulenbars, von Straßenecken oder von Bushaltestellen weggelockt worden waren. Da waren auch Freidenker und solche, die das Risiko liebten: anfällig dafür, der Aufforderung eines Weißen mit klaren Zügen zum Mitkommen zu folgen. Einige hofften auf Angebote als Modelle und freuten sich, daß man sie fotografieren wollte, besonders, wenn jemand ihnen dafür noch Geld bot. Der älteste war dreiunddreißig Jahre alt.

Fast alle kannten Dahmer nur wenige Stunden. Trotzdem wagten sie sich bereitwillig in die übelriechende Wohnung eines Fremden.

Neben elf Männern schwarzer Hautfarbe waren es noch ein Laote, ein Lateinamerikaner, ein Indianer und drei Weiße. Eins war ihnen gemeinsam: Sie standen zur Verfügung. Und wegen ihrer Lebensführung war es bei vielen von ihnen schwer, sie wieder aufzuspüren, wenn sie einmal vermißt wurden.

Tracy Edwards, zweiunddreißig, gab an, Vater von sechs Kindern zu sein, jedes hatte eine andere Mutter. Aber am 22. Juli, als er Dahmer in der Grand Avenue Mall über den Weg lief, war er gerade auf der Suche nach irgendeiner Party.

Edwards war Hilfsarbeiter und Dachdecker; im Juni zog er von Tupelo, Mississippi, zu seinem Bruder Jerome, der in der Nähe von Dahmers Wohnung lebte. Ein anderer Bruder, Terry, und sein Vater, leben ebenfalls in Milwaukee.

Edwards hatte Dahmer >herumhängen< sehen, und die beiden kamen in Milwaukees Grand Avenue Mall ins Gespräch. Sie machten Pläne, einige andere Leute zu treffen, um eine Spontanfete zu organisieren. Zuerst nahmen sie jedoch ein Taxi zu dem Apartment, wo Edwards Bruder wohnte. Es war niemand zu Hause, also nahm Edwards die Einladung Dahmers in dessen Apartment an. Sie besorgten sich unterwegs zwei Sechser-Container Budweiser-Bier. Auf Edwards, der im Straßenalltag clever und gewitzt war, wirkte Dahmer wie ein ganz gewöhnlicher Bursche. »Er schien völlig normal. Hätte ich irgendwelche Zweifel gespürt, wäre ich nicht mitgegangen«, sagte der Mann.

Tatsächlich staunen die Fachleute, die das Persönlichkeitsprofil von Massenmördern analysieren, immer wieder über deren Anpassungsfähigkeit; oft gelingt es den Serienmördern, das Vertrauen ihrer Opfer zu gewinnen, bevor sich ihre monströse Psyche offenbart.

Ein Beispiel: Ted Bundy wurde 1989 hingerichtet, nachdem er zugegeben hatte, achtundzwanzig Frauen umgebracht zu haben. Bis zu dem Augenblick, in dem der Staat Florida den Strom für den elektrischen Stuhl, der dort >Old Sparky< (alter Funkensprüher) heißt, einschaltete, bekam Bundy ständig Heiratsanträge von Frauen, die von seinem Aussehen und seinem Charme bezaubert waren.

Und John Wayne Gacy sitzt in Illinois in der Todeszelle, weil er dreiunddreißig junge Männer und Jugendliche gefoltert und umgebracht hat, die er dann größtenteils unter seinem Haus begrub. Gacy ist als der >Killerclown< bekannt. Denn es war sein Hobby, sich häufig in Clownskostüme zu kleiden und sich als Clown zu schminken.

Dahmer wäre niemals solange unerkant geblieben, wenn er uns als tobender Wahnsinniger begegnet wäre oder wenn er sich wie eine feuerspeiende Kreatur aus der schwarzen Lagune aufgeführt hätte. Er ist ca. 1,83 m groß, wiegt 84 kg und ist von mittlerer Statur, mit rötlichen Haaren und braunen Augen. Dahmers harmloser Charme mag Edwards veranlaßt haben,

ihm in die Wohnung zu folgen. Doch dann mußte sicherlich rasch eine Menge erklärt werden, was den Gestank betraf. Dahmer entschuldigte sich. — »Er sagte, es wäre der Abfluß«, erinnert sich Edwards. Da er nur auf ein Bier bleiben wollte, kam Edwards trotz des bizarren Geruchs herein. Wie viele andere den Mief bemerkt hatten, die Wohnung jedoch ungeachtet dessen betraten, ist ein Geheimnis, das nur die Toten kennen. Dann sollte ein Alptraum Wirklichkeit werden oder, wie Edwards es bezeichnete, »ein vierstündiges Gastspiel in der Hölle«.

Edwards nippte an seinem Bier und fühlte sich plötzlich etwas duselig. Hatte man ihm etwas hineingetan? Er wollte aufstehen und gehen.

Aber während Edwards, ca. 1,80 groß und rund 73 durchtrainierte Kilogramm schwer, unruhig wurde, verwandelte sich Dahmer urplötzlich in eine andere Person: Die tiefliegenden Augen weiteten sich, sein Durchschnittsgesicht strahlte plötzlich Kraft aus; die Stimme nahm einen eiskalten Befehlston an. Edwards saß auf dem Sofa und sah im Aquarium rechts von ihm den Fischen zu, als Dahmer, wie aus dem Nichts, plötzlich Handschellen und ein Messer in der Hand hatte. Die Bewegung verriet Übung, Dahmer hatte dieses Vorgehen offenbar bei seinen anderen >Gästen< zur Perfektion gebracht.

Während Edwards in der rechten Hand noch seine Dose Bier hielt, schloß sich schon der kalte Stahl um sein linkes Handgelenk. An seiner Brust fühlte er die spitz zulaufende Messerklinge.

Dahmers Stimme klang, als käme sie vom Grunde eines Grabes. Er hatte die Situation in der Hand.

»Er schaltete von Doktor Jekyll auf Mister Hyde um. Es war, als ob ich plötzlich Satan persönlich gegenüberstand«, erzählte Edwards. »Er kündigte an, er werde mein Herz herauschneiden -und es essen.«

Aber zuerst verlangte Dahmer, daß sein Besucher sich auszog und für Fotos Modell saß. Dies gehörte zu seiner Routine: Befehle erteilen, seine Phantasien erfüllen, Männer dazu zu

bringen, ihm zu Willen zu sein.

Edwards spielte auf Zeit, trödelte beim Aufknöpfen des Hemdes und blieb auf der Couch sitzen, um mehr Bier zu trinken, während er versuchte, sich aus diesem Dilemma herauszureden. Er war schon vorher in kitzlige Situationen geraten und brauchte jetzt Zeit zum Nachdenken.

Mein Gott, wie komme ich hier bloß heraus? dachte Edwards.

Dahmer schob Edwards mit der Messerspitze ins Schlafzimmer, aber Edwards gelang es, im Gespräch den Rückweg ins Wohnzimmer anzutreten.

Edwards beschwor Dahmer, ihn als einen Freund nicht zu verletzen. Er dachte daran, aus einem Fenster zu springen. Bei mehreren Gängen ins Badezimmer, wo er sich vom Budweiser erleichterte, studierte er die Türschlösser, um herauszufinden, wie rasch er fliehen könnte.

Schließlich, es war gerade elf Uhr nachts vorbei, machte Edwards seinen Zug. »Entweder wird er mich umbringen müssen, oder ich muß ihn umbringen«, sagte Edwards.

Edwards landete einen Karateschlag in Dahmers Gesicht, dann sprintete er zur Tür. Noch bevor er sich ganz durch die Türöffnung herausgezwängt hatte, packte ihn Dahmer an den Handgelenken und bot Edwards an, ihm die Handschellen abzunehmen, wenn er wieder hereinkäme.

Edwards riß sich los und raste den Gang hinunter. Er spurtete aus dem Apartmentgebäude heraus und wandte sich nach links in die 25. Straße, wo Earl Peterson ihn mit Handschellen in Richtung Killbourn Street laufen sah.

»Er brüllte in einem fort >Hilfe!< Er winkte einen Polizisten heran und brachte ihn zum Gebäude zurück«, sagte Peterson. Später, nachdem Edwards zugeschaut hatte, wie die Polizei die Horrortaten des Jeffrey Dahmer enthüllte, seufzte Edwards vor Erleichterung tief auf.

»Ich bin dankbar dafür, daß ich noch am Leben bin«, sagte er. »Wäre ich nicht entkommen, so würde dieser Kerl immer noch sein Unwesen treiben. Mit ist, als habe Gott mich dorthin

geschickt, um diesen Kerl zu schnappen.«

Er hört sich an wie ein reumütiges Kind, das sich, zu spät freilich, an die elterlichen Ermahnungen erinnert, nicht zu Fremden in die Wohnung zu gehen.

»Ich brauche keine neuen Freunde mehr zu gewinnen«, sagte er. »Ich bin froh über die, die ich habe. Ich möchte keine anderen Menschen mehr kennenlernen.«

Drei Wochen später verließ Edwards das Glück. Eine Grand Jury (Große Strafkammer) in Lee County, Mississippi, hatte im November 1990 wegen des Vorwurfs sexueller Mißhandlung eines vierzehnjährigen Mädchens offiziell Anklage gegen Edwards erhoben, jedoch wurde er nicht verhaftet oder formell angeklagt. Wie Edwards glaubte und wie es aus Zeitungsberichten zu entnehmen war, ließen die Unterlagen darauf schließen, daß der Fall zu den Akten gelegt worden war, als das Mädchen nicht zur Anhörung erschien.

Die Behörden von Mississippi wußten nicht, wo sich Edwards aufhielt, bis sie von seinem Abenteuer in Milwaukee hörten, und baten die Polizei, ihn wegen Fluchtgefahr bis zu einem Auslieferungsverfahren in Gewahrsam zu nehmen. Später wurde er gegen Kautions entlassen.

»Wir wurden darauf aufmerksam, daß es sich hier um dieselbe Person handelte, gegen die eine Klage wegen sexueller Mißhandlung vorlag«, sagte Rob Coleman, der stellvertretende Bezirksstaatsanwalt von Lee County.

Der geheimnisvolle Mann

Das Rätsel des Massakers von Milwaukee liegt zunächst in einer ganz schlichten Frage: Wer ist Jeffrey L. Dahmer? Versucht man, hierauf eine Antwort zu geben, so stellen sich gleich eine ganze Reihe anderer Fragen: Warum mordete er? Welche inneren Qualen trieben ihn? Wie erträgt ein Mensch es, anderen solches Leid zuzufügen? Warum gestand er den Behörden alles? Kann man seinen Bekenntnissen Glauben schenken? Polizeichef Philip Arreola kündigte bei seiner ersten Pressekonferenz an, daß die Ermittlung sich ausführlich mit den Motiven Dahmers beschäftigen würde. »Wir untersuchen nicht nur die Frage nach dem Täter. Wir ermitteln auch das Warum und das Wie«, sagte Arreola.

Fachleute, die die innersten seelischen Vorgänge untersuchen, könnten Jahre damit verbringen, die Zusammenhänge aufzuklären, und vielleicht wird niemand jemals erfahren, wie ein Mann, der in der Anonymität der Masse arbeitete und dort untertauchte, sein reales > Schweigen der Lämmer< verfassen und durchleben konnte und wie er dabei Dinge tun konnte, die die literarische Figur >Hannibal, der Kannibale< erschreckt hätten.

Jeffrey Dahmer war ein Einzelgänger in panischer Angst vor der völligen Leere. Als Kind bewahrte er Tierschädel und Knochen auf; als Erwachsener waren menschliche Körperteile seine Souvenirs. Er pflanzte Blumen für seine Großmutter, gestand aber, daß er in ihrem Keller Männer umgebracht und zerlegt hatte. Wenn ihn schon die Behörden nicht aufhalten konnten, warum fühlte er nicht die Schuld, die Reue oder genug Abscheu, von allein aufzuhören?

Es bieten sich keine griffbereiten Erklärungen für die Triebkräfte einer monströsen Seele an, die in ihrer Qual vergeblich versuchte, ihre innere Leere mit Alkohol auszufüllen, und die dem Horror sexueller Manipulationen an toten Männern verfiel. Erste Anzeichen für das schlummernde Grauen hat es durchaus gegeben. Rückblickend bekommen diese Anzeichen

aber mehr Gewicht als zur Zeit ihres ersten Auftretens. Schon in jungen Jahren schrie Dahmer förmlich nach Aufmerksamkeit, wenn auch noch unbewußt. Aber diese Hilfeschreie wurden nicht gehört. Nicht von Eltern, die so tief in ihren ganz persönlichen Krieg (eine erbitterte Scheidungsauseinandersetzung) verstrickt waren, daß ihr Sohn sich als ein Ausgestoßener fühlte. Nicht von verwunderten Klassenkameraden oder von den Vorgesetzten, die Dahmer beim Militärdienst erlebten. Auch nicht von einem Richter, der ihn auf Bewährung laufen ließ, statt ihn für die Belästigung eines Jungen ins Gefängnis zu stecken. Und auch die überlastete Bewährungshelferin hörte die Hilferufe nicht.

Dahmer, der ältere von zwei Söhnen aus einer gescheiterten Ehe, wuchs in einem gutbürgerlichen Vorort von Akron, Ohio, auf. 1982 zog er nach Milwaukee, wo er zunächst bei seiner Großmutter im Vorort West Allis lebte, bevor er sich eine eigene Wohnung in der Innenstadt mietete.

Eine Woche vor seiner Verhaftung verlor Dahmer seinen Arbeitsplatz. Es war nicht das erste Mal, daß er auf der Verliererseite stand: Nach nur einem Semester hatte er das Studium an der Ohio State University 1978 aufgegeben. 1981 war er wegen übermäßigen Alkoholkonsums vorzeitig aus der Armee entlassen worden.

Bis er am 15. Juli wegen chronischer Abwesenheit gefeuert wurde, arbeitete Dahmer sechseinhalb Jahre in der als »Friedhofsschicht« bezeichneten Nachtschicht der Ambrosia Chocolate Co. Als Hilfsarbeiter verdiente er dort 8,25 Dollar die Stunde.

Als einer von 380 Mitarbeitern gehörte er zu den Mischern in der Produktionsabteilung dieser 97 Jahre alten Firma, die süßes braunes Konfekt herstellte, welches dann von anderen Süßwarenherstellern zu Candy- und Schokoriegeln verarbeitet wurde. Der süße Duft des Kakaos, der aus der Schokoladenfabrik entströmte, stand in krassem Gegensatz zu dem Verrottungsgestank in seiner Wohnung.

Gegenüber seinen Arbeitskollegen wahrte Dahmer kühle

Distanz. Er gab nicht viel von seinem Privatleben preis, und niemand interessierte sich besonders dafür. Einige Arbeiter erinnerten sich jedoch daran, wie er ausgemusterte Fässer nach Hause schleppte, um darin etwas aufzubewahren. Häufig ging er zu Fuß nach Hause oder nahm den Bus. Ein Auto besaß er nicht. Ein Taxifahrer erinnert sich daran, wie Dahmer das blaue 230-1-Faß im Taxi zu seinem Apartment transportierte.

Dahmer behielt seine Arbeit auch noch, als er eine Strafe für die sexuelle Belästigung eines dreizehnjährigen laotischen Jungen absaß. Im Januar 1989 wurde er der sexuellen Notzucht zweiten Grades und der Verführung eines Kindes zu unzüchtigen Handlungen für schuldig befunden und verurteilt. - Was war geschehen? Er hatte den Jungen mit einem Versprechen auf 50 Dollar für das Posieren als Fotomodell in seine Wohnung gelockt. Der Anklageschrift zufolge gab Dahmer eine Schlaf-tablette in die Kaffeetasse des Jungen, dann streichelte er ihn, während der Junge teilweise entkleidet vor der Kamera stand. Dasselbe machte er auch mit anderen Männern, aber dieser Junge konnte irgendwie entkommen. Dahmers Familie glaubt, daß sich dieser Vorfall an genau jenem Tag ereignete, als Dahmer in seine eigene Wohnung einzog.

Die Verurteilungen resultierten in Gefängnisstrafen von fünf Jahren bzw. drei Jahren, die zu einer Gesamtstrafe zusammengezogen wurden, jedoch setzte der Richter das Urteil überwiegend zur Bewährung aus. Dahmer erhielt eine Strafe von einem Jahr im Rahmen eines Freigängerprogramms im städtischen Justizzentrum, so daß er nachts in der Schokoladenfabrik arbeiten und seine Strafe in einem Schlafsaal der untersten Sicherheitskategorie verbüßen konnte, wo er mit achtzig bis neunzig Männern zusammen untergebracht war. Selbst hier brauchte er wegen vorzeitiger Entlassung nur zehn Monate zu verbringen.

Damals konnte es noch niemand wissen, aber später würde er gestehen, schon vor dieser Verurteilung fünf Morde begangen zu haben. Nachdem er im März 1990 auf Bewährung entlassen worden war, nahm er seine grausige Gewohnheit sofort

wieder auf.

Nach den Enthüllungen des 22. Juli bestand Dahmers erste öffentliche Erklärung, die durch seinen Verteidiger, Gerold P. Boyle, verbreitet wurde, in dem Wunsch, reinen Tisch zu machen.

»Es ist alles meine Schuld. Es kommt die Zeit, in der man ehrlich sein möchte, und ich möchte jetzt ehrlich sein«, so zitierte Boyle die Äußerungen Dahmers.

Boyle bemerkte über seinen Klienten: »Er wollte einen Schlußstrich ziehen. Er wollte der Polizei einen vollständigen und ungeschönten Bericht über seine Handlungen abgeben. Er sagte, niemand außer ihm selbst trage die Schuld. Nicht das System, nicht die Gerichte, nicht die Bewährungshelfer.« Boyle hatte Dahmer schon in dem Fall der sexuellen Belästigung von Minderjährigen verteidigt — einem Vorfall, der einen ersten Hinweis auf Dahmers innere Qualen lieferte.

»Wir haben hier einen sehr kranken jungen Mann, der sehr viele seelische Probleme mit sich herumschleppt«, stellte Boyle fest, nachdem die wesentlich schrecklicheren Verbrechen Dahmers entdeckt worden waren.

Dahmers Vater Lionel, ein Chemiker bei der Firma PPG Industries in Pittsburgh, sprach in den seltenen Zeitungsinterviews sehr schmerzvoll von seinem Sohn. »Kein Zweifel, daß er geisteskrank ist«, sagte Lionel Dahmer dem *Milwaukee Sentinel* unmittelbar nach den Entdeckungen vom 22. Juli. »Jeff war niemals gesellschaftlich angepaßt. Er bewegte sich immer außerhalb des sozialen Umfeldes. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll... Er war einfach anders.«

Lionel reiste nach der Verhaftung seines Sohnes nach Milwaukee, um ihn zu besuchen und um seine eigene, siebenundachtzigjährige und schwerkranke Mutter, Catherine Dahmer, zu sehen, bei der Jeffrey einige Zeit gelebt und in deren Haus er drei Morde begangen hatte. Catherine Dahmer, eine pensionierte Lehrerin, litt seit kurzem an einer Lungenentzündung. Während Lionel Dahmer bei ihr war, sah er eine Fernseh-Talkshow aus Milwaukee über die Rechte der Opfer von Verbrechen

und rief dort an.

»Ich war mir nie im klaren darüber, wie krank er wirklich war. Jetzt erkenne ich, daß er wirklich geisteskrank ist, aber ich wußte nie, bis zu welchem Grade«, erzählte er Joe Smith, dem Showmaster und Gastgeber bei Smith & Company.

Auf die Frage, was er seinem Sohn sagen würde, antwortete Lionel Dahmer: »Ich werde ihm sagen, daß ich ihn liebe. Und ich werde, wie immer, ihm in meinen Gedanken und Gebeten zur Seite stehen. Ich bin zutiefst bekümmert.«

Kurz danach sprach er mit dem *Akron Beacon Journal* über seinen Sohn.

»Wie kann jemand, der sonst höflich und freundlich und ziemlich normal ist, dennoch diese furchtbaren Dinge tun, es sei denn, daß er sich in größter Not und geistiger Verwirrung befindet?« fragte der 55jährige Dahmer. »Er war immer ein Mensch, der grundsätzlich freundlich und nett war, aber durch irgend etwas zutiefst beunruhigt und verunsichert, und das schon seit langer Zeit.«

Dahmers Stiefmutter Shari war Zeugin eines Lebens, das in Scherben lag und jetzt völlig außer Kontrolle geraten zu sein schien.

»Umarmungen waren ihm unmöglich. Er konnte niemanden berühren. Seine Augen waren tot«, erzählte sie dem Blatt *The Plain Dealer* aus Cleveland. »In diesem Jungen schlägt schon lange kein Herz mehr. Er ging um wie ein Zombie.«

Dahmers Mutter, Joyce Flint, mied die Medien und meldete ihr Telefon zwei Tage nach der Entdeckung ab. Sie ist verantwortliche Sachbearbeiterin für die Central Valley Aids-Hilfe in Fresno, Kalifornien, die Aids-Opfern beratend und helfend zur Seite steht.

»Mrs. Flint hat niemandem etwas zu sagen«, sagte Patience Milrod, die Anwältin der Frau. »Sie können sich ihre Verfassung vorstellen. Ich glaube, sie hält dies jetzt für den Zeitpunkt, sich privat mit dem Trauma dieser Anklagen und Vorwürfe auseinanderzusetzen. Das einzige, was sie der Öffentlichkeit mitteilen kann, ist, daß sie ihren Sohn liebt und daß sie in Ruhe

gelassen werden möchte.«

Jeffrey Dahmer gab gegenüber seinem Bewährungshelfer an, daß er schon seit fünf Jahren nichts mehr von seiner Mutter gehört hatte, bis sie ihn im März 1991 anrief. Zwischen jener Zeit und dem Tag seiner Verhaftung, so Dahmer, habe er achtmal gemordet.

Joyce Flint aus Chippewa Falls, Wisconsin, hatte Lionel Dahmer, einen Chemie-Studenten an der Marquette University, am 22. August 1959 in Milwaukee, West Allis, geheiratet. Zehn Monate später, am 21. Mai 1960, erblickte Jeffrey Dahmer im Evangelical Deaconess Hospital in Milwaukee das Licht der Welt.

Es sollte eine von Sorgen geplagte Familie werden.

1961 erwarb Lionel den ersten akademischen Grad (Bachelor), 1962, in Marquette, den Magistergrad. Dann zog er mit seiner Familie um, er wollte an der Iowa State University in Chemie promovieren.

1966 ließ sich die Familie im Nordosten von Ohio nieder, in den Vororten westlich von Akron und südlich von Cleveland. Hier verbrachte Jeffrey seine Schulzeit, hier entwickelte er seine Vorliebe für Alkohol, hier sah er den Zank und Streit zwischen seinen Eltern, und hier erhielt er seinen ersten Chemie-Experimentierkasten, den er an dem Fleisch von Tieren ausprobierte. Hier erlebte er sein Abschlußjahr der High-School, nahm am Schülerball teil, graduierte, und, wie er selbst sagte, hier brachte er erstmals einen Mann um.

Als Lionel 1966 eine Anstellung bei PPG Industries in Barberton bekam, war das für den jungen Dahmer ein großes Jahr. Er zog in ein neues Haus ein, besuchte die erste Klasse der Hazel-Harvey-Grundschule und bekam ein Brüderchen David, der am 18. Dezember geboren wurde. Es gab Hinweise - aber keine verlässlichen Aussagen von Familienmitgliedern oder Freunden —, daß Joyce Dahmers zweite Schwangerschaft schwierig verlief. Ein Lehrer notierte in einem Berichtsblatt über die erste Klasse, daß sich der sechsjährige Jeffrey Dahmer in dieser Zeit von seiner kränklichen Mutter vernachlässigt«

fühlte. Eine unheilvolle Saat war gelegt worden.

Jeffrey schloß die erste Klasse in der Hazel-Harvey-Grundschule nicht ab. Die Familie zog um, und er wurde einen Monat vor den Sommerferien an einer anderen Schule angemeldet. Ein Jahr später zog die Familie nochmals um, diesmal in ein Haus im Rancherstil auf einem rund 7000 Quadratmeter großen Grundstück in Bath Township, einer gutbürgerlichen Vorstadt, wo die Nachkommenschaft der Familie Firestone (Phoenix-Reifen) und andere Privilegierte aus den nahegelegenen Reifenwerken in Akron residierten.

Das Heim der Dahmers hatte einen Teich mit eigener Quelle und viele hübsche Dinge, mit denen Kinder spielen konnten: einen Keller, in dem sich ein Junge seine eigene kleine Welt schaffen konnte, einen Holzschuppen auf dem Hügel, der ein tolles Klubhaus abgab. Das Anwesen lag an Nummer 4480 Bath Road, einer Landstraße ohne Bürgersteige. Die Umgebung bildeten Gartenvereine und vornehme Tennisplätze. Lionel Dahmer hatte im College Tennis gespielt. Auch sein Sohn widmete sich diesem Sport. Die freien Flächen, das laubreiche Strauchwerk und die kurzgeschorenen Rasenflächen waren das krasse Gegenteil der verkommenen Wohngegend in Milwaukee, wo Jeffrey seine späteren Jahre verbrachte, einer Wohngegend, wo Drogenhändler, Prostituierte und Straßenbanden ihr Unwesen trieben.

Ist Jeffrey Dahmer in seiner Kindheit irgend etwas zugestoßen, was dazu beitragen könnte, seine Entwicklung besser zu verstehen?

Eine Notiz in Dahmers Bewährungsakte bezieht sich auf ein Telefongespräch mit Lionel Dahmer am 27. April 1990. Der Vater sagte damals, daß Jeffrey im Alter von acht Jahren von einem acht Jahre alten Nachbars jungen mißbraucht wurde. Die handschriftliche Anmerkung der Bewährungshelferin besagte, daß Lionel Dahmer sich fragte, ob diese Episode »ein Grund dafür sein könnte, warum der Betreffende Schwierigkeiten mit der Sexualität hat«.

Jeffrey Dahmer hingegen erzählte später den Polizeibeamten

in seiner Gefängniszelle, daß er sich an einen derartigen Vorfall nicht erinnern könne.

»Wir baten die Polizeibehörde von Milwaukee ausdrücklich darum, Herrn Dahmer zu fragen, ob er als Kind sexuell oder körperlich mißbraucht worden sei«, erklärte Captain John Gardner von der Bath Township Polizei. »Er antwortete: >Nein, von niemandem.<«

Ob der junge Dahmer sexuell mißbraucht wurde oder nicht, seine Kindheit war in jedem Fall leidvoll genug: vor allem durch das bittere Scheitern der Ehe seiner Eltern und den Zerfall seines Heims.

Daß bei den Dahmers Streit herrschte, war allgemein bekannt.

Dies ist einer der Gründe dafür, warum ihn auch nur wenige Spielkameraden in seinem Haus besuchten. Warum sollten sie sich auch dem Gezeter zweier Erwachsener aussetzen, die sich offenbar ständig in den Haaren lagen.

1977 reichte Lionel Dahmer nach achtzehn Ehejahren die Scheidung ein. In der beim Gericht von Summit County eingereichten Scheidungsklage warf er seiner Frau >extreme Grausamkeit und grobe Pflicht Vernachlässigung < vor. Sie reichte eine Gegenklage ein, die ähnliche Vorwürfe enthielt.

Die Ehe wurde offiziell am 24. Juli 1978 geschieden. Richter Richard V. Zurz vom Bezirksgericht in Summit entschied zugunsten von Mrs. Dahmer und kam zu dem Schluß, daß zwischen den Parteien unglückselige Differenzen aufgetreten sind, die es für sie unmöglich machen, noch länger als Ehegatten zusammen zu leben <.

Als Teil der Scheidungsvereinbarung wurden Joyce Flint monatlich 400 Dollar als Unterhalt zugesprochen, zuzüglich 225 Dollar monatlich als Unterhalt für das Kind; die Mutter erhielt auch das Sorgerecht über ihren jüngeren Sohn David. Jeffrey hingegen war bereits achtzehn Jahre alt und wurde vom Gericht als Erwachsener eingestuft, so daß er von dem Scheidungsverfahren ausgeschlossen wurde. ,

Lionel Dahmer erklärte sich bereit, seiner Frau ihren Anteil

am Haus auszubezahlen.

Bevor er in ein Hotel umzog, hatte Lionel sich in eine Ecke des Hauses zurückgezogen, wodurch er den Kontakt mit seiner Frau extrem einschränkte. Ein Bekannter erzählte, daß Dahmer sogar eine Trennlinie mit einem primitiven Sicherheitssystem zog - ein Satz Schlüssel war an eine Schnur gebunden, so daß diese klingeln würden, sobald seine Frau in diesen Raum eindrang.

Während dieses zähen häuslichen Kleinkriegs zog Mrs. Dahmer ohne Wissen von Lionel aus und nahm ihren jüngsten Sohn mit. Jeffrey, der als Erwachsener nicht offiziell von dem Scheidungsverfahren betroffen war, wurde in einem leeren Haus ohne Geld, ohne Essen und mit einem schmutzigen Külschrank zurückgelassen.

Die Gerichtsunterlagen spiegeln die aufschäumenden Emotionen der Trennung wider. Lionel Dahmer bemühte sich um das Sorgerecht für seinen jüngeren Sohn. Sein Rechtsanwalt, George A. Clark, plädierte dagegen, den Jungen mit seiner Mutter gehen zu lassen, und begründete diesen Schritt mit ihrer >fortgeschrittenen Geisteskrankheit<. Dennoch erhielt sie das Sorgerecht, zumindest vorübergehend. 1982 billigte das Gericht Davids Entscheidung, zu seinem Vater zurückzugehen.

Es war ein Kampf ohne Sieger. Mrs. Dahmer gelang es, vom Gericht eine Verfügung zu erwirken, die es dem Vater untersagte, >sie oder die minderjährigen Kinder in irgendeiner Weise zu belästigen, anzugreifen oder zu stören.<.

Im August zog Mrs. Dahmer mit ihrem Jüngsten nach Chipewa Falls, Wisconsin, zurück. Entsprechend einer beim Gericht durch ihren geschiedenen Ehemann eingereichten Klage machte sie sich auf den Weg, >wobei sie den älteren Sohn, Jeffrey, allein im Haus zurückließ und ihn anwies, niemandem etwas von ihrem Auszug zu erzählen.<

Das Zerwürfnis und die Erbitterung überdauerten die Ehe.

Am 6. August 1980, volle zwei Jahre nach der Scheidung, rief Mrs. Dahmer die Polizei von Bath Township an, um eine lautstarke und mit Rempelen verbundene Auseinandersetzung

mit ihrem früheren Ehemann anzuzeigen. Es wurde eine Klage erhoben, und der Polizeibericht verzeichnete: »Die beiden Parteien gaben an, den Rest der Nacht Ruhe zu halten.« Es war nicht klar, warum sie in ihrem früheren Haus zusammengekommen waren, welches Lionel zu der Zeit gerade zum Verkauf anbot.

Mehrere Nachbarn sagten jedoch, es sei nicht das erste Mal gewesen, daß man die Behörden einschalten mußte, um die Ruhe wieder herzustellen. »Die Polizei mußte mehrmals herauskommen«, meinte Susan Lehr, eine ehemalige Nachbarin.

Mrs. Lehrs vier Söhne waren ehemalige Spielkameraden der Dahmer-Kinder. Wenn sie in die Ferien fuhren, übernahm Jeffrey ihre Zeitungstour. Mrs. Lehr war eine der wenigen, die mitbekam, daß die häuslichen Turbulenzen den Jungen nachhaltig verstört hatten: »Als ich ihn kennenlernte, spielte sich in seinem Leben gerade etwas Katastrophales ab, und niemand konnte ihm helfen. Das machte mir sehr zu schaffen«, sagte sie. »Die guten Anlagen wurden verschwendet. Diese Taten sind unmenschlich, und doch beging sie ein Mensch. Warum?« Die Leute, die den heranwachsenden Jeffrey Dahmer kannten, dürften die Tiefe seiner Qualen kaum ermessen haben, aber sie registrierten sein bizarres Verhalten und seine schrulligen Hobbys.

Auf dem Dahmer-Anwesen befand sich auf einem Hügel, etwas vom Haus und der Garage entfernt, ein Holzschuppen, in dem einmal Gartengeräte und alle möglichen Teile herumlagen, wie Hauseigentümer sie nun einmal sammeln.

Für Jeffrey war dies seine private Burg. Wurde seine Welt durch die streitenden Eltern erschüttert, so konnte er die Außenwelt ausschließen und Trost in seiner Holzhütte finden, wo er die liebsten Schätze seiner Kindheit beherbergte.

Er sammelte leidenschaftlich Insekten und durchforstete Wiesen und Wälder nach den verschiedensten Insektenarten: Gottesanbeterinnen, Schmetterlinge, Motten, Spinnen, Libellen aus dem Teich, Käfer aller Arten. Er hielt sie in leeren Einmachgläsern verschlossen und präparierte sie in Formaldehyd. Er ord-

nete die Schaustücke in den Gläsern auf Regalen an und genoß die Macht, Lebewesen konservieren zu können: sie würden nicht aus der Laune eines Streits heraus zu einem Nichts zerrinnen.

Mit den Käfern klappte es so prächtig, daß er sich an andere Kleintiere heranwagte: Backenhörnchen und Eichhörnchen, die die Bäume hinter seinem Haus bewohnten; Hunde und Katzen, die von den Autos überfahren worden waren, die unablässig die Landstraße vor seiner Hausauffahrt entlangrollten; Waschbären, Beutelratten, Waldmurmeltiere, Kaninchen und kleine Vögel. Der junge Dahmer experimentierte mit immer neuen Trophäen.

Verrottendes Fleisch und ekliger Gestank waren unangenehme Nebenwirkungen, aber Dahmer lernte, daß Chemikalien und Säuren Felle und Häute auflösen und Fleisch zerschmelzen lassen konnten, so daß nur noch gebleichte Knochen übrigblieben.

Außerhalb des Schuppens legte er sich einen >Friedhof der Kuschartiere< an. Er begrub die Kadaver, die Schädel der Backenhörnchen und Eichhörnchen aber spießte er an Kreuzen auf.

»Ich erinnere mich an diesen Friedhof. Er hatte eine ziemlich umfangreiche Sammlung von Skeletten«, sagte Eric Tyson, ein Spielkamerad, drei Jahre jünger als Dahmer.

Andere Jungen sammelten in aller Unschuld Baseball-Karten und Kinderspielzeug. Dahmer verblüffte sie mit der Frage:

»Kommst du mit, totgefahrene Tiere sammeln?« Er nahm sein Fahrrad und fuhr die ruhigen Landstraßen entlang, um nach toten Lebewesen Ausschau zu halten.

Tyson und ein Freund erinnern sich an den Tag, als Dahmer ihnen einen großen Krug mit einer trüben schwarzen Flüssigkeit zeigte. Dahmer sagte, er enthielte einen Waschbären, aber die Burschen lachten ihn aus.

Um zu beweisen, daß er nicht log, zerschlug Dahmer das Gefäß an einem Stein und enthüllte so die darin enthaltene, verwesende Beute. Der Gestank warf sie fast um.

Damals kam auch Gerede über Schoßhunde und Katzen auf, die Jeffrey umgebracht und auf Bäume und Stangen aufgespießt haben sollte. Aber erst als Dahmer verhaftet wurde, rief Jim Klippel die Polizei von Bath Township an, weil er sich an eine alte Geschichte erinnerte. Klippel, ein ehemaliger Nachbar, gab an, daß er und eine Freundin 1975 einen Hundeschädel auf einem Stock aufgespießt fanden. Der Kadaver, gehäutet und ausgeweidet, war an einen nahestehenden Baum genagelt. Es war an einer Stelle im Wald, knapp 300 Meter vom Haus der Dahmers entfernt. Etwa 100 Meter weiter hatte Klippel eine andere gespenstische Entdeckung gemacht. Dort befand sich ein Feuerloch, von dreizehn kleineren Feuerstellen umgeben; das Ganze sah aus wie ein okkultes Opferplatz. »Ein ganz schön gruseliger Anblick. Für uns sah das aus wie eine Art Teufelsanbetung«, sagte Klippel.

Niemand konnte beweisen, daß dies Dahmers Werk war, aber Klippel erinnert sich: »Ich hörte allerhand Geschichten über ihn, daß er komische Sachen mit Tieren anstellte.« Andere Kameraden mußten daran denken, was sie nahe der Landstraße zwischen Bath und Medina an einem Fischteich erlebt hatten. Die jungen Angler hatten die Barsche und Weißfische, die ihnen an den Haken gegangen waren, wieder ans Wasser zurückgegeben. Nicht so der junge Jeffrey Dahmer. Er nahm seinen Fang und schnitt ihn mit seinem Taschenmesser in kleine Stückchen. Dann warf er die zerkleinerten Überreste ins Wasser zurück, so daß andere Fische angelockt wurden, um sie zu fressen.

»Warum schneidest du sie so klein, Jeff?« hatte einer der Jungen gefragt.

»Ich möchte wissen, wie sie von innen aussehen, es interessiert mich, wie die Dinge funktionieren«, erzählte ihm Dahmer. Ein Spielkamerad erinnert sich an etwas, was Dahmer besonders faszinierte. Er hörte gerne das Herz schlagen, legte seine Hand oder sein Ohr gegen die Brust eines anderen, um den Atem des Lebens zu hören, das Pulsieren in den Arterien und Venen.

Jahre später fühlte Dahmer immer noch gern den Puls. Allerdings waren es da die ersterbenden Herztöne von Männern, die er selbst stranguliert hatte. In seinen Aussagen gegenüber der Polizei gab Dahmer an, daß er seine Opfer getötet habe, indem er mit seinen bloßen Händen oder mit einem Lederriemen oder einer Hantel das Leben aus ihnen förmlich herausgequetscht habe.

Nach Ansicht der Fachleute ist das Erwürgen und Strangulieren die von Serienmördern bevorzugte Tötungsart.

Ein gequälter Clown

Die Klassenkameraden betrachteten Jeffrey Dahmer nicht mit einer solchen klinischen Neugierde, sie stellten sich nicht die Frage, was diesen sonderbaren Burschen im Innersten bewegte. Aber ihnen fiel auf, daß er zuviel trank und sich so seltsam benahm, daß er die Aufmerksamkeit geradezu auf sich ziehen mußte.

Dahmers Alkoholsucht wurde erstmals in der siebten Klasse bemerkt. Sein Klassenkamerad Chip Crofoot fand seine im Schrank eingebunkerten Gin-Vorräte.

»Außer an seine Trinkerei kann ich mich nicht an viel erinnern. Er hielt sich eigentlich die ganze Zeit ziemlich abseits«, erinnerte sich Crofoot.

Klassenkameraden von der High-School sagten, daß er eine Scotch-Fahne hatte; sie wollen damals schon bemerkt haben, wie er Bierdosen sehr erfinderisch im zerrissenen Futter einer olivgrauen Armee-Geländejacke verstaute. Dadurch brauchte er nicht an seinen Schrank zu gehen oder das Gebäude zu verlassen, wenn er Alkoholnachschub brauchte.

In den Frühstadien des gewohnheitsmäßigen Trinkens senkte der Alkohol Dahmers Hemmschwelle weit genug, daß er verrückte Streiche spielen konnte: Er konnte blöken wie ein Schaf, er simulierte höchst gekonnt epileptische Anfälle, er saß in der stillen Bibliothek und rief plötzlich laut nach »Mrs. Shepherd«, wurde jedoch von der alternden Bibliothekarin niemals erwischt.

In der Revere High School, die in einer bürgerlichen bis wohlhabenden Wohngegend lag, durchzogen von Einkaufszentren und kurvenreichen Straßen, bezeichnete Dahmer den Alkohol als seine >Medizin< — ein selbstverschriebenes Tonicum zur Linderung von Schmerzanfällen. Der Fusel leistete seiner Schwäche für Spinnereien Vorschub. So zog Dahmer zum Beispiel auf dem Boden mit Kreide die Umrisse von Phantasie-Leichen, oder er preßte seine Nase gegen die Glasscheibe einer Tür, um die Schüler im Deutschunterricht zum Lachen zu

bringen.

Das skurrile Benehmen entwickelte bald eine Eigendynamik: Jeder verrückte Spaß wurde als >Dahmerei< bezeichnet. Ein gewitzter Psychiater hätte vielleicht einen gepeinigten Jugendlichen hinter dieser Maske entdeckt, der einen inneren Tumult abregierte, aber in der Schule stellte niemand Dahmer zur Rede.

Das einzige Durchschnittliche an Dahmer waren seine Leistungen in der Abschlußklasse. Ein paar Fächer schaffte er mit den Noten Eins und Zwei, was aber durch einen gleich großen Anteil an Fünfen ausgeglichen wurde. Er konnte in ein und demselben Fach hervorragend sein oder aber kläglich scheitern, je nach Stimmungslage und psychischer Verfassung.

Der Brillenträger Dahmer spielte ebensogern Klarinette wie Hallentennis. Er laß gern Romane wie Tolkiens >Der Herr der Ringe< und interessierte sich für Schach und Computer. Als Oberstufenschüler nahm er mit einem Satz neuer Hanteln den Kraftsport als Gewichtheber auf. In seiner Freizeit arbeitete er als Kellner bei *Lanning's*, einem ziemlich teuren Restaurant.

Seinen nachhaltigsten Eindruck aber hinterließ Dahmer dadurch, daß er aus einem High-School-Gruppenfoto herausretuschierte wurde, auf dem er nichts zu suchen hatte.

Auf Seite 98 des Revere-Oberstufen-Jahrbuchs findet man fünfundvierzig strahlende Mitglieder der National Honor Society (nationale Ehrengesellschaft), der Blüte der gesamten Schülerschaft. Einer der Oberstufenschüler in der dritten Reihe von oben hat jedoch überhaupt kein Gesicht. Dort befindet sich nur eine spukhafte Silhouette, mit einem Filzstift ausgeschwärzt; Jeffrey Dahmer war in seiner Militärjacke an dieser Stelle abgebildet gewesen. In einem der für ihn typischen Streiche hatte er sich in das Gruppenporträt hineingeschmuggelt, wo er sicherlich keinen Platz verdient hatte. Der Präsident der National Honor Society wurde fuchsteufelswild und ordnete an, daß Dahmers Abbild ausgelöscht wurde.

Irgendwie wurde diese Episode beispielhaft für Dahmers

Leben, eine billige Metapher. Er versuchte, Aufmerksamkeit zu erringen, und erreichte dadurch nur, daß er ignoriert wurde. »Schon damals fanden wir die Sache unheimlich«, behauptet der Mitschüler Michael Kukral. »Wir sagten, >Guck mal, sie haben Jeff kaltgemacht. Sie haben ihm den Kopf abgeschnitten^ In der Schule wußte jeder, wer auf dem Bild gewesen war.« Es war nicht das einzige Mal, daß Dahmer die Akademiker für dumm verkaufte, indem er sich in das Bild einer Ehrengesellschaft einschlich. Denselben Scherz zog er als Junior-Student ab.

Es gibt noch ein anderes, unheimliches Bildnis. Dahmer ließ sich mit den Mitarbeitern der *Laterne*, der Schülerzeitung, fotografieren. Zwölf seiner Kollegen blickten in die Kamera. Dahmer hingegen, genau in der Mitte der Gruppe, wendet den Blick ab, schaut nach rechts. Es sieht aus wie ein Porträt für das Verbrecheralbum: der Verdächtige im Profil.

Seinen Einfallsreichtum stellte Dahmer auf einer Klassenfahrt nach Washington D. C. unter Beweis. Er rief im Weißen Haus an und schaffte es, daß man ihm auf der Stelle eine Besichtigungstour für Vize-Präsident Walter Mondales Büro genehmigte.

Einen anderen bemerkenswerten Scherz zog er für eine Gruppe ab, die der Dahmer-Fan-Klub genannt wurde. Eine Handvoll Studenten legten ihr Taschengeld zusammen, insgesamt ungefähr 15—20 Dollar, um Dahmers Vorstellung im Summit County Einkaufszentrum zu sehen. Dahmer brauchte dieses Eintrittsgeld, um Bier zu kaufen; so besorgten ihm seine Kumpel gleich ein Sechserpack für sein Kommandounternehmen. Dann nahm der Fanclub außerhalb der Reichweite der Sicherheitsposten im Einkaufszentrum Platz. Gebannt sahen die jungen Leute zu, wie Dahmer die Rolltreppe entgegen der Fahrtrichtung heraufrannte und dabei brüllte »Aus dem Weg! Aus dem Weg!« Umgeben von Kunden und Besuchern simulierte er einen^epileptischen Anfall, um dann urplötzlich wieder aufzustehen und zu verschwinden.

Manchmal ging er in Geschäfte und warf sorgfältig aufgesta-

pelte Warenstapel um. Er verschüttete die Getränke an einer Imbißtheke, indem er sie mit seinem Regenschirm umstieß. Vor dem Feinkostgeschäft, wo eine Frau kostenlose Proben verteilte, stopfte Dahmer sich den Mund mit Luzerne-Schößlingen und Sonnenblumenkernen voll. Dann spuckte er dies alles vor der Frau aus und rief: »Ich bin allergisch! Ich bin allergisch! Jetzt muß ich sterben.«

Mike Kukral war Zeuge dieser typischen Halbstarcken-Scherznummern und lachte herzlich darüber. Dreizehn Jahre später blätterte er in einem Zug in der Tschechoslowakei seine Zeitung durch und stieß auf die Meldung, daß der Klassenclown gestanden hatte, siebzehn Menschen umgebracht und zerstückelt zu haben. Ihm gefror das Blut in den Adern.

»Im letzten Schuljahr hatte er ein Alkoholproblem. Wir flippten alle ziemlich aus wegen der Sachen, die er so anstellte, aber es war nichts dabei, was jemandem weh getan hätte. Mir war er nie als Monster erschienen, aber was er getan hat, war monströs. Mir kommt es so vor, als ob eines Tages in seinem Kopf etwas ausgesetzt hätte und er zu einer anderen Person geworden ist. Zwar wußten wir, daß er ein bißchen anders war, aber niemand von uns hätte das für möglich gehalten. Keiner von uns kann sich vorstellen, was ihn aus der Bahn geworfen hat«, sagte Kukral.

Dahmer machte die Erfahrung, daß er durch die Maschen schlüpfen konnte, mit allem durchkam. Die Studenten meinten, daß sich die Lehrer um ihn kümmern müßten, diese wiederum meinten, daß die Vertrauenslehrer für die Disziplin zuständig wären, die ihrerseits meinten, es wäre ein Fall für die Polizei, und diese überantwortete ihn den Richtern.

»Sein Verhalten manifestierte ein tiefes Bedürfnis, um jeden Preis Aufmerksamkeit zu erregen«, sagte der Mitschüler Jim Gibbs, der jetzt als Schriftsteller in Washington lebt. »Er suchte verzweifelt nach Aufmerksamkeit. Aber niemand hielt sich ihm gegenüber für verantwortlich. Keiner stellte ihn jemals zur Rede oder versuchte, ihm zu helfen. Niemand unternahm irgend etwas. Wir fanden genug Möglichkeiten, ihn zu ignorieren.« Dahmer gab in der Schule nicht viel von seinem Privatleben preis, aber jeder wußte, daß die Ehe seiner Eltern zerbrach. Und

ebenso schien etwas in Dahmers Herz zu zerbrechen.

»Zu Hause hatte er eine Menge Probleme. Wir alle wußten doch, wie heftig seine Eltern sich stritten und bekämpften. Das waren keine Leute, die man eben mal so besucht hätte«, sagte Mike Kukral. »Jeffrey trug immer ein leichtes Grinsen zur Schau.«

Dann mußte Dahmer noch ein weiteres Ritual vollziehen. Obwohl er für gewöhnlich keine Partys besuchte und sich auch nicht mit Mädchen verabredete, ging er mit Bridget Geiger zum Schulabschlußball. Sie war zwei Jahre jünger als er und im übrigen die Freundin eines seiner Freunde. Die dunklen Haare fielen ihr weit über die Schultern herab, und sie trug ein langes, rauchfarbenedes Kleid. Er entschied sich gegen einen Smoking oder ein Jackett und statt dessen für eine dunkelbraune Weste und eine breite Fliege. Er war so nervös, daß er nicht einmal selbst die Ansteckblume am Revers befestigen konnte, erinnerte sich Bridget; ihre Mutter mußte es für ihn tun.

Dahmer war krankhaft schüchtern, er tanzte keinen Schritt mit seiner Begleiterin. Er ließ sie sogar am Tisch sitzen, als er zu MacDonalds ging, um sich einige Cheeseburger zu holen. Die Verpackungen sah sie später noch in seinem Wagen liegen. »Es war schon schlimm genug, daß ich mich zu der Sache überreden ließ, und dann ließ er mich da auch noch sitzen«, klagte Bridget Geiger, die heute verheiratet und Mutter zweier Kinder ist. »Er wechselte keine zwei Worte mit mir. Er gab mir nicht einmal einen Gutenachtkuß. Statt dessen schüttelte er mir sehr förmlich die Hand.«

Ein paar Wochen darauf lud Dahmer sie zu einer Party in seinem Haus ein. Sie beschrieb diese Veranstaltung später als >Schwachsinn<, es waren gerade mal fünf Leute da. Es gab weder etwas zum Knabbern noch Musik, aber man veranstaltete eine Seance, und einer von Dahmers Kumpeln prahlte mit seiner angeblichen Kontaktaufnahme mit Luzifer. Als die Lichter gedämpft wurden und die Kerze flackerte, verließ Bridget das Haus und sah Dahmer niemals wieder. Sie kann sich nicht mehr daran erinnern, ob diese Party vor oder nach dem Datum stattfand, das Dahmer als den Tag seines ersten Mordes angab. Martha Schmidt, die zusammen mit Mike Kukral zum Ober-

stufen-Abschlußball ging, lehrt heute als Soziologieprofessorin an der Universität in Columbus, Ohio. »Schon in sehr jungen Jahren war er zermartert und verlogen«, sagte sie den Reportern. »Sein Verhalten balancierte immer nahe am Abgrund. Er schien ununterbrochen nach Hilfe zu rufen, aber niemand kümmerte sich im geringsten um ihn.«

Am 4. Juni 1978 schloß Jeffrey Dahmer die High-School ab. Genau zwei Wochen später bestand er die Initialisierungsriten für die düstere Welt eines Massenmörders.

Beim zehnjährigen Klassentreffen 1978 versammelten sich die Mitschüler, um Erinnerungen an die früheren Zeiten auszutauschen. Dahmer glänzte durch Abwesenheit, aber irgend jemand erwähnte seinen Namen. »Hey, was ist eigentlich aus Jeff Dahmer geworden?«

»Oh, er ist wahrscheinlich irgendwo Massenmörder oder so etwas«, antwortete ein anderer der ehemaligen Schüler. Alles lachte. Aber wenn Dahmers Aussagen bei der Polizei stimmen, dann hatte der traurige Clown zu der Zeit, als seine Klassenkameraden in Ohio über ihren rabenschwarzen Scherz lachten, schon vier Menschen umgebracht.

Ein blutiger Anfang

Am 18. Juni 1978 trampete Stephen Mark Hicks von seiner Wohnung in Coventry, Ohio, zu einem Rock-Konzert im fünfzig Kilometer entfernten Chippewa Lake Park. Seither hat ihn seine Familie nicht wieder gesehen.

Er hatte sich auf ein paar Urlaubstage im Sommer gefreut, an denen er ein bißchen ausspannen wollte, bevor er sich überlegte, was er mit dem Rest seines Lebens anfangen würde.

Wenige Tage zuvor hatte er sein Diplom von der Coventry High School erhalten, und in vier Tagen würde er seinen neunzehnten Geburtstag feiern. Für ihn fing das Leben gerade erst an.

Er war ca. 1,80 Meter groß, wog 73 Kilo, trug die braunen Haare ziemlich lang und lächelte gern. Seine Kleidung entsprach der typischen Uniform eines Freigeistes: Blue Jeans, blaue Sportschuhe und eine Halskette mit einem roten Kreuz als Anhänger.

Einige Schulfreunde, die Hicks trampen sahen, gabelten ihn um 11.00 Uhr vormittags auf und fuhren ihn zu dem Rock-Konzert. Man überlegte vage, sich an dem Abend vielleicht zu einer Party wiederzutreffen, aber Hicks tauchte nicht mehr auf.

Er kam auch nicht mehr nach Hause, doch seine Familie hatte sich längst daran gewöhnt, daß er länger fortblieb, und machte sich keine großen Gedanken. Als aber die Tage vergingen, riefen die besorgten Eltern nach und nach Freunde an, um zu fragen, ob jemand Stephen gesehen hatte. Schließlich erkundigten sich sogar in einigen Krankenhäusern. Vielleicht war er ja bei einem Unfall verletzt worden.

Sechs Tage später rief seine Mutter die Polizei an, und das Büro des Sheriffs von Summit County legte den Grundstock zu einer bald auf drei Zentimeter Umfang anwachsenden Vermißtenakte über Hicks.

Die Polizei verfolgte die Route des Trampers zurück, befragte Freunde und Bekannte und benachrichtigte die Behörden in den angrenzenden Gemeinden, um festzustellen, ob er irgendwo

anders aufgetaucht wäre. Hicks Name, Geburtsdatum und Personenbeschreibung wurden in ein landesweites Computernetz eingegeben, das zur Suche nach Vermißten beitragen sollte. Er schien wie vom Erdboden verschluckt zu sein. Gelegentlich kamen Berichte herein, daß jemand einen Mann gesehen habe, der Hicks ähnlich sehe und in einem Lebensmittelgeschäft Einkäufe mache. Es war wieder nur eine Sackgasse.

Immer wenn Meldungen über nicht identifizierte Leichen in anderen Teilen des Landes eintrafen, schickte Familie Hicks Zahnarztzeichnungen und sonstige Informationen dorthin. Wieder vergeblich.

Die Familie setzte eine Belohnung von 2500 Dollar aus und engagierte einen Privatdetektiv. In ihrer Verzweiflung konsultierten sie einen Hellseher, der aber bei dem Versuch, mit Stephen spirituellen Kontakt aufzunehmen, kläglich scheiterte. Im Laufe der Jahre verwandelten sich die Ängste und Sorgen der Familie in pure Resignation. Die Eltern ließen ihren Sohn offiziell für tot erklären, der Stachel der Ungewißheit jedoch hielt den Schmerz in ihren Seelen wach.

Schließlich erhielten sie eine Antwort, die ihnen aber mehr Qual als Erleichterung bereitete. Sie stammte von einem Mann mit tiefliegenden Augen, der bei der Polizei von Milwaukee gestand, siebzehn Männer ermordet zu haben: Sein erstes Opfer sei ein Tramper in Ohio gewesen — im Jahre 1978.

John Karabatsos, Kriminalbeamter bei der Polizei von Summit County, hatte den Fall Stephen Hicks bearbeitet. Als die Informationen aus Milwaukee eintrafen, fuhr er mit Lieutenant Richard Munsey von der Bath Township Polizei nach Westen. Am 27. Juli 1991 sprachen die beiden Beamten zweieinhalb Stunden lang mit Jeffrey Dahmer; sie hätten den Fall niemals geklärt, wenn Dahmer nicht bereitwillig ausgesagt hätte. Aber sie hatten nicht den Eindruck, daß Dahmer wegen seines ersten Mordes Schuldgefühle hatte.

Als die Beamten aus Ohio ihm ein Foto von Stephen Hicks zeigten, nickte Dahmer nur und sagte lakonisch: »Ja, das ist er.« Hicks und Dahmer waren nur zwanzig Kilometer vonein-

ander entfernt aufgewachsen, hatten sich jedoch niemals gesehen, bis Dahmer den anderen mit dem Daumen im Wind die Cleveland-Massillon-Landstraße in Bath Township entlanggehen sah. Er ließ Hicks ausgerechnet in der Nähe des Polizeireviers von Bath Township einsteigen, das etwa eine Meile vom damaligen Ranch-Wohnhaus der Familie Dahmer entfernt lag. Zu jener Zeit fühlte Dahmer sich verlassen. Sein Vater war im Laufe der bitteren Scheidungsschlachten ausgezogen, seine Mutter hatten seinen zwölfjährigen Bruder mitgenommen und Jeffrey allein in einem leeren Haus mit drei Schlafzimmern zurückgelassen.

Hicks akzeptierte das Angebot, auf ein, zwei Bier mit hereinzukommen, und so verbrachten sie einige Zeit, bevor Hicks unruhig wurde und sich zum Gehen entschloß. Die Gesellschaft eines Bekannten zu verlieren, auch wenn er diesen gerade erst kennengelernt hatte, war für Dahmer einfach zuviel. Er fühlte sich von seinen Eltern im Stich gelassen, und er würde es nicht zulassen, daß ihn noch irgend jemand verließ.

In einem Anfall buchstäblich mörderischer Wut, so Dahmer später, griff er nach einer Hantel und schlug Hicks damit auf den Kopf, anschließend begann er ihn mit der Hantelstange zu würgen. Das Todeskeuchen und der rasende Puls, den erst der Tod zum Stillstand brachte, hinterließen einen bleibenden Eindruck: Dahmer hatte eine Mordmethode entdeckt, die er noch wenigstens sechzehnmal wiederholen würde.

In der von den Polizisten in seiner Gefängniszelle niedergeschriebenen Aussage gab Dahmer an: »Der Bursche wollte gehen, und ich wollte nicht, daß er ging.« Wegen des schlichten Wunsches, nach Hause zu gehen, mußte Stephen Hicks sterben. Was sollte jetzt aber mit dem 73 kg schweren Leichnam geschehen? Dahmer überlegte fieberhaft. Er zog die Leiche nach draußen zum Eingang des >Kriechkellers<, eines umschlossenen Hohlraums zwischen dem Fundament aus Zementblöcken und dem Muttergestein, auf dem das Haus der Dahmers errichtet war. In jungen Jahren hatte Dahmer dort mit seinen Spielgefährten herumgetollt, und manchmal nutzte man diesen Hohl-

raum auch für Lagerzwecke.

Seinen Angaben gegenüber der Polizei war zu entnehmen, daß Dahmer ein Küchenmesser benutzte, um Hicks in diesem > Kriechkeller< zu zerteilen, wobei er die Leichenteile in große Plastiktüten stopfte. Er brachte die Beutel ins Auto mit der Absicht, sie in einer gottverlassenen Gegend wegzuworfen. Im letzten Augenblick überlegte er es sich aber anders und beschloß, sie im Hinterhof neben einem Entwässerungsrohr zu vergraben. Das Graben in der steinig, zerklüfteten Erde war harte Arbeit, und es gelang ihm nur, eine flache Grube auszuheben.

Etwas nagte an ihm. Was war, wenn das Grab entdeckt wurde? Da kam ihm eine bessere Idee. Er sah zu seinem Klubhaus hinüber, wo er gelernt hatte, wie Säure das Fleisch von Tierknochen löst. Dieses giftige Zeug würde bestimmt auch die menschlichen Überreste auflösen! Während der nächsten zwei Wochen macht sich Dahmer an die Arbeit und löste nach und nach die Haut, Muskeln und Gewebe ab.

Als nächstes nahm er einen Vorschlaghammer und schlug auf den Schädel, das Rückgrat, die Rippen, Arm- und Beinknochen ein. Er zerschmetterte den Körper in Hunderte von Einzelteilen, keines davon mehr als handtellergroß. Für Dahmer war es so, als könnte er alle in seinem Inneren angestauten Emotionen durch diese Schläge freisetzen.

Als er damit fertig war, sammelte Dahmer die Bruchstücke und trug sie wieder nach draußen. Sich im Kreise drehend, verstreute er sie so, daß sie von der Erde aufgenommen würden. Das Messer, mit dem er Hicks zerstückelt hatte, ließ Dahmer von einer Brücke der Bath Road in den Cuyahoga-Fluß fallen. Er warf auch Hicks' Halskette weg und verbrannte seine Brieftasche.

Dreizehn Jahre später, lange nachdem das Dahmer-Anwesen aufgegeben und verkauft worden war, mußte der neue Besitzer zusehen, wie sein Grundstück das Aussehen einer archäologischen Ausgrabung annahm. Tatsächlich gehörte ein Anthropologe von der Kent State Universität, C. Owen Lovejoy, zu den

Mitarbeitern der Behörden. Er wurde wegen seiner Studien an einem vier Millionen Jahre alten Fossil namens Lucy bekannt, eines Stücks Knochen, das einmal Licht in die Entstehung der menschlichen Rasse bringen könnte.

Ein weiterer Berater war Robert Mann, ein Anthropologe vom Smithsonian Institut, das eine wissenschaftliche Fundgrube für die Entstehungsgeschichte von Menschen, Tieren und Insekten ist. Dahinter stand der Gedanke, die Knochen ähnlich wie Teile eines Puzzles zusammenzufügen und den Körper zu rekonstruieren. Die mühevolle Kleinarbeit sollte Hicks' Identität bestätigen und sicherstellen, daß nicht noch jemand anders da draußen verstreut worden war.

Die Polizei riegelte das Gelände mit gelbem Absperrungsband ab, dann wurde der Hof durch ein Raster unterteilt, welches mit roten Bändern und Holzstangen markiert wurde, bevor man sich an die Arbeit machte. Dahmer hatte einen Lageplan gezeichnet, der angab, wo er die Knochen verstreut hatte.

In dem >Kriechkeller< versprühten Techniker mit Atemmasken über Mund und Nase eine Chemikalie namens Luminol, ein bewährtes Hilfsmittel der Kriminalistik. Wenn Luminol mit Blut in Berührung kommt, strahlt es ein grünliches Licht aus, ähnlich dem Hinterleib eines Glühwürmchens. Sogar dreizehn Jahre altes Blut würde reagieren.

Dem bloßen Auge fällt an den Schlackebrocken nichts auf.

Aber mit Luminol-Nebel, der aus zusammengepreßten Kunststoffflaschen versprüht wird, taucht plötzlich ein blutiger Handabdruck aus dem Nichts auf. Auf dem Boden des Muttergesteins leuchteten große Lachen getrockneten Blutes — weitere Zeugnisse von Dahmers Taten.

Im Hof durchkämmte ein fünfundzwanzig Mann starker Suchtrupp den Boden Zentimeter um Zentimeter nach Knochenresten. Die Polizei begann damit, zwischen fünf und dreißig Zentimeter tief in den steinigen Boden hinab zu graben, wobei jede Schaufel Erdreich durch ein Sieb geschüttet wurde, um weitere Leichenteile zu entdecken.

Nach einwöchiger Arbeit hatten die Behörden 593 Teile verzeichnet — Hunderte von Knochensplittern, Teile von zwei Schneidezähnen, ein Bruchstück eines Backenzahns, Fingerknochen und andere Dinge, jedes für sich in einem durchsichtigen Kunststoffbeutel aufbewahrt. Einer der Funde legte Zeugnis von Dahmers frühen Hobbys ab: Es war ein Glasgefäß mit Nagetierknochen.

»Mit dem Vorschlaghammer hat er gründliche Arbeit geleistet«, stellte William A. Cox, Gerichtsmediziner von Summit County fest.

Cox ist forensischer Pathologe und war während des Vietnamkrieges Leiter der Pathologie des Krankenhauses am Westover-Luftwaffenstützpunkt in Massachusetts. Er bildete sich später am Militärinstitut für Pathologie weiter, wo die Ärzte lernen, Kriegsoffer aus kleinsten Spuren und Bruchstücken zu identifizieren. Er hatte auch am Smithsonian Institut studiert.

Seine Arbeit ist klinisch und leidenschaftslos; sie besteht aus dem Zusammensetzen von Bruchstücken zu einem Gesamtbild, das dann seine eigene Geschichte erzählt. Aber Cox verlor nicht aus den Augen, daß es hier um eine menschliche Tragödie ging.

»Wir sind hier, um wissenschaftliche Bestimmungen durchzuführen«, sagte Cox. »Aber gleichzeitig lauert im Hinterkopf immer der Gedanke, daß dies einmal ein lebendes, atmendes menschliches Wesen war. Und irgendwo gibt es Menschen, die ihn liebten. Die Familie hat darum gebeten, daß ihr die Überreste zurückgegeben werden. Und das werden wir auch tun. So können die Angehörigen ihm die letzte Ehre erweisen.«

Die Familie Hicks hatte eine Locke vom Haar ihres Sohnes aufbewahrt und gehofft, daß sie diese eines Tages dazu verwenden könnten, einen genetischen Vergleich mit seinen Überresten durchzuführen, falls welche gefunden würden. Jetzt hatten sie ihre Antwort, nach dreizehn langen, schmerzlichen Jahren. Der Hoffnung bot sich kein Strohalm mehr dar.

In einer nach der Entdeckung veröffentlichten Erklärung

sagte die Familie: »Er hatte Qualitäten, auf die alle Eltern stolz gewesen wären. Er hatte aber auch einige Probleme, die vielen Jugendlichen seiner Zeit nicht fremd waren: Trinken, Rauchen, Strafmandate und gelegentlich Rüpeleien. Dahmers Taten haben das Leben jedes einzelnen von uns für immer verändert. Als Familie haben wir viel Zeit damit verbracht, die Motive für ein so abscheuliches Verbrechen verstehen zu lernen, und wir sind zu dem Schluß gelangt, daß einige Taten zu böse sind, als daß man dafür eine Erklärung finden könnte.«

In einem Interview mit dem *Akron Beacon Journal* sagte Richard Hicks, der Vater des brutal ermordeten Jungen, über Dahmer: »Ist er wahnsinnig? Meiner Meinung nach: nein. Er ist böse. Wenn ich glauben würde, daß Töten meinen Sohn zurückbringen könnte, dann würde ich es selbst tun.«

Die Familie bat darum, in Ruhe gelassen zu werden, damit sie im stillen trauern konnte. Sechzehn weitere Familien mußten später die Tiefe des Leids der Familie Hicks nachempfinden. Inzwischen ließen die Behörden von Ohio keinen Zweifel daran, daß sie auf der Suche nach weiteren Beweisstücken und zur Überprüfung der Aussagen Dahmers kein Fleckchen unerforscht lassen und keine Spur übersehen würden, ganz gleich, welche Geständnisse er machen und wie weit er mit der Polizei kooperieren würde. »Er ist genau die Person, die man für jedes Vergehen bestraft sehen will«, sagte Lynn Slaby, Bezirksanwältin im Summit County.

Staatsanwältin Slaby verzeichnete die kühl kalkulierte Präzision von Dahmers Vorgehensweise, die Überlegungen, die in seine Handlungsweise einfließen. »Ich habe das starke Empfinden, daß er nicht wie ein Wahnsinniger handelte. Seine Taten waren rational berechnet. Immerhin hat er die Leichen versteckt. Das spricht eindeutig dafür, daß er wußte, daß seine Taten verboten waren«, sagte Lynn Slaby.

Captain John Gardner von der Bath Township Polizei, Ordnungshüter für 9015 Einwohner in seinem Polizeibezirk, sah sich einer ganzen Invasion von Meinungsmachern und Medienleuten ausgesetzt. In seinen einundzwanzig Dienstjahren hatte

er nur fünf Mordfälle untersuchen müssen. Sein normales Monatspensum besteht aus zehn Festnahmen wegen Trunkenheit am Steuer, außerdem etwa fünf Einbrüchen monatlich und alle sechs Monate einem Raubüberfall.

Ein Tomatenstand am Straßenrand verrät schon viel über den Ort Bath Township: Ein Gärtner mit Unternehmensgeist stellt die reifen roten Delikatessen körbeweise auf eine Bank. Der Preis pro Korb wird mit 2,50 Dollar angegeben, und ein Schild bittet die Abnehmer, sich ihr Wechselgeld aus einem Topf mit Bargeld zu nehmen. Die Kunden fahren heran, kaufen Tomaten und fahren wieder weg. Aber alles geschieht auf Vertrauensbasis. Der Verkäufer bleibt im Haus und sorgt sich nicht darum, daß ihn jemand betrügen oder Tomaten stehlen könnte. Aber nur ein Stückchen weiter die Straße hinab gab es ein Gerangel von zweihundert Reportern aus allen Teilen des Landes, die sich nach Neuigkeiten über einen dreizehn Jahre alten Mordfall drängten. Acht Satelliten-Übertragungswagen säumten die Straße. Zwei Hubschrauber mit Journalisten verfolgten das Geschehen aus der Luft.

Die Polizei sah sich genötigt, für die Horden von Reportern eine Campingtoilette aufzustellen.

Die dreizehnjährige Leena Tripp und die zwölfjährige Stacy Staats hatten an ihrer Grundstückseinfahrt einen Stand aufgebaut und verkauften Kaffee, Kekse und Limonade.

»Es ist furchtbar, daß jemand so etwas tun konnte. Es läßt plötzlich den ganzen Ort in einem wirklich düsteren Licht erscheinen«, sagte Stacy Staats.

Die Behörden von Ohio planten die Zusammenstellung eines großen Ausschusses, um die kriminalistischen Ermittlungen zu beschleunigen. Aber die Ahndung von Dahmers Taten mußte warten, bis die Fälle in Wisconsin gelöst waren.

Rastlosigkeit – und Tod

Der Sommer des Jahres 1978 war für Jeffrey Dahmer auf tragische Weise ereignisreich: Seine Mutter war mit seinem zwölfjährigen Bruder fortgezogen; sein Vater war schon längst ausgezogen; die Scheidung wurde rechtsgültig; dann die Episode Stephen Hicks; nun sollte das College folgen/

Dahmers einziges Semester an der Ohio State Universität, wo er seinen Abschluß in Wirtschaftswissenschaften machen zu können hoffte, endete mit einer Relegation.

Sein Vater erinnerte sich noch an Dahmers Schlafräum in Morrill Tower, der mit leeren Flaschen übersät war. Dahmer spendete für die Columbus-Blutbank sein Blutplasma, nicht aus menschenfreundlichen Erwägungen heraus, sondern nur um mit dem Geld seinen Durst nach Alkohol stillen zu können.

Sein Zimmergenosse Michael Prochaska aus Cleveland wußte zu berichten, daß Dahmer »Flaschen mit in die Vorlesungen zu nehmen pflegte und von dort betrunken zurückkam«. Er war ein Einzelgänger und erhielt auch keinerlei Post von zu Hause.

Dann gab es die Diebstähle: eine Armbanduhr, ein Radio und 120 Dollar von einem anderen Bewohner des Studentenheims. Die Universitäts-Polizei verhörte Dahmer als Verdächtigen. Anklage wurde nicht erhoben.

Martha Smith kam zu der Ansicht, daß ihm nicht mehr zu helfen wäre, als sie ihn auf einer Straße in Columbus besinnungslos sah.

Solche Referenzen steigern kaum die Karrierechancen, daher meldete sich Dahmer zur US-Armee. Am 29. Dezember 1978, fünf Tage nachdem sein Vater eine gewisse Shari Jordan geheiratet hatte, hob Dahmer seine rechte Hand und verpflichtete sich zu einer dreijährigen Dienstzeit. Sein Vater ging mit ihm zusammen zur Einberufung in der Hoffnung, daß der Drill durch einen Ausbilder oder die Armee-Disziplin insgesamt Jeffrey zu jenem geradlinigen Sohn festigen würde, den zu festigen ihm selbst nicht gelungen war. Gegenüber einem Nachbarn

beschrieb Lionel Dahmer die Armee als »Babysitter im Auftrag der Regierung«.

Dahmers Schulfreunde waren von seiner Entscheidung überrascht. »Wir hörten, daß er zur Armee ging. Wir spotteten, daß er jetzt Amerikas Geheimwaffe wäre. Wir alle könnten uns nun sicher fühlen, weil Dahmer in der Armee war«, erklärte Mike Kukral voller Sarkasmus.

Die Grundausbildung absolvierte Dahmer in Fort McClellan in Anniston, Alabama; seine Hoffnung war es, eines Tages Militärpolizist zu werden. Aber er blieb nicht bei der MP und wurde dem Sanitätsbereich zugeordnet. Seine Fachausbildung erhielt er in Fort Sam Houston in San Antonio, Texas.

Am 13. Juli 1979 erhielt er den Marschbefehl nach Baumholder in der Bundesrepublik Deutschland, wo er als Kampftruppen-Sanitäter in einer Sanitätsstation des zweiten Bataillons dienen sollte. Er war die militärische Version eines Hilfspflegers.

Schon bald holte ihn der Alkohol wieder ein. Die Mannschaftsdienstgrade in Dahmers Einheit bewohnen zwei Räume, in jedem schliefen acht Soldaten. Dennis Rodriguez und Michael Masters wohnten in seinem letzten Militärjahr mit ihm zusammen. Woran sie sich im Zusammenhang mit Dahmer heute noch erinnern, ist ein Aktenkoffer, der ihm als tragbare Bar diente, worin er seinen Schnaps aufbewahren konnte, ohne von seinen Vorgesetzten erwischt zu werden. Es war ein ausgeklügelter Koffer: Martini-Mixer, Mixbecher, Quirls, Gläser und Fläschchen. Dahmer mixte sich trockene Martinis, ließ seine Bänder von der sich okkultistisch gebenden Hardrockgruppe Black Sabbath abspielen und schloß sich für seine Wochenend-Besäufnisse ein.

»Er pflegte zu trinken und die Kopfhörer aufzusetzen, um den Rest der Welt auszuschließen«, sagte Rodriguez. »Er bewegte sich nicht. Er ging nicht einmal weg, um Proviant zu besorgen. Er holte sich auch nichts aus der Küche. Er trank, bis er umfiel, und wenn er wieder aufwachte, trank er weiter. Es gab viele Leute beim Militär, die tranken, aber niemand so wie

er.«

Als Dahmer wieder einmal beim Trinken umgekippt war, legten seine Zimmergenoss.en eine leere Flasche Thunderbird neben ihn und schössen ein Foto. Aber Dahmer trank niemals Wein, nur harte Sachen.

An Wochentagen, so erinnerte sich Rodriguez, nahm Dahmer seine >Trag-Bar< in die Bibliothek mit und kam erst spät-abends zurück. Manchmal blieb er ein ganzes Wochenende lang verschwunden - bis zum Appell am Montagmorgen. Die Armee befand sich damals in einer Umbruchphase, man hatte gerade Anstrengungen zu einer Umstrukturierung begonnen. Seither gestalteten die Berufssoldaten, die verantwortungsbewußt genug waren, um demoralisierte Mannschaftsdienstgrade wieder aufzubauen, jene Kampftruppen, die schließlich Saddam Husseins Truppen im Persischen Golf vernichtend schlugen. Aber damals war der Makel von Vietnam noch frischer, und das Tragen einer Uniform gehörte Ende der 70er Jahre nicht gerade zum beliebtesten Zeitvertreib. Die Wehrpflicht war schon lange aufgehoben, aber unter den Freiwilligen, die sich zur Armee verpflichteten, verbargen sich sehr viele Außenseiter, Verlierer und Einzelgänger, die mit ihrem Leben sonst nichts anzufangen wußten. Es waren Menschen auf der Suche nach einer Art >Großfamilie<.

Hier wollte der Obergefreite Dahmer auch für sich eine Nische finden. Als stiller Sonderling, der manchmal Schach spielte, machte er niemandem Schwierigkeiten, es sei denn, durch sein aggressives Verhalten beim Trinken. Von seiner Familie sprach er nie. Niemals erhielt er Post. Es gab nichts, wodurch er sich ausgezeichnet hätte. Nie ergriff er einmal die Initiative. Was seinen Dienst in der Armee betrifft, war er nur ein Mitschwimmer.

»Irgendwie wirkte er immer finster«, sagte Michael Masters. »Er explodierte niemals. Er zeigte niemals Wut. Nichts ließ er aus sich heraus. Ja, er war sehr berechnend. Wie soll ich es sagen, irgendwie ging es mit ihm stetig bergab. Der rutschte auf der schiefen Bahn abwärts und wußte nicht, wie er sich halten

sollte.«

Da war noch etwas. Wenn Dahmer trank, machte er rassistische Bemerkungen über farbige Soldaten. Einer von ihnen, Billy Capshaw aus Hot Springs in Arkansas, sagte, daß Dahmer ihm einmal eine Geburtstagskarte in die Hand drückte, aber bei allen sonstigen Gelegenheiten machte er ihm nur das Leben schwer.

»Für mich stand fest, daß er mir etwas antun würde, wenn ich jemals in seine Gewalt fallen würde«, sagte Capshaw. Er sitzt jetzt eine einjährige Haftstrafe im Garland County Gefängnis in Hot Springs, Arkansas, ab, wegen des Vergehens des fahrlässigen Totschlags (ein vierzehnjähriger Junge hatte sich sein Auto ausgeliehen und damit jemanden überfahren und tödlich verletzt). Er konnte hinter einem herlaufen wie ein Verrückter, wie ein total Ausgeflippter.«

Als die Nachrichten aus Milwaukee um die Welt gingen, befaßten sich die deutschen Justizbehörden nochmals genauer mit neun ungeklärten Mordfällen, die zu der Zeit passiert waren, als Dahmer in Baumholder stationiert war.

Es gab keine unmittelbaren Verbindungen, sagte Helmut Bleh, Staatsanwalt in Bad Kreuznach, der gehofft hatte, den Tod einer zweiundzwanzigjährigen Tramperin aufzuklären, die im November 1980 erstochen und stranguliert worden war. Man hatte sie nach frühen Schneefällen etwa fünfzig Kilometer von Baumholder entfernt erfroren gefunden, ihre Hände mit Seilen gefesselt.

In Dahmers letzten Monaten in der Armee wurde seine Trunksucht immer schlimmer, wie seine Kameraden feststellten, und seine Arbeit, die er schon immer als Nebensache betrachtet hatte, litt zusehends darunter. Kameraden sagten, daß er immer eine Fahne hatte, wenn er sich morgens zum Dienst meldete. Dann kam er immer später, schließlich überhaupt nicht mehr. Neun Monate vor Ablauf seiner Dienstzeit wurde Dahmer gemäß Kapitel 9 des amerikanischen Militärgesetzbuches entlassen - in diesem Abschnitt geht es um Mißbrauch von Alkohol und Drogen. Nach über zweijähriger Mili-

tärzeit mußte er am 26. März den Dienst quittieren. Immer noch nicht mehr als ein Obergefreiter.

Dahmers Zugführer, David D. GOSS, fuhr ihn zum Flughafen für die Rückreise in die Vereinigten Staaten. »Irgend etwas machte ihm in Deutschland zu schaffen«, erzählte GOSS später den Reportern. »Ich wußte, daß er Schwierigkeiten in der Vergangenheit gehabt hatte, und mir war klar, daß irgend etwas an ihm nagte... Er sagte, es gäbe da etwas, worüber er nicht sprechen könnte.«

Aber Dahmer platzte doch mit etwas heraus, als er sich auf seinen Abschied aus der Armee und somit auf das Ende eines weiteren gescheiterten Kapitels seines Lebens vorbereitete: »Eines Tages«, so sagte er den Kameraden, »werdet ihr wieder von mir hören.«

Zurück in den Staaten, machte sich Dahmer auf den Weg in die sonnigen Gefilde von Miami, Florida. Er arbeitete in einem Sandwich-Laden und schlief am Strand von Miami. Er hielt es sechs Monate aus, bevor er sich auf den Rückweg nach Ohio machte.

Später wollten die Behörden in Hollywood, Florida, etwas darüber in Erfahrung bringen, ob Dahmer etwas mit dem Mord an Adam Walsh zu tun hatte. Der sechsjährige Junge war am 27. April 1981 aus einem Einkaufszentrum entführt worden; zwei Wochen später fand man den Kopf des Jungen in einem Kanal von Vero Beach, rund 200 km entfernt. Der Fall blieb ungeklärt.

Die Justizbehörden in Kalifornien, Kansas, Missouri, Michigan und praktisch überall dort, wo die Polizei zerstückelte Opfer gefunden hatte, wollten mit ihm sprechen. Es gab eine Zeit, wo die Polizei von Milwaukee alle dreißig Sekunden einen Anruf von jemandem erhielt, der wissen wollte, ob Dahmer etwas mit einem ganz bestimmten Verbrechen zu tun hätte. Aus seiner Gefängniszelle heraus stritt Dahmer ab, irgend jemanden außerhalb von Ohio oder Wisconsin umgebracht zu haben. In einer von seinem Anwalt verbreiteten Erklärung äußerte er: »Ich habe der Polizei alles gesagt, was ich hinsicht-

lich dieser Morde getan habe. Ich habe nirgendwo sonst in der Welt außerhalb dieses Bundesstaates irgendwelche Verbrechen begangen, mit Ausnahme des einen von mir gestandenen Falles in Ohio. Ich war rückhaltlos kooperativ und hätte auch andere Verbrechen gestanden, wenn ich sie begangen hätte. Dies ist nicht der Fall. Ich hoffe, daß dies die Gerüchte zum Verstummen bringt.«

Von Florida zog Dahmer nach Ohio zurück. Die Nachbarn sagten, er habe angegeben, in den Dienst des FBI einzutreten, aber seine Schwierigkeiten kamen nach und nach wieder ans Licht.

Am 7. Oktober wurde er von der Polizei in Bath Township festgenommen und unter Anklage der Erregung öffentlichen Ärgernisses und Widerstandes gegen die Staatsgewalt gestellt. Er erhielt eine Geldbuße von 60 Dollar, die zehntägige Gefängnisstrafe wurde zur Bewährung ausgesetzt. Angaben der Polizei zufolge war Dahmer mit einer offenen Flasche Wodka zur Maxwell's Lounge im Ramada Inn gegangen. Die Polizei wurde gerufen, und die Beamten gaben an, daß Dahmer sich weigerte, in den Streifenwagen einzusteigen, als sie ihn abholen kamen. Sein Vater bemerkte ein bestimmtes, sich immer deutlicher abzeichnendes Verhaltensmuster in Zusammenhang mit dem Trinken. Dahmer lieh sich den Wagen der Familie aus, betrank sich sinnlos und vergaß, wo er den Wagen gelassen hatte. Er wurde selbst zum festen Bestandteil von Bars, blieb bis zur Sperrstunde und wurde unangenehm, wenn man ihn zum Verlassen der Gaststätte aufforderte.

Es wurde höchste Zeit, daß sich etwas änderte.

Anfang 1982 zog Dahmer zu seiner Großmutter Catherine in der gepflegten Milwaukee-Vorstadt von West Allis. Aber das Verhaltensmuster setzte sich durch.

»Er zog durch alle Bars und blieb immer wieder bis zum Schluß, dann verlangte er weitere Drinks«, erzählte Lionel Dahmer den Reportern. »Sie warfen ihn raus. Manchmal gab es Prügeleien. Er wurde schwer verletzt. Mehrfach wurde er angegriffen und hatte Stichwunden über dem Auge oder gebrochene

Rippen.

Wahrscheinlich war es völlig falsch, was ich dann tat, aber ich wußte mir keinen anderen Rat, deshalb schickten wir ihn weg, damit er bei seiner Großmutter wohnte. Ein neuer Schauplatz. Die beiden mochten sich sehr, und er half ihr bei ihren Besorgungen.«

Catherine Dahmer schien die einzige zu sein, die eine Art gefühlsmäßiger Verbindung zu ihrem gepeinigten Enkel hatte. Das kam vielleicht daher, daß sie ihn beachtete, wenn er sich vernachlässigt fühlte, oder daß sie ihn besänftigte, wenn er seine Streicheleinheiten brauchte. Sie schickte ihm Glückwunschkarten zum Geburtstag und zu anderen Gelegenheiten. Wie es sich für gute Omas gehörte, schickte sie natürlich auch Geld. Noch lange nachdem er wieder ausgezogen war und große Schwierigkeiten mit dem Gesetz bekommen hatte, fuhr Catherine Dahmer in eine gefährliche Gegend von Milwaukee, um ihren Enkel dorthin zu fahren, wo man sein Aquarium reparierte.

»Er brachte mir sehr viel Liebe entgegen. Niemals ging er von mir weg, ohne mich fest zu umarmen«, erzählte seine Großmutter den Reportern am Tage nach seiner Verhaftung. »Er wollte immer etwas für mich tun.«

Dahmer erfuhr einigen Trost in West Allis. Er mähte seiner Großmutter den Rasen, half ihr beim Rosenpflanzen, schnitt die Hecke, harkte das Laub, das auf eine kleine Wiese rund um das saubere, zweistöckige Fachwerkhaus fiel.

Hier konnte er die zänkischen Eltern, die vergangenen Fehlschläge, die Schatten der Stephen-Mark-Hicks-Episode hinter sich lassen. Und er genoß seine Freiheit. Das Haus der Großmutter hatte einen Seiteneingang, von dem aus man nach unten in den Keller oder nach oben in die Küche gelangen konnte. Er konnte kommen und gehen, wie es ihm gefiel, und er konnte Gäste für intime Treffs mitbringen.

Dahmer hatte es stets schwer, menschliche Nähe zu finden. Jetzt war er in einer neuen Stadt, einer kalten Stadt, wo er niemanden kannte. Er machte sich Sorgen um seine Sexualität. Bei

Mädchen fühlte er sich nie wohl, aber seine Homosexualität verkapselte er tief in seinem Innern.

Schließlich entdeckte er die Schwulenbars in Milwaukees Südstadt. Die Gegend war eine Art Gewerbegebiet im Übergang zu einer bürgerlichen Wohngegend, übersät mit Bars und Kneipen jeder Art und sozialen Treffpunkten. Vor nicht allzu langer Zeit wurde es jedoch noch als >Schwulenghetto< bezeichnet.

Stammgäste in den Bars sagten, daß Dahmer kaum Bekanntschaften schloß. Er saß allein da und trank, und niemand belästigte ihn. Schwulenclubs sind so etwas wie Sozialzentren. Ihre Besucher fühlen sich vom Großteil der Gesellschaft wegen ihrer sexuellen Neigungen verachtet oder sogar verfolgt, manchmal sogar durch die eigenen Familien. Wenn sie sonst niemanden um sich haben wollen und über ihre sexuellen Empfindungen nicht froh sind, so fühlen sie sich doch in der Gemeinschaft gleich empfindender Menschen geborgen. Ein Schwulenclub ist eine Chance, Freunde zu treffen, zu tanzen, zu lachen, Ansichten auszutauschen, Liebespartner zu finden. Er ist eine kleine Welt für sich, in der ihre Gäste sich vor den Schwulenjägern in Sicherheit bringen können. Die Stammgäste verbindet eine gemeinsame Form der Sexualität, und zwischen den Menschen, die den *Club 219*, das *Phoenix*, den *C'est La Vie Club* und andere Bars besuchten, erwuchs ein gewisses Vertrauen. Einige von ihnen jedoch überschätzten dieses Vertrauen. Sie waren zu eifrig bemüht, diesen stillen Eigenbrötler mit dem rotbraunen Haar in die Arme zu schließen, wenn er sie fragte, ob sie auf einen Drink in das Haus seiner Großmutter kommen würden. Es dauerte nicht lange, bis Dahmer wieder Ärger bekam.

Am 8. August 1982 wurde Dahmer von der Polizei im Wisconsin State Fair Park verhaftet, einem Festplatz, wo die Familien aus dem Mittelwesten am Wochenende zu Flohmärkten, Kunst- und Handwerksausstellungen, zu Folklore-Musikfestivals verschiedener Volksgruppen zusammenkamen. Dort konnten sie mit ihren Füßen den Hum-Tata-Rhythmus der Polkas mitstampfen und frohgemut ihre Bratwurst und ihr Bier genie-

Ben. Er wurde wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses angezeigt und mußte eine Geldstrafe von 50 Dollar bezahlen. Dem Polizeibericht zufolge »ließ Dahmer vor etwa 25 Leuten, einschließlich Frauen und Kindern, seine Hosen herunter«.

Zu der Zeit arbeitete er im Wisconsin-Blutplasma-Zentrum, wo er den Spendern das Blut abnahm.

Seine exhibionistische Manier, in der Öffentlichkeit seine Hosen herunterzulassen, wurde zu seinem neuen persönlichen Markenzeichen, so wie clowneske Einlagen sein Markenzeichen in der High-School gewesen waren.

Am 8. August 1986 zeigte ihn die Polizei von Milwaukee wegen unzüchtigen und unsittlichen Verhaltens an. Zwei zwölfjährige Jungen sagten aus, daß sie Dahmer mit bis zu den Schenkeln heruntergezogenen Hosen gesehen hatten, wie er am Ufer des Kinnickinnic-Flusses, das ein beliebter Spielplatz für Kinder ist, masturbierte. Zeitungsberichten zufolge fragte ihn einer der Jungen, ob er sich auch gut amüsiere, und Dahmer antwortete: »Klar, mir geht es großartig.«

In dem Polizeibericht gab der die Festnahme durchführende Beamte an, Dahmer habe gestanden, in den vorangegangenen Monaten etwa fünfmal in der Öffentlichkeit onaniert zu haben. »Er wisse nicht, was ihn so verändert habe, daß er plötzlich mit solchen Dingen anfangen, er wisse nur, daß er ein Problem habe und Hilfe brauche«, schrieb der Beamte in seinem Bericht.

Sechs Monate später wurde die Anklage auf Erregung öffentlichen Ärgernisses zurückgezogen, und Dahmer wurde für ein Jahr unter Bewährungsaufsicht gestellt.

Gegenüber seinem Bewährungshelfer gab er einen völlig abweichenden Bericht ab und sagte, daß er in einem Waldgebiet entlang dem Flußufer allein getrunken habe. »Nach einigen Dosen Bier mußte ich mal, also pinkelte ich hinter ein paar Bäumen. Ich war sicher, daß dort niemand in der Nähe war, aber ich irrte mich. Zwei Jungen sahen mich und riefen die Polizei«, erklärte Dahmer.

Der Beamte der staatlichen Bewährungs- und Begnadigungs-

behörde notierte, daß Dahmer mit seiner Familie unzufrieden sei, er hadere mit sich selbst und seiner unglücklichen Kindheit. Dahmer hatte keine engen Freunde und vertraute den Menschen nicht. Der Beamte kam zu dem Schluß, daß familiäre Probleme und emotionale Faktoren aus der Kindheit dazu beitrugen, daß Dahmer nicht in der Lage war, ein normales gesellschaftliches Leben zu führen.

Dahmer sagte, er habe schon an Selbstmord gedacht. In den Notizen des Beamten heißt es: »Kohlendioxid. Immer eine Alternative.«

Auf die Frage nach seinen beruflichen Fertigkeiten schrieb Dahmer, der zwei Jahre zuvor eine Stelle bei der Ambrosia Chocolate Company angetreten hatte, folgendes: »Ich weiß, wie man Schokolade zurechtmischt — das ist so ziemlich alles. Dann hatte ich noch ein bißchen medizinische Ausbildung in der Armee.«

Es gab noch zwei kleinere Zwischenfälle mit der Polizei. In beiden Fällen wurde Dahmer vorgeworfen, seine Begleiter unter Drogen gesetzt zu haben, jedoch sah man in beiden Fällen davon ab, ihn unter Anklage zu stellen.

Im Sommer 1986 wurde Dahmer das Betreten der Club Baths, eines homosexuellen Badehauses und Strichertreffs in Milwaukee, untersagt. Die Inhaber gaben an, daß er wenigstens vier Gästen Drogen in ihre Getränke gemischt habe. Er lockte sie in ein Separee und bot ihnen etwas Alkoholisches an. »Wir mußten Dahmer rausschmeißen, weil er die Leute in seinem privaten Separee unter Drogen setzte. Damit wollte ich nichts zu tun haben«, sagte Bredley Babush, ehemaliger Manager der Club Baths, den Zeitungsleuten. »Ein Mann aus Madison verlor das Bewußtsein, und wir konnten ihn nicht wieder zu sich bringen. Wir riefen die Sanitäter, und sie brachten ihn ins Krankenhaus. Er blieb rund acht bis zehn Tage im Krankenhaus.«

Die Polizei befragte die Mitarbeiter und Dahmer über den Vorfall. An einer Anklageerhebung war niemand interessiert. In diesem Sauna- und Badeclub war es allgemein üblich, daß

die Männer nur mit Handtüchern um die Hüften herumgingen, sich bereitwillige Partner suchten und in ein Separee gingen. 1988 schloß das städtische Gesundheitsamt die Club Baths, die es in ähnlicher Form auch als beliebte Schwulensaunas in San Francisco und New York gab. Als Grund wurde angegeben, daß man besorgt sei, daß dort Tuberkulose ausbrechen könnte. Andere Städte schlossen diese Badebetriebe, da die ungeschützten sexuellen Praktiken der Ausbreitung von Aids Vorschub leisten könnten.

Offensichtlich schreckte die Gefahr der Ansteckung Dahmer nicht ab. Im April 1988 sagte Ronald D. Flowers aus Zion, Illinois, daß er Dahmer in einer Schwulenkneipe der Südstadt von Milwaukee getroffen habe. Von dort aus seien sie zum Haus von Dahmers Großmutter in West Allis gegangen, wo Dahmer nach Angaben von Flowers diesem ein gepanschtes Getränk anbot. Er gab bei der Polizei an, daß er am nächsten Tag im Milwaukee-Bezirksklinikum in Wauwatosa aufgewacht sei; er vermißte das Bargeld aus seiner Brieftasche und ein goldenes Armband.

Als die Polizei von West Allis Dahmer hierzu verhörte, gab er an, daß er und sein Bekannter so viel getrunken hätten, bis sie vollkommen >weggetreten< seien. Am nächsten Morgen habe er, Dahmer, den immer noch betrunkenen Flowers zur Bushaltestelle begleitet und ihm noch einen Dollar Fahrgeld gegeben. Die Polizei hatte nicht genügend Anhaltspunkte, um hieraus ein Strafverfahren einzuleiten. Die Untersuchung von Flowers brachte keine Spuren von >K.-O.<-Drogen zutage, und Dahmers Großmutter sagte, sie habe gesehen, wie ihr Enkel jemanden zur Bushaltestelle gebracht habe. Die Untersuchung wurde eingestellt.

Rückblickend hatte Flowers ebenso Glück gehabt wie Tracy Edwards, obwohl er niemals mit Handschellen traktiert worden war. Zum Zeitpunkt seiner Begegnung mit Flowers hatte Dahmer bereits vier Morde begangen. Das nächste Mal, als Dahmer mit der Polizei von West Allis sprach, gab er zu, daß er Männerbekanntschaften in homosexuellen Lokalen gesucht habe

und mit ihnen in seine Wohnung gegangen sei, wo er sie betäubte, umbrachte und ihre Leichen dann verschwinden ließ. Was nicht immer ganz ohne Aufsehen vor sich ging. So bemerkte zum Beispiel Catherine Dahmer, daß manchmal aus ihrer Garage ein fürchterlicher Gestank entwich.

Auf Bitten von Catherine Dahmer erschien Vater Lionel, um einmal nachzusehen, was los wäre, obwohl vieles von dem, was in der Garage gewesen war, zusammen mit dem Müll weggebracht worden war. Den Reportern sagte er, daß er darin »eine geringe Menge schleimiger, schwarzer und zähflüssiger ~ Rückstände« gefunden habe.

Vor den Reportern erinnerte er sich an eine Konfrontation mit seinem Sohn. »Er sagte; >Ich wollte nur ein bißchen Zeit totschlagen und einmal sehen, welche Chemikalien das Hähnchen zerfressen würden, das ich gekauft hatte. <<

Dahmer gestand seinem Vater auch, daß er an einem Tag auf der Busfahrt nach Hause einen toten Waschbären erspät habe. Das hatte ihn an diese überfahrenen Tiere erinnert, die er von den Landstraßen im Nordwesten Ohios nach Hause gebracht hatte. Also stieg er aus dem Bus und nahm den Kadaver mit nach Hause, um damit zu experimentieren.

»Ich sagte: >Mein Gott, Jeff. Das ist doch seltsam. Geradezu unheimlich«<<, berichtete Lionel Dahmer. Und doch glaubte er seinem Sohn diese Erklärung. Wie später Jeffrey Dahmers Nachbarn, ließ auch er sich beschwichtigen.

Er hatte eine sehr überzeugende Art entwickelt, sich aus Schwierigkeiten herauszureden, und Lionel Dahmer wurde sich dessen später bewußt. »Jeff log immerzu, und wir ertappten ihn beim Lügen. Dann gab es wieder Momente, wo er völlig offen war, und ich prüfte seine Behauptungen nach und stellte fest, daß er ehrlich gewesen war. Bei so einem Menschen kann man nie sagen, wann man die Wahrheit erfährt und wann nicht«, erzählte der Vater den Reportern.

»Ich habe immer das Gefühl gehabt, er wäre ein sozialer Außenseiter«, sagte er. »Meine Güte, ich habe alles versucht, um Interessen in ihm zu wecken, damit er sich für irgend etwas

im Leben interessierte; ich versuchte, ihn zu erziehen und dazu zu bringen, daß er Christus akzeptierte.«

Aber Dahmer hatte ja schon seine Interessen. Und in Großmutter's Haus gerieten die Dinge langsam außer Kontrolle. Wie seine Stiefmutter Shari Dahmer berichtete, wollte seine Großmutter einmal zu ihm ins Untergeschoß herunterkommen, aber ihr Enkel war gerade in männlicher Begleitung und mit irgend etwas beschäftigt. Sie glaubte, daß sie unbekleidet wären.

In einem Interview mit der Zeitschrift >The Plain Dealer< in Cleveland hatte Dahmer, wie Stiefmutter Shari es darstellte, der Großmutter gesagt. »Komm hier nicht herunter. Du solltest wirklich besser nicht hierher kommen.«

Die Opfer

Die Berichte über Jeffrey Dahmers Taten stammen aus seinem eigenen Munde. Es gibt keine bekannten Zeugen, und in einigen Fällen gibt es keine greifbaren Beweise zur Überprüfung der von der Polizei festgehaltenen Aussagen. Der Bezirksstaatsanwalt hat ihn in fünfzehn Fällen des vorsätzlichen Mordes ersten Grades angeklagt.

Jeffrey Dahmer behauptet, sein erstes Opfer *in Wisconsin* im November 1987 ermordet zu haben, neun Jahre und fünf Monate, nachdem er auf Stephen Hicks in Ohio getroffen sei. Zu der Zeit wohnte er bei seiner Großmutter in West Allis.

In diesem Fall sind die Einzelheiten am bruchstückhaftesten: Es geht um den vierundzwanzigjährigen Steve W. Tuomi, dessen Eltern in Ontonagon, Michigan, das Verschwinden ihres Sohnes auf den 15. September datierten.

Tuomis Fall ist der einzige Fall in Wisconsin, in welchem keine Mordanklage erhoben wird. Der Bezirksstaatsanwalt von Milwaukee, E. Michael McCann, sagte, daß er nur in solchen Fällen Anklage erhoben habe, die sich ohne den geringsten Zweifel beweisen ließen.

»Hier haben wir nur die Angaben von Dahmer zur Verfügung. Es gibt keine physischen Hinweise«, sagte Robert Due, stellvertretender Polizeichef von West Allis. »Dahmer weiß nicht mehr, wie sein Opfer starb. Er selbst wachte in einem Hotelzimmer auf, und der Junge war tot.«

Die New York Times zitierte Polizeiberichte, denen zufolge Dahmer sein erstes Opfer von Wisconsin im Club 219 kennengelernt habe, von wo aus sie zum Ambassador Hotel gingen. Dort kostete ein Doppelzimmer 43,88 Dollar die Nacht. Für den Zimmerschlüssel wurde ein zusätzliches Pfand in Höhe von zehn Dollar erhoben, das beim Begleichen der Zimmerrechnung wieder erstattet wurde.

Dahmer sagte, daß sie bis zur Bewußtlosigkeit tranken. »Als Dahmer aufwachte, war der Junge tot, und Blut lief aus seinem Mund.« So lauteten die lakonischen Angaben im Polizeibericht.

Dahmer ließ die Leiche in dem Zimmer, ging in ein nahegelegenes Einkaufszentrum und kaufte dort einen großen Koffer, in dem er die Leiche verstaute. Er rief ein Taxi an und fuhr damit zum Haus seiner Großeltern, wo der Fahrer ihm mit dem schweren Gepäck half. Einmal dort angekommen, zerschnitt er die Leiche und beseitigte sie. Toumi verschwand spurlos, und es wurde nie wieder etwas von ihm gefunden. Man hat nur Dahmers Wort dafür, daß der Fall sich überhaupt ereignete.

Die Stammgäste in den Schwulenbars hatten bemerkt, daß ein hellhaariger Gast namens Steve gar nicht mehr erschien, und sie fragten sich, ob etwas mit ihm passiert sei.

»Ja, ein Junge namens Steve wurde vermißt. Seinen Nachnamen kannte ich nicht«, sagte John Taylor, Inhaber des *C'est la Vie*. »Plötzlich hört man, daß vermißte Freunde tot sind. Das ist ein ziemlicher Schock.«

Der Bericht der *Times*, der sich auf den Polizeibericht stützt, überraschte die Behörden, weil die darin enthaltenen Informationen der Öffentlichkeit nicht zugänglich gemacht werden sollten.

Später gaben die Behörden an, daß eine Putzkraft, die für 8,30 Dollar die Stunde das Büro des Bezirksstaatsanwaltes reinigte, einige Dokumente fotografierte und der Zeitung übergab. Die *Times* stritt derartige Machenschaften ab und gab an, sie habe für die Unterlagen nichts bezahlt, der Reporter versicherte, die Informationen aus legitimen Quellen bezogen zu haben.

Die Vorgesetzten suspendierten Stephen Dian Sessions, neunundzwanzig Jahre alt, der seit 1988 als Hauswart und Raumpfleger für die Verwaltung von Milwaukee tätig war, und beantragte seine Entlassung. Ihm wurde vorgeworfen, eine Verordnung des öffentlichen Dienstes verletzt zu haben, derzufolge Mitarbeiter sich keine vertraulichen oder geheimen Informationen aneignen oder diese weitergeben dürfen.

»Eine Schande für die *New York Times*«, sagte Staatsanwalt McCann. »Zwar ist das außerordentliche Interesse der Medien an diesem Fall verständlich, aber jeder Medienprofi sollte sich

verantwortungsbewußt verhalten. Die Öffentlichkeit hat ein Recht auf Information, aber sie hat auch ein Recht auf die Überzeugung, daß faire Gerichtsverhandlungen nicht beeinträchtigt und kriminalistische Ermittlungen nicht durch über-eifrige Medien zunichte gemacht werden.«

Der von dem Hauswart kopierte Bericht enthielt Angaben, denen zufolge Dahmer die Bizepsmuskeln eines Opfers in Pflanzenfett gebraten und gegessen habe.

Weiter hieß es darin, daß Dahmer sich in einem Fachgeschäft danach erkundigte, mit welchen Chemikalien man am besten ein Kaninchenfell präparieren könnte. Im Geschäft empfahl man ihm Azeton, das Dahmer dann dazu verwandte, um Kopfhaut und Pferdeschwanz eines Opfers zu konservieren.

Weiter heißt es in dem Bericht: »Der Befragte gibt an, daß die Körperteile im Müll einen fürchterlichen Gestank entwickelten, aber niemand tat etwas dagegen, also folgte er seiner üblichen Routine.«

James Doxtator war vierzehn Jahr alt. Sein Stammplatz war die Bushaltestelle vor dem Club 219. Die Teenager, die dort herumstanden, verkauften sich für sexuelle Handlungen an die männlichen Passanten. Sie ließen die Ausbeutung des einzigen Wertgegenstandes zu, den sie besaßen, des einzigen, den andere Männer haben wollten: ihre Körper. Eines Nachts im Januar 1988 näherte sich Dahmer dem jungen Doxtator und sagte >hallo<. Dahmer fragte den Jungen, ob er mit ihm etwas trinken würde. Sie könnten bei ihm Videos ansehen, und Dahmer sagte, er würde in bar bezahlen, falls der Junge für einige Nacktfotos posierte. Dahmer glaubte, der Junge wäre latein-amerikanischer Abstammung. Tatsächlich war er Indianer. Die beiden fuhren mit dem Bus nach West Allis und Dahmer sagte, daß sie in der Untergeschoßwohnung Sex miteinander hatten. Dahmer gab der Polizei zu Protokoll, daß er den Jungen dann betäubte, strangulierte und zerstückelte. Wie Echos müssen die Erinnerungen in seinem Kopf widergehallt haben, aus der Zeit seiner Begegnung mit dem Tramper Stephen Hicks, zehn Jahre zuvor in Ohio. Dahmer entfernte das Fleisch von

Doxtators Knochen mit Säure und zerschlug die Knochen mit einem Vorschlaghammer. Er schlug und hämmerte, zerschmetterte Beine und Arme, Rippen und Rückgrat, schließlich den Schädel, bis die Stücke klein genug waren, um sie beseitigen zu können. Er behielt nichts zurück, und der Verbleib der Knochenfragmente ist unbekannt. Wieder war ein Leben eines Fremden spurlos ausgelöscht worden.

Es gab aber ein besonderes Kennzeichen an Doxtator, woran sich Dahmer erinnerte. Dies half der Polizei, das Opfer zu identifizieren. Der Junge hatte nahe den Brustwarzen zwei Narben, die aussahen wie Verbrennungen von Zigaretten.

Doxtators Mutter, Debra Vega, sagte der Polizei, daß ihr Sohn in der Tat solche Narben auf seiner Brust aufgewiesen habe. Nach ihren Angaben hatte sie ihren Sohn am 16. Januar 1988 das letzte Mal gesehen und geglaubt, er wäre von zu Hause ausgerissen.

Sie zog im vergangenen Jahr von Milwaukee nach Florida, um ein neues Leben zu beginnen. »Er muß leiden, leiden und nochmals leiden, genau wie die Familien und die Opfer, denen er weh getan hat«, sagte Debra Vega über Dahmer.

Mrs. Vega sagte, die Polizei von West Allis habe sie gebeten, ein Foto von ihrem Sohn zu schicken. Als Dahmer das Bild von Doxtator gezeigt wurde, sagte er der Polizei, er sei zu 75 Prozent sicher, daß dies der Junge sei, den er umgebracht habe.

Zwei Monate später traf Dahmer, wie er sagte, in der Phoenix Bar, die in derselben Straße liegt wie der Club 219, einen Mann lateinamerikanischer Herkunft. Es war Richard Guerrero, und seine Familie sagte, er sei am 24. März 1988 mit drei Dollars in der Tasche und ohne Brieftasche verschwunden.

Dahmer machte ihm sehr direkte und eindeutige Vorschläge: »Komm, wir gehen in mein Haus in West Allis, sehen uns einige Videos an, machen ein paar Aktfotos und schlafen dann zusammen.« Als sie dann im Haus der Großmutter waren, praktizierten sie Oralverkehr, wie Dahmer sagte. Dann gab er Guerrero ein Betäubungsmittel, brachte ihn um, zerschnitt die Leiche und entledigte sich ihrer vollständig.

Er erinnerte sich an den Mann, weil er später in der Lokalzeitung einen Vermißtenbericht las. Die Meldungen waren dort von der besorgten Familie des Opfers erwirkt worden.

Die Familie tat alles, um ihren Sohn wiederzufinden. Vier Monate nach Richards Verschwinden schaltete Familie Guerrero einen Privatdetektiv ein. Aber alle Spuren endeten in einer Sackgasse. Es wurden Flugblätter mit Richards Foto und Personenbeschreibung gedruckt: Männliche Person, ca. 1,70 m groß, ca. 60 kg schwer, mit dichtem, dunklen Haar. Die Polizisten durchkämmten die Ufer des Milwaukee River, weil sie dachten, sie könnten dort auf eine angetriebene Leiche stoßen. Sie schrieben an die »Unsolved Mysteries« Fernsehshow. Sie engagierten einen Hellseher, jemanden, der behauptete, er könnte durch bloßes Berühren der Kleidung und Habseligkeiten Richards Aufenthaltsort herausfinden. In den letzten drei Jahren riefen sie alle paar Monate bei der Polizei an, um zu erfahren, ob es irgendwelche Fortschritte gegeben habe. Dabei wurde ihnen einmal von der Polizei geantwortet: »Er ist nicht der einzige Vermißte hier.«

»Wir haben nichts unversucht gelassen«, sagte Richards Vater Pablo.

Ihre verzweifelte Suche erinnerte an die vergeblichen Anstrengungen der Familie von Stephen Hicks in Coventry, Ohio. Dort hatte die Familie eine Belohnung ausgesetzt, einen Privatdetektiv engagiert und einen Hellseher konsultiert.

»Man muß verstehen, daß wir im Laufe von dreizehn Jahren nach jedem Strohalm griffen«, erzählte Richard Hicks der Fernsehstation WKYC in Cleveland. »Wir sind keine ungebildeten Menschen. Wir sind sehr belesen. Aber nichts zu wissen — und die Verzweiflung... das treibt einen in die Frustration.« Als Richards Familie durch die Medien davon erfuhr, wie Dahmer seine Opfer mit Geldversprechungen angelockt hatte, wuchs ihre Angst von Tag zu Tag.

»Wenn man jung ist und in eine Bar geht, nicht genug Geld hat und dann einen Burschen trifft, der noch Bier zu Hause hat, dann geht man mit«, malte sich Pablo aus. Schon bald sollten

ihre Befürchtungen bestätigt werden.

Sounthome Sinthasomphone kam mit seiner Frau und acht Kindern nach Amerika, um dem drohenden Tod zu entrinnen. Er war Reisbauer in Laos, einem der ärmsten Länder der Erde, wo das jährliche Pro-Kopf-Einkommen 170 Dollar beträgt und die Lebenserwartung durchschnittlich 45 Jahre zählt.

Laos war 1975 den kommunistischen Pathet-Lao-Guerrillas in die Hände gefallen. Es war ein Teil des Debakels in Indochina, wo trotz des amerikanischen Eingreifens Saigon 1975 an Nordvietnam fiel.

Die Kommunisten schickten in Laos die US-Sympathisanten in Umsiedlungslager und Umerziehungszentren. Die meisten kehrten niemals zurück. Sie waren Opfer blutiger Säuberungsaktionen und Menschenjagden geworden. Ganze Familien verschwanden, weil man sie der >falschen< politischen Ideologie verdächtigte.

Von 1975 bis 1980 flohen mehr als 300 000 Menschen - 10 Prozent der Bevölkerung des Landes - vor diesem Blutvergießen. Dazu gehörte auch Sinthasomphone, der befürchtete, daß die Regierung seine Reisfelder in einem Dorf nahe der Hauptstadt Vientiane am Mekong-Fluß beschlagnahmen würde. Die laotische Wirtschaft basiert auf Reis, und die Regierung verstaatlichte die Reisfelder, so daß sie durch die Zentralregierung verwaltet wurden.

Sinthasomphone sah einer Ungewissen Zukunft in einem ihm fremden Land entgegen, dessen Sitten und Gebräuche er ebensowenig kannte wie die Sprache. Aber er dachte, es wäre das Risiko wert, wenn er dafür Freiheit, Gerechtigkeit und Sicherheit für seine Frau Somdy und ihre acht Kinder finden könnte. Er baute ein Boot und brachte seine Familie für die nächtliche Überfahrt über den Mekong-Fluß nach Thailand an Bord. Den Kindern, so erzählte er später, gab er Beruhigungsmittel, damit sie nicht plötzlich weinten und kommunistische Wachen alarmieren würden. Auch der dreijährige Konerak, das Nesthähnchen der Familie, lag zusammengekuschelt an Bord.

Zuerst gelangten die zerlumpten Flüchtlinge in das Flüchtlings-Durchgangslager von Nonkai, von wo aus sich ein Flüchtlingsstrom aus Laos und Kambodscha nach Thailand ergoß. Die Familie blieb dort ein Jahr und traf schließlich auf Vertreter eines Flüchtlings-Umsiedlungsprogramms aus Amerika. Eine der Gruppen, die ihnen Hilfe anbot, war die katholische Erzdiözese eines seltsam klingenden Ortes namens Milwaukee. In der Sprache der Algonquin-Indianer bedeutet dieses Wort >Guter Ort<. 1980 trafen sie im Herzen Amerikas ein. Ein krasserer Gegensatz zu Südostasien ließ sich kaum vorstellen, angesichts der bitterkalten Winterwinde vom Michigan-See her und der verschiedenen Einwanderergruppen, die mit Genuß ihr Bier tranken und Bratwurst aßen, in einer Umgebung, wo es cremefarbene Beton- und Glasgebäude gab, anstelle der Reisfelder von Laos. Aber es war eine Arbeiterstadt, und die Einwanderer-Wohnviertel waren von Arbeitnehmern bewohnt. Etwa 7000 Laoten fanden hier eine neue Heimat. Hier bot sich die Aussicht auf eine zweite Chance. Und vor allem gab es hier keine kommunistischen Schlägerbanden, die die Bevölkerung abschlachteten.

Nur zehn Jahre später sollte Sinthasomphone mehr über Kriminalität in Amerika wissen, als er je erfahren wollte.

Dahmer hatte sich inzwischen dem Haus seiner Großmutter entfremdet. Seine Gelage mit Männern, seine Sauferei und die seltsamen Zeiten seiner Aktivitäten waren für eine alternde Frau zuviel. Er begab sich auf Wohnungssuche und entschied sich für ein Apartment in der 24. Straße, Nummer 808 Nord, im Westen von Milwaukee. Seine Angehörigen glauben, daß der Tag seines Auszugs auch der Tag war, an dem er die Familie Sinthasomphone zerstörte.

Am 25. September 1988 war ein dreizehnjähriger Schüler auf dem Heimweg, als Dahmer ihn ansprach. Der Mann mit den rötlichen Haaren, der in einer Schokoladenfabrik arbeitete, erzählte dem Jungen, er hätte gerade eine neue Kamera gekauft, und es wäre ihm fünfzig Dollar wert, wenn der Junge mit zu ihm käme, um dort für ihn Modell zu sitzen.

Für ein asiatisches Einwandererkind aus bescheidenen Verhältnissen hörten sich fünfzig Dollar nach mächtig viel Geld an. In seinem Apartment bot Dahmer dem Jungen eine Tasse Kaffee an. In der später gegen Dahmer erhobenen Anklage hieß es, daß er das braune Getränk mit der Schlaftablette Halcion mischte, einem rezeptpflichtigen Medikament, das zur Kategorie der als >Benzodiazepin< bekannten Beruhigungsmittel gehörte. Eine ähnliche Substanz hatte man in Oliver Lacy nachgewiesen, dessen Kopf man später in Dahmers Kühlschrank fand.

Dahmer brachte den Jungen in die für die Fotos gewünschte Pose, griff nach den Genitalien des Jungen, um sie zu streicheln, und bat ihn, »etwas mehr Sex in den Ausdruck für das Bild zu legen«. Andere Männer waren durch die Droge betäubt und hilflos gemacht worden, so daß Dahmer mit ihnen machen konnte, was er wollte.

Diesmal wurde jedoch nicht das vollständige Programm eingehalten. Irgendwie gelang es dem schwankenden Jungen, zu entkommen, und er fand sich im Krankenhaus wieder. Am 30. Januar 1989 wurde Dahmer vom (nicht ständigen) Bezirksgericht aufgrund der Vergehen gemäß Strafgesetzbuch der sexuellen Notzucht zweiten Grades und Verführung Minderjähriger zu unzüchtigen Handlungen verurteilt. Für diese Verurteilung sollte er weniger als ein Jahr hinter Gittern verbringen.

Die Verurteilung konnte Dahmer nicht stoppen. Nur zwei Monate nach seiner Verurteilung und zwei Monate vor Strafantritt war er wieder einmal im Haus seiner Großmutter.

Anthony Sears, sechszwanzig Jahre alt, erzählte seiner Mutter, daß er am 26. März 1989 — Ostersonntag — zum Essen vorbeikommen würde. Er kam aber niemals an.

»Er machte häufig Pläne mit mir, überlegte es sich dann aber anders und unternahm etwas mit seinen Freunden. »Zunächst habe ich mir nicht viel dabei gedacht«, erinnerte sich später seine Mutter Marilyn.

Sie erzählte, daß er gern ausging und davon träumte, ein Modell zu werden, »Er liebte es, sich fotografieren zu lassen«, sagte sie.

Sears traf Dahmer am Vorabend des Ostersonntags. Sears feierte gerade mit einem Freund, Jeffrey Connor, seine eben erfolgte Beförderung zum Manager des *Baker's Square Restaurant*. Sie saßen in der Innenstadt von Milwaukee in der Bar *La Cage*.

Im Laufe des Abends lernte Sears einen Mann weißer Hautfarbe namens Jeff kennen, der angab, aus Chicago zu kommen und seine Großeltern in West Allis zu besuchen. Jeff lud Sears noch auf einen Schlummertrunk ein.

Connor erzählte der Polizei von Milwaukee, daß er die beiden Ecke 56. Straße und Lincoln abgesetzt habe, was ganz in der Nähe des Hauses von Dahmers Großmutter in der 57. Straße, Nummer 2357 Süd, liegt. Sie gingen südwärts, und danach sah Connor Sears nie wieder.

Dahmer sagte bei der Polizei aus, daß er mit Sears Sex gehabt habe und ihm danach ein Getränk mit dem Schlafmittel reichte. Diesmal überlegte er sich, den Schädel zur Erinnerung zu behalten. Er kochte den Kopf, um die Haut abzulösen, und strich ihn dann mit einem Konservierungsmittel ein. Es wurde zum Anfang einer makabren Sammlung menschlicher Souvenirs.

Als er später in sein zweites Apartment im Oxford-Gebäudekomplex einzog, nahm er den Schädel mit. Dort fand ihn die Polizei am 22. Juli 1991.

Nach den Geständnissen Dahmers durchsuchte die Polizei von West Allis das Haus und die Garage seiner Großmutter. Dort wurden ein Vorschlaghammer, ein Beil, ein Abflügitter und mehrere Flaschen verschreibungspflichtiger Schlafmittel beschlagnahmt.

Inzwischen hatte Mrs. Sears erfahren, daß ihr Sohn zuletzt mit einem anderen Mann in West Allis gesehen worden war. Die intuitiven Ahnungen einer Mutter bestätigten ihre schlimmsten Befürchtungen. »Als ich das Haus von Dahmers Großmutter im Fernsehen sah, wußte ich, daß er dort umgebracht worden ist«, sagte sie. Mrs. Sears gab an, die Freundin ihres Sohnes habe Milwaukee ein Jahr zuvor verlassen, weil sie

einfach nicht mit seinem spurlosen Verschwinden fertig geworden sei.

Am 8. August 1991 stand während des Gedenkgottesdienstes ein Bild von Anthony Sears unter einem Blütenkranz auf dem Altar der Christ Memorial Church of God in Christ. Marilyn Sears, Mutter von fünfzehn Kindern, verließ die Kirche mit einem Gefühl der Ruhe, was *sie* schon seit zwei Jahren nicht mehr verspürt hatte.

»Nun kann ich Frieden finden«, sagte sie.

Jeffrey Dahmer war am 23. Mai 1989 wegen des Sinthomphone-Falls im Gerichtssaal erschienen. Diesmal vor Bezirksrichter William D. Gardner, der ihn wegen seiner Verurteilung für sexuelle Notzucht zweiten Grades und Verführung Minderjähriger zu unzüchtigen Handlungen verurteilte.*

Die zuständige Staatsanwältin, die stellvertretende Bezirksstaatsanwältin Gale Shelton, drängte den Richter dazu, Dahmer eine Gefängnisstrafe aufzubürden.

Mrs. Shelton war seit elf Jahren im Büro des Bezirksstaatsanwaltes tätig, während der letzten sechs Jahre im Sittendezernat. Sie war besonders über Dahmers Behauptung beunruhigt, daß das Sedativum nur ein Rest gewesen sei, der versehentlich in der Kaffeetasse zurückgeblieben wäre. Sie schloß, daß Dahmers Verhalten sich immer nach demselben Muster wiederholen würde, wenn er ungestraft davonkäme.

»Was mir in Gedanken zu schaffen machte, war die Tatsache, daß Menschen, die sexuelle Belästigungen an Kindern begehen, fast niemals Drogen dazu verwenden. Kinder sind zu vertrau-

* Anmerkung des Übersetzers: Entsprechend dem amerikanischen Justizsystem beinhaltet der erste Urteilspruch in einem Strafverfahren nur die Entscheidung, ob der Angeklagte schuldig gesprochen wird oder nicht. In einem späteren, separaten Urteil wird dann erst das Strafmaß verkündet.

ensselig. Sie tun, was man ihnen sagt. Das war für mich ein echtes Alarmsignal«, sagte Staatsanwältin Shelton.

Sie sagte auch, daß Dahmer ein »beunruhigendes Psycho-Profil« aufwies, weil er nicht erkennen ließ, daß er seinen Fehler bereute.

Den Gerichtsprotokollen zufolge sagte Staatsanwältin Shelton dem Richter, daß der dreizehnjährige Junge deshalb Dahmer zum Opfer fiel, »weil er wie ein netter und freundlicher junger Mann wirkte, der eine leichte Beute versprach. Mr. Dahmer wußte genau, daß er hier keinen gleichgepolten Erwachsenen vor sich hatte. Der Junge gab an, daß er sich schon kurz nach dem Trinken des Kaffees plötzlich schwindelig fühlte.« Weiter führte sie aus: »Es ist wirklich ein Wunder, daß er dort noch herauskommen konnte.« Sie wußte wohl kaum, wie recht sie hatte.

In ihrem Plädoyer für eine Gefängnisstrafe stellte Gale Shelton fest, daß Dahmer die Therapie nach der Anklage wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses im Jahre 1986 im Zuge seiner Bewährung »nur höchst oberflächlich mitmachte«.

»Meiner Ansicht nach besteht nicht der geringste Zweifel daran, daß eine Prognose hinsichtlich der Behandlung Mr. Dahmers negativ ausfallen muß... Und es wird schlicht und einfach nicht funktionieren«, hatte sie damals gesagt. »Es ist die eindeutige Ansicht jedes einzelnen Kollegen, der sich beruflich mit Mr. Dahmer befassen mußte, daß seine Vorgeschichte die Tatsache belegt, daß er mit hoher Wahrscheinlichkeit rückfällig wird.«

Mrs. Shelton sprach von Dahmers »tief verwurzelttem Zorn und den tiefsitzenden psychologischen Problemen, die... zu lösen er offensichtlich absolut nicht gewillt oder nicht fähig ist«.

Sie bezeichnete Dahmer als ausweichend, unkooperativ, mit Neigungen zur Manipulation und ohne Bereitschaft, sich zu ändern. Ihm zu helfen und die Gesellschaft zu schützen, so befand Mrs. Shelton, geschähe am besten dadurch, daß man Dahmers böse Neigungen im Gefängnis behandelte.

Dahmers damaliger Rechtsanwalt war Gerald Boyle, der am Tage nach den Entdeckungen im Apartment seines Mandanten sagte, daß Dahmer mit allem ins reine kommen wollte.

Boyle plädierte für Milde.

»Wir wissen alle recht gut, daß er seit dem September letzten Jahres, da er das Verbrechen beging, sich ohne intensive psychologische oder alkoholische Krücken an unsere Gesellschaft angepaßt hat und daß er seither so etwas nicht wieder getan hat.«

Der Rechtsanwalt konnte damals nicht wissen, daß der Schädel von Anthony Sears im Haus von Catherine Dahmer in West Allis lag. Boyle argumentierte, daß Dahmer nur Aussicht auf eine Resozialisierung habe, wenn er privat und auf freiem Fuß behandelt werde und nicht innerhalb der Mauern eines Gefängnisses.

»Er ist sehr allein auf der Welt, Euer Ehren. Er lebt in Wirklichkeit klösterlich und spartanisch, was seine Lebensführung angeht«, fuhr Boyle fort. »Wir haben es hier nicht mit einen Gewohnheitstäter zu tun. Ich glaube, daß er noch rechtzeitig gestellt wurde, bevor es hätte schlimmer kommen können.«

Boyle und das Gericht ahnten nicht, daß Dahmer später gestehen würde, schon vor dieser Verhandlung fünf Morde begangen zu haben.

Lionel Dahmer bat in einem Brief, der zu den Gerichtsakten genommen wurde, ebenfalls darum, daß man seinen Sohn therapeutisch behandeln sollte, statt ihn ins Gefängnis zu stecken. Dann war Jeffrey Dahmer an der Reihe, für sich selbst zu sprechen. Richter Gardner wollte mehr über ihn wissen, und Dahmer lieferte eine überzeugende Vorstellung. Er gestand sein Alkoholproblem und Schwierigkeiten im Umgang mit seinen homosexuellen Neigungen. Er bat um eine neue Chance und versprach, auf dem geraden Weg zu bleiben. »Ich bin Alkoholiker. Zwar gehöre ich nicht zu denen, die wirklich jeden Tag trinken müssen, aber wenn ich trinke, dann schlage ich leicht mal über die Stränge«, sagte Dahmer. »Die Staatsanwaltschaft hat sehr schwere Vorwürfe gegen mich erhoben, und ich kann

verstehen, warum. Was ich getan habe, wiegt sehr schwer. Ich habe mich noch nie in einer solchen Lage befunden. Für mich ist ein Alptraum wahr geworden. Wenn es einen heilsamen Schock für meine bisherigen Verhaltensmuster gibt, so war es dies hier.«

Dahmer sagte auch, das Beste für ihn sei sein gegenwärtiger Job für 8,25 Dollar die Stunde in der Ambrosia Chocolate Co., wo er am 14. Januar 1985 angefangen hatte. Wenn er eine Verurteilung als Freigänger bekäme, so könnte er seinen Arbeitsplatz behalten. »Ich kann Sie nur darum bitten, mir meine Arbeit zu lassen, damit ich beweisen kann, daß ich mich straf-frei und ordentlich führe und nicht wieder in eine Situation wie diese gerate. Ich würde nicht nur darum bitten. Ich flehe Sie an, zerstören Sie bitte nicht mein Leben«, sagte Dahmer. »Diese Verführung eines Kindes war der Höhepunkt meines persönlichen Irrsinns. Es ist nur — es wird mich zerstören, davor habe ich Angst, dieser eine Vorfall. Ich weiß nicht mehr, was um alle Welt ich gedacht habe, als ich es tat. Ich weiß, ich stand irgendwie neben mir.«

Richter Gardner hörte zu und dachte nach. Er räumte sogar ein, daß er sich angesichts dieses ihn anflehenden Mannes in einem Dilemma befand.

Der Mann in der schwarzen Richterrobe sagte, wenn Dahmer sein Verhalten nicht ganz grundlegend ändere, »dann werden Sie es wieder tun, weil es ein Trieb ist. Es ist fast so etwas wie ein biologischer Antrieb, der in Ihnen steckt.«

Dahmer bettelte wieder. »Ich kann gar nicht deutlich genug machen, wie verzweifelt ich mir wünsche, mein Verhalten für den Rest meines Lebens zu ändern.«

Gardner nahm es ihm ab. Er gab Dahmer seine Chance. Er ordnete eine Behandlung wegen des Alkoholmißbrauchs und seiner psychologischen Probleme an, einer Form der Therapie, wie es sie im Gefängnis nicht gab.

»Ich könnte Sie ins Gefängnis stecken, und Ihr Problem würde unbehandelt bleiben. Wahrscheinlich kämen Sie als ein schlimmerer Mensch heraus, als Sie es jetzt sind«, sagte Gard-

ner. »Dieser Fall ist genau eine solche Sache, bei der der Staatsanwalt den Richter bitten würde, das Gesetzbuch unter den Tisch fallen zu lassen, und der Richter müßte sagen, jetzt gleich zehn Jahre und noch mal zehn Jahre hinterher, und dann leb wohl. Aber wenn es eine Gelegenheit gibt, Sie zu retten, dann möchte ich diese Gelegenheit nicht ungenutzt lassen.«

Dahmer wurde zu fünf Jahren wegen sexueller Notzucht zweiten Grades verurteilt, aber Gardner suspendierte das Strafmaß und ordnete eine fünfjährige Bewährungsfrist an. Davon mußte Dahmer ein Jahr in der Justizvollzugsanstalt verbringen, allerdings als Freigänger, so daß er seine Nacharbeit in der Schokoladenfabrik behalten konnte. Außerdem sollte er sich einer psychologischen Behandlung unterziehen.

Dahmer erhielt außerdem eine dreijährige Strafe wegen der Verführung eines Minderjährigen zu unsittlichen Handlungen. Auch diese Verurteilung wurde ausgesetzt.

Daneben wurde es Dahmer auferlegt, jegliche Kontakte mit Jugendlichen unter achtzehn Jahren zu unterlassen. Das bedeutete in der Praxis, daß er sich nicht in der Nähe von Schulen, Spielplätzen oder Parkanlagen herumtreiben durfte.

Aber er brauchte keine schweren Zeiten durchzustehen.

Die Familie Sinthasomphone war nicht im Gericht als Nebenkläger vertreten, um dafür zu sorgen, daß dieser Mann ins Gefängnis gesteckt wurde. Richter William Gardner erhielt am 10. Dezember 1989 einen Brief von Jeffrey Dahmer, der im städtischen Justizvollzugszentrum war. In diesem Brief bat Dahmer um vorzeitige Entlassung und versprach nochmals, sich zu bessern.

Er schrieb: »Sir, ich habe stets geglaubt, daß ein Mann dazu bereit sein sollte, die Verantwortung für seine Fehler zu übernehmen, die er in seinem Leben macht. Es gibt genug Elend in der Welt, auch ohne daß ich noch mehr hinzufüge. Ich versichere Ihnen, Sir, daß so etwas nie wieder passieren wird. Deshalb bitte ich Sie, Richter Gardner, um eine Abmilderung meines Urteils. Ich bitte um die Gelegenheit, mein Leben als produktives Mitglied unserer Gesellschaft fortsetzen zu dürfen.«

Dahmer war kein problematischer Gefangener. Er kehrte einmal wegen mißverständlicher Angaben zu spät zurück, und einmal wurden ihm zwei Tage Freizeit gestrichen, als Buße dafür, daß er nach zwölfstündiger Abwesenheit am Erntedankfest betrunken zurückkehrte. An diesem Familienfest sollte er um 22 Uhr zurückkommen, jedoch erschien er erst um 4.55 Uhr morgens. Er mußte bei seiner Rückkehr ins Röhrrchen blasen, weil er offensichtlich in einer Feiertagsstimmung war.

Dem Bericht eines Vollzugsbeamten war folgendes zu entnehmen: »Jeffrey gab an, knapp einen Liter Bourbon Whiskey am Erntedankfest getrunken zu haben. Aus einer Durchsicht der Vorstrafen ist auch zu folgern, daß Jeffrey keinerlei Motivation für jegliche Form von Behandlung besitzt. Alles in allem könnte dies zu einem Problem werden.«

Die Whiskey-Gelage waren einer der Gründe, warum Lionel Dahmer daran zweifelte, ob eine vorzeitige Entlassung seines Sohnes angebracht wäre. Er sprach sich dagegen aus, weil er glaubte, daß Jeffrey erst noch trocken und gegen seinen Alkoholismus behandelt werden müßte.

»Ich hege größte Befürchtungen hinsichtlich Jeffs Chancen, wenn er wieder auf die Straße gelassen wird«, schrieb Lionel Dahmer an den Richter. »Jeder Vorfall, einschließlich der letzten Verurteilung wegen eines Sexualvergehens, hatte in Jeffs Fall mit Alkohol zu tun und wurde dadurch ausgelöst.«

Er sprach sich daher für einen strengen Alkoholentzug mit Nachbehandlung aus und beendete seinen Brief mit einer inständigen Bitte in eigener Sache. »Ich hoffe aufrichtig, daß Sie in geeigneter Weise eingreifen werden, um meinem Sohn zu helfen, den ich sehr liebe und dem ich ein besseres Leben wünsche.«

Am 2. März 1990 durfte Dahmer nach Verbüßung von nur zehn Monaten gehen.

Mitgliedern der Familie fiel auf, daß sein Gesichtsausdruck und sein ganzes Auftreten jetzt härter wirkten.

»Irgend etwas passierte mit ihm im Gefängnis, worüber er nie sprechen wollte«, sagte seine Stiefmutter, Shari Dahmer, gegen-

über dem *Plain Dealer*. »Wir wissen ja alle, was mit einem Kinderverführer im Gefängnis passieren kann. Seine Augen leuchteten nicht mehr. Jeff hat seine Seele dort verloren. Er sagte, er würde niemals mehr ins Gefängnis zurückgehen.«

Im Frühjahr 1990 tauchte Jeffrey Dahmer wieder in der Kneipenszene auf. Er bezog seine Wohnung in den Oxford-Apartments am 13. Mai.

Die Familie des Opfers Raymond Smith, der auch unter dem Namen Raymond Lamont und Ricky Beeks bekannt war, gab an, daß man ihn am 29. Mai zum letzten Mal gesehen habe. Der Vater einer zehnjährigen Tochter, die in Rockford, Illinois, wohnte, war gerade nach Milwaukee gezogen, um dort bei seiner Halbschwester Donita Grace zu wohnen. Seine Familie gab an, daß er 1979 vorbestraft worden sei und soeben aus dem Gefängnis gekommen war.

Als er verschwand, zeigte dies niemand an, weil die Familie sagte, daß Smith häufiger wegging und monatelang ohne irgendeine Nachricht verschwunden blieb. Nachdem er diesmal untergetaucht war, hörten Mitglieder der Familie Gerüchte, daß man ihn erschossen hätte.

Die Polizei erfuhr von Dahmer, daß er Smith im Club 219 kennengelernt habe. Nachdem er einige Zeit aus dem Verkehr gezogen worden war, klapperte Dahmer wieder seine alten Ausreißer-Pfade ab. Er lud Smith in sein neues Apartment ein, um dort Videos zu sehen. Er würzte die Einladung mit Bargeld, falls Smith ihm für Fotos Modell stehen würde.

Einmal im Netz, saß Smith in der Falle. Dahmer gab ihm einen präparierten Drink und erwürgte ihn dann. Danach, so Dahmer, zog er den Toten aus und nahm an der Leiche orale sexuelle Handlungen vor. Darauf zerstückelte er den Körper und präparierte den Schädel. Dahmer malte ihn so an, daß er wie ein Kunststoffmodell aussah.

»Die Art, wie er sterben mußte, war unreal. Es war wie ein Stück aus einem Horrorfilm«, sagte Grace.

Smith, der die Schule in der zehnten Klasse ohne Abschluß verließ, wurde von seiner Großmutter in Rockford aufgezogen.

Er hinterließ zwei Schwestern, fünf Halbschwestern und einen Halbbruder.

»Ich mache Dahmer nicht mehr Vorwürfe als auch der Polizei!« sagte die 77 Jahre alte Großmutter, Thelma Smith. »Die Menschen riefen die Polizei, und man unternahm keine Ermittlungen. Man kann nicht alles auf Dahmer abwälzen. Ich glaube, daß er krank ist, aber wenn sein Bewährungshelfer den Fall weiterverfolgt hätte, so hätte man vielleicht einiges vermeiden können. Die Polizei hat sich der Nachlässigkeit schuldig gemacht.«

Stammgästen in den Schwulenkneipen fiel auf, daß ein großer, schlanker Mann, der früher oft an der Theke saß, nicht mehr zu sehen war. Seinen wirklichen Namen kannte niemand. Sie nannten ihn nur >den Scheich <, weil er stets einen Turban oder einen Kopfputz trug.

Viele junge Männer in der Homosexuellen-Szene benutzen Pseudonyme, Künstlernamen oder nannten sich nur beim Vornamen, in der Hoffnung, dadurch ihre Privatsphäre zu schützen, oder weil sie nicht bereit waren, den Schutz der Anonymität aufzugeben. Einige Gäste zogen es ohnehin vor, die Identität der anderen gar nicht in Erfahrung zu bringen. Ein Kopfnicken, ein kurzer Blick, die richtige Körpersprache, und man konnte die Gesellschaft eines völlig Fremden gewinnen - und das alles im Handumdrehen.

Eddie Smith, achtundzwanzig Jahre alt, posierte mit seinem sanften Gesicht gern vor einer Kamera. Mit seiner Größe von knapp 1,90 m und einem Gewicht von etwa 73 kg wollte er berufsmäßiges Fotomodell werden. Extravagant wie er war, mit seinem arabischen Kopfschmuck, war er im *Club 219* und den übrigen Schwulentreffs kaum zu übersehen.

Er lebte mit seiner Schwester Carolyn im Norden der Stadt, bis er am 14. Juni 1990 spurlos verschwand. Es passierte nach einem Tanzabend in den Klubs der Gegend, kurz vor einer öffentlichen Veranstaltung der Homosexuellen, der Milwaukee's Gay Pride Veranstaltung, die er besuchen wollte. Die Schwester erstattete am 23. Juni Vermißtenanzeige. Carolyn

sagte, die Polizisten seien wirklich ernsthaft bemüht und besorgt gewesen — bis sie dem ermittelnden Beamten angab, daß ihr Bruder homosexuell sei.

»Sein ganzes Verhalten änderte sich. Ich hatte wirklich den Eindruck, daß er die Anzeigenformulare zerreißen würde, sobald ich das Revier verlassen hatte. Später sagte die Polizei, die Vermißanzeige wäre entweder verlorengegangen oder niemals aufgenommen worden«, gab Carolyn an.

Im März 1991 erhielt Carolyn Smith spätabends einen Telefonanruf von einem Fremden.

»Sie brauchen nicht weiter nach Ihrem Bruder zu suchen«, teilte ihr die Stimme des Unbekannten am Telefon mit.

»Warum nicht?« entgegnete sie.

»Weil er tot ist«, sagte die Stimme.

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil ich ihn selbst umgebracht habe.«

Dahmer teilte der Polizei mit, daß er Smith in der Phoenix Bar getroffen habe, wo er ihm Geld für Sex und für Fotos angeboten habe.

Smith schluckte den Köder des Fremden. Sie nahmen sich ein Taxi für die Fahrt zu den dreiundzwanzig Blocks entfernten Oxford-Apartments in der 25. Straße. Dort hatten sie Mundverkehr, wie Dahmer angab. Dahmer sagte dann, er habe Smith betäubt, erwürgt und den Körper zerstückelt. Er unterbrach seine grausigen Verrichtungen dann, um vier oder fünf Fotos zu machen.

Diesmal wich Dahmer aber von seiner üblichen Routine ab. Statt den Schädel oder andere Teile für seine Sammlung aufzubewahren, entledigte sich Dahmer der Leiche von Smith vollständig, indem er sie in Mülltüten verteilte und zusammen mit dem Abfall herausstellte. Später habe er die Fotos vernichtet. Dahmer identifizierte Smith anhand von Fotos, die dessen Familie zur Verfügung stellte.

Etwa um dieselbe Zeit kam Dahmer bei einem Vorfall mit einem fünfzehnjährigen Jungen noch einmal knapp davon. Der Junge lebte in einem Pflegeheim für Jugendliche lateinamerika-

nischer Abstammung und hatte draußen vor einer Schwülenbar gestanden.

Der Junge gab an, daß Dahmer ihm 200 Dollar dafür versprach, daß er sich vor einer Kamera ausziehen würde. Der Junge willigte ein, dann sei Dahmer jedoch gewalttätig geworden, als er gehen wollte.

Dahmer schlug ihm mit einem Gummihammer von hinten auf den Kopf und versuchte, ihn zu erwürgen. Der schreiende Junge versprach jedoch, er würde keine Polizei rufen, wenn Dahmer ihn laufen ließe. Dahmer war einverstanden und rief ihm ein Taxi. Dem Jungen war Dahmer nur als >Jeffrey< bekannt, und die Polizei konnte die Spur damals nicht zurückverfolgen, zum Teil deshalb, weil der Junge seine Homosexualität vor seinen Pflegeeltern verbergen wollte.

Die beiden nächsten Beutezüge Dahmers nahmen einen etwas anderen Verlauf,

Am 2. September 1990 besuchte Ernest Miller den Gottesdienst in der Golden Rule Church of God & Christ in Milwaukee. Seitdem hat ihn seine Familie niemals wiedergesehen.

Der in Memphis, Tennessee, geborene Miller war schon als Kind mit seiner Familie nach Milwaukee gezogen. Als ausgebildeter Tänzer war er Mitglied der Ko-Thi Dance Company und wurde als bester Tänzer der Oberstufe an Milwaukees Fachoberschule für Kunst und Gestaltung ausgezeichnet.

Er lebte zusammen mit seiner Großmutter in Chicago, wo er als Aushilfsbedienung arbeitete. Dort wollte er im Herbst eine Tanzschule besuchen.

Der vierundzwanzigjährige Miller besuchte am Wochenende des Tages der Arbeit Verwandte in Milwaukee, als er Dahmer in einem Buchgeschäft auf der 27. Straße, nur drei Blocks von den Oxford-Apartments, kennenlernte. Dahmer bot ihm Geld an, falls Miller mitkäme.

Dahmer gab an, daß sie Geschlechtsverkehr miteinander hatten, dann betäubte er Miller und brachte ihn um, jedoch nicht durch Strangulieren. Er schnitt ihm die Kehle durch. Nachdem er einige Fotos von der Leiche gemacht hatte, zerstückelte Dah-

mer sie und löste das Fleisch in Säure auf, mit Ausnahme des Bizeps, den er einwickelte und in den Gefrierschrank legte. Er bewahrte auch den Schädel auf, den er sauber auskochte und dann bemalte. Und noch etwas war anders: Er bewahrte Millers Skelett auf, das er mit Säure bleichte.

»Es ist hart für uns«, sagte Stanley Miller, der Onkel des Opfers. »Als wir Ernest zum letzten Mal sahen, war er quicklebendig, ein sehr fürsorglicher und liebevoller Mensch. Und als wir zum Büro des Gerichtsmediziners gingen, war von ihm nichts als ein Skelett übriggeblieben.«

Besonderheiten gab es auch im Falle von David C. Thomas, der zum letzten Mal am 24. September 1990 gesehen wurde. Dahmer traf Thomas in der Innenstadt und lud ihn nach Hause auf einen Drink ein. Dort saßen die beiden zusammen und unterhielten sich eine Weile. In sexueller Hinsicht spielte sich nichts ab, denn, so gab Dahmer der Polizei gegenüber an, dieser Mann war nicht sein Typ.

Allerdings hatte Dahmer Thomas bereits unter Drogen gesetzt und, wie er sagte, sowieso schon beschlossen, ihn umzubringen. Obwohl er eigentlich keinen Sex wollte, dachte sich Dahmer, der Junge würde sicherlich wütend sein, wenn er wieder aus der Betäubung aufwachte. Er würde vielleicht sogar die Polizei rufen.

Dahmer zerschnitt den Körper, wobei er sein blutiges Werk gelegentlich unterbrach, um den Ablauf des unfäßbar grausamen Rituals auf Fotos festzuhalten.

Dann warf er jedoch alle Teile des Körpers fort, wiederum deshalb, weil Thomas nicht sein Typ war, wie er wiederholte. Leslie Thomas identifizierte ihren Bruder anhand von Fotos seines abgeschnittenen Kopfes, die man in der Wohnung fand. Thomas hatte eine dreijährige Tochter Courtia. Seine Freundin, Chandra Beanland, vierundzwanzig Jahre alt, hatte nach seinem Verschwinden eine Vermißtenanzeige erstattet. »Normalerweise war er für zwei oder drei Wochen weg, dann rief er an und kam wieder nach Hause«, sagte sie. »Wie erklärt man es einer Dreijährigen, daß ihr Vater nie wieder zurückkommen wird?«

Beanlands Mutter, Theodoris, attackierte die Beamten mit Fragen, als diese ihr die Nachricht überbrachten. »Woher wollen Sie wissen, daß nichts von ihm übrig ist? Wie können Sie behaupten, daß das David war?« fragte sie.

Dann zeigten sie ihr das Foto. Nichts war von David übriggeblieben, es gab nur Dahmers Angaben über die Ereignisse. Genau wie in den Fällen von Tuomi, Doxtator, Guerrero und Smith hatte auch die Familie Thomas nichts, was sie unter dem Grabstein in die Erde bringen konnten.

Es folgte ein Zeitraum von etwa sechs Monaten, in denen Dahmer sich nicht rührte, zwischen Ende 1990 und Anfang 1991. Dann fielen ihm zwischen März und Juli 1991 acht Menschen zum Opfer. Curtis Straughter machte den Anfang. Für seine Großmutter war der achtzehnjährige Straughter schwerer zu hüten als der sprichwörtliche Sack Flöhe.

»Er war ständig mit allen möglichen Leuten unterwegs. Ich bin nur eine alte Frau«, sagte Katherine Straughter. Zuletzt sahen ihn Freunde im März.

Straughter, der die High-School abgebrochen hatte, gelangte mit fünfzehn in die junge Schwulenszene von Milwaukee. Er nahm hier den Namen Demetra an. Sein unbedingter Wunsch war es, Modell zu werden, zu posieren und zu lächeln und vor der Kamera mit seinen langen Wimpern zu klimpern. Dann verlor er jedoch seine Arbeit als Hilfskrankenpfleger, und er steckte immer häufiger in Geldschwierigkeiten. Gelegentlich pumpte er Freunde wegen Fahrgeld für den Bus an.

Dahmer bot Demetra Geld als Fotomodell an. Der Polizei sagte Dahmer später, er sah Straughter nahe der Marquette Universität, nicht weit von den Oxford-Apartments, auf den Bus warten. Er verwickelte ihn in ein Gespräch, und schon bald waren er und Straughter zur Mordwohnung unterwegs.

In den Oxford-Apartments trank Straughter ahnungslos einen Drink, dem ein Schlafmittel beigemischt war. Nachdem er bewußtlos war, zog Dahmer ihn aus und hatte mit ihm Oralverkehr — so weit das mit einem Bewußtlosen möglich ist. Dann wickelte er einen Ledergurt um Straughters Genick und

zog zu, bis er tot war. Während er den Körper zerstückelte, unterbrach er sich kurzfristig, um Fotos zu machen. Das waren die letzten Bilder des Curtis Straughter, bevor sein Kopf gekocht, die Haut abgelöst und der Schädel konserviert wurde. Ein gerichtsmedizinischer Ermittler verglich den Schädel später mit Aufzeichnungen, die Straughters Zahnarzt von seinem Patienten angefertigt hatte.

Als sich die Nachricht von Dahmers Festnahme am 23. Juli 1991 ausbreitete, machten sich Mildred Lindsey und ihre Familie, halb gelähmt vor Angst, zu Fuß auf den Weg zu den Oxford-Apartments, zwei Blocks von ihrer eigenen Wohnung entfernt. Sie hatten eine furchtbare Vorahnung, was sie dort finden würden.

Errol Lindsey war mit neunzehn das jüngste von Mildreds sechs Kindern. Er hatte am 7. April 1990 das Haus verlassen, um sich in einem nahegelegenen Laden einen Schlüssel anfertigen zu lassen — und war dann spurlos verschwunden. Was kann einem passieren, wenn man sich einen Schlüssel anfertigen läßt?

»Als ob er vom Erdboden verschluckt worden wäre«, sagte Mrs. Lindsey. Sie hoffte auf eine Antwort und betete, daß es nicht die falsche wäre.

Ihre Söhne Michael und Reginald verteilten Handzettel und Fotos von Errol an die Medienvertreter und die Polizisten, die sich in den Oxford-Apartments versammelt hatten, nachdem das Gerücht die Straße erreicht hatte, daß Leichen entdeckt worden seien.

»Als ich von diesem Dahmer erfuhr, blieb mir das Herz stehen. Ich hatte sofort ein ungutes Gefühl«, sagte Michael Lindsey den Reportern.

»Errol ist da oben in dem Haus, Mama.« Es war Errols Schwester Johanna Lindsey, die dies immer wieder zu ihrer Mutter sagte.

So sehr sie sich dagegen sträubten, dies zu glauben, es war doch wahr.

Lindsey war mit Geld in Dahmers Apartment gelockt worden. Dahmer sagte, daß er Lindsey, nachdem er ihn einmal her-

eingebracht hatte, betäubt und erwürgt habe. Anschließend zog Dahmer ihn aus und verging sich oral an dem Toten. Er zerstückelte die Leiche und bewahrte den Schädel auf.

Lindsey war Schlagzeuger und sang im Kirchenchor mit. Robert T. Wilson, Pastor der Christ Temple Baptist Church, nannte ihn >Kühle Brise<, weil er eine so erfrischende Persönlichkeit hatte.

Mildred spielt Klavier und besucht Bibelkurse in der Greater Spring Hill Baptist Church. Alles, was sie jetzt noch für ihren Sohn tun kann, ist, für seine Seele zu beten.

Antony Hughes — jeder der ihn kannte, schien ihn zu mögen. Das lag nicht nur an seinem strahlenden Lächeln und seinem sanften Wesen. Er war taub, seit er sich als Kind eine schwere Lungenentzündung zugezogen hatte, deren Verlauf äußerst kompliziert war. Außerdem war er stumm, aber er konnte durch Zeichensprache, Lippenlesen oder, wenn sonst nichts funktionierte, durch Schreiben von Zetteln mit seiner Umwelt in Verbindung treten. Anthony war ein glücklicher Mensch, ging aus sich heraus und schloß in seiner stummen Welt gern Freundschaften.

Er tanzte gern im *Club 219*. Zwar konnte er die Musik nicht richtig hören, fühlte jedoch die Schwingungen der rhythmischen Baß-Linien, das Pochen der Trommeln, und er kam nie aus dem Takt.

Shirley Hughes war Mutter dreier Mädchen und dreier Jungen, wobei Tony ihr jüngster Sohn war. Er zog nach Madison, weil Milwaukee für ihn zu gefährlich wurde. Ein Nachbar in seiner früheren Wohngegend war ums Leben gekommen, und Madison war wesentlich ruhiger. Er hatte gerade eine neue Arbeit in der United Plastic Co. gefunden. Der Gehaltsscheck für seine zwei ersten Wochen würde auf ihn warten, wenn er zur Arbeit zurückging, und er schien mit seinem Job für sieben Dollar die Stunde zufrieden zu sein.

Der einunddreißigjährige Hughes war am Freitag abend, dem 24. Mai, bei seiner Schwester Barbara zu Besuch. Auch andere Familienmitglieder waren dort. Sie lachten, sahen sich

Fotoalben an und tauschten glückliche Erinnerungen aus. Um 22.30 Uhr brach er auf, und das war das letzte Mal, daß ihn jemand aus der Familie sah. Er machte sich auf den Weg zum Club 219, um die Musik und Stimmung des >inoffiziellen< ersten Sommerwochenendes zu genießen.

Hughes kannte Dahmer schon seit Oktober 1989, als er ihn im Club 219 kennengelernt hatte. Seine Mutter hatte gesehen, daß im Adreßbuch ihres Sohnes der Name >Jeff< eingetragen war, "das war jedoch schon alles, was sie von ihm wußte. Besucher des Lokals sagten, sie hätten ihn zuletzt mit einem großen Weißen gesehen, der eine Brille trug.

Dahmer sagte der Polizei, daß Hughes einen Zettel mit einem Angebot schrieb: 50 Dollar, falls Hughes mit in seine Wohnung käme, dort für Fotos Modell stehen und mit ihm Videos ansehen würde. Hughes nickte zustimmend.

In Apartment 213 bot Dahmer seinem Besucher einen mit Schlafmittel gewürzten Drink an. Als Hughes umfiel, brachte Dahmer ihn um, zerstückelte den Körper und bewahrte den Schädel auf. Die Polizei identifizierte ihn durch Vergleich von Zahnarzttaufzeichnungen mit einem am 22. Juli gefundenen Schädel. Wie durch einen sechsten Sinn hatte die Familie Hughes jedoch schon vorher gespürt, daß ihm etwas Schreckliches zugestoßen sein mußte.

Sie hatten jeden im Club 219 befragt. Sie verteilten Flugblätter mit Tonys Bild und Beschreibung darauf. In der Hoffnung auf Hinweise besuchten sie das Gay-Pride-Schwulenfestival. Sie schrieben eine Belohnung aus. Alles vergeblich, bis die Polizei die Beschreibung des festgenommenen Mannes veröffentlichte, nachdem man Körperteile in seinem Apartment gefunden hatte.

»Nach der Beschreibung, die ich mitbekam, wußte ich tief in meinem Inneren, daß mein Sohn zu den dort gefundenen Leichen gehören würde«, sagte Mrs. Hughes. Sie unterrichtet eine Bibelklasse in der Garden Homes Evangelical Lutheran Church.

»Die Art, wie er zu Tode kam, schmerzt uns. Worte können das nicht beschreiben. Ich habe gebetet und Gott den Herrn

gebeten, mir zu zeigen, wo mein Sohn war. Ich wollte nur wissen, ob er lebte oder nicht. Jetzt weiß ich es.«

Mrs. Hughes hat Dahmer nur ein einziges Mal gesehen, im Fernsehen: Als er mit versteinertem Gesicht ins Gericht gebracht wurde, um unter Mordanklage gestellt zu werden.

»Er sah nicht böse oder irgendwie besonders auffällig aus. Wenn man ihn so ansah, würde man nicht glauben, daß er solche unfassbaren Verbrechen begehen könnte, wie er sie selbst zugegeben hat«, sagte Mrs. Hughes. »In meinem Herzen ist kein Haß für irgend jemanden.«

Aber Zorn glomm tief im Innersten der Freunde, die Tony Hughes kannten und mochten.

»Daß dieser Bursche in unser Leben eindringt, uns auflauert und umbringt, ist ekelhaft. Er hat das Leben vieler Menschen ruiniert und zerstört«, sagte Larry Taylor, Angehöriger der örtlichen Schwuleninitiative *Black and White Men Together*.

Am 30. Juli wurde in der evangelisch-lutherischen Garden-Homes-Kirche ein Gottesdienst für Hughes abgehalten. Ein Familienporträt schmückte den Sarg, der mit weißen Pfingstrosen und roten Rosen dekoriert war. Während des Gottesdienstes sah man zwei Menschen ihre Finger und Hände lebhaft in der Sprache der Taubstummen bewegen.

»Der Schmerz lastet jetzt schwer auf der Familie Hughes. Und ein Berg von Schmerzen liegt gerade jetzt auf unserer Gemeinde und in diesem Raum«, sprach Pastor Allen Sorum. »Starb Tony Hughes umsonst? Wenn Gott keinen Spatzen umsonst vom Himmel fallen läßt, dann war auch der Tod Ihres Sohnes, Mrs. Hughes, nicht umsonst. Nein, er starb nicht vergebens.«

Nur wenige Wochen vor seiner Ergreifung hatte Jeffrey Dahmer im *Club 219* gesessen und geistesabwesend ein Getränk geschlürft. Ein anderer Gast hatte angefangen, über Anthony Hughes zu sprechen, und hervorgehoben, was für eine Schande es sei, daß einem solch netten Jungen etwas Schlimmes zugestoßen war.

Er erinnerte sich noch, wie Dahmer darauf kaltschnäuzig erwiderte: »Er bekam, was er verdient.«

Tony Hughes Leiche lag noch im Schlafzimmer, als Dahmer am 26. Mai im Einkaufszentrum Grand Avenue Mall auf Männerjagd ging. Gerichtlich war ihm der Kontakt zu allen Jugendlichen unter achtzehn untersagt worden, aber er konnte den leicht verletzlichen asiatischen Jungen namens Konerak Sinthasomphone schnell in ein Gespräch verwickeln.

Noch vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen, nach einer gefährlichen Situation, als drei Polizisten Dahmer zur Rede gestellt und sogar in sein Apartment begleitet hatten, gehörte der Vierzehnjährige zu den Opfern.

Es war Sonntag, mitten in dem dreitägigen Gedenkwochenende, als das Nesthäkchen der Familie Sinthasomphone zur Bushaltestelle gegangen war, um sich mit Freunden zum Fußballspielen zu treffen.

Er spielte in Mitchell Park, einige Meilen von der Wohnung seiner Eltern auf der Nordseite von Milwaukee, in Haus Nr. 2600 der 56. Straße Nord, entfernt. Er spielte Fußball, wann immer sich eine Gelegenheit dafür bot. Häufig träumte er von einer Karriere als Profi-Fußballer, und er hatte gerade mit dem Gewichthebettraining begonnen, um seine heranreifende Beinmuskulatur zu stärken. Er wollte zum College gehen, um etwas aus sich zu machen.

Als Neuling auf der Pulaski High School hatte Konerak es wesentlich einfacher, sich in diesem neuen Land zurechtzufinden als seine Eltern, die schon sehr an ihre in Laos eingeübte Lebensweise gewöhnt waren. Sein Englisch war ausgezeichnet. Er mochte alles, was auch amerikanische Jugendliche liebten: Die in Film und Buch erzählten Abenteuer der Ninja Turtles, die Zeichentrickfilme mit Tom & Jerry; er ging gerne schwimmen, kletterte oft auf Apfelbäumen herum, angelte mit seinem Vater in den trüben Gewässern des Michigan-Sees oder flirtete mit Mädchen.

Sein Schritt hatte den überschwenglichen, wiegenden Schwung der Jugend, als er an diesem Tag das Haus verließ. Er trug ein weißes T-Shirt und Blue-Jeans-Shorts. Seine Familie sah ihn niemals wieder.

Statt dessen tauchte Konerak im Einkaufszentrum Grand Avenue auf, einem beliebten Treffpunkt von Jugendlichen. Er hatte ein strahlendes Lächeln mit Grübchen und trug seine schwarzen Haare in einem modernen Schnitt, was seine asiatischen Züge noch unterstrich. So fiel er Jeffrey Dahmer auf, dem es von Gerichts wegen verboten war, Umgang mit Kindern zu haben, weil er ein Sexualvergehen an einem Jungen begangen hatte. Dieser Junge war Koneraks älterer Bruder gewesen, und jetzt sollte der jüngere in die Falle gehen, trotz der Warnungen seines älteren Bruders, nicht mit Fremden zu sprechen.

In seiner Aussage bei der Polizei gab Dahmer an, daß er den Jungen in sein Apartment lockte, wo Sinthasomphone für einige Fotos posierte. Dahmer gab dem Jungen ein mit Schlafmitteln versetztes Getränk und stöberte in seiner Sammlung gerade nach einem Videoband. Das Mittel wirkte und betäubte den Jungen, so daß Dahmer an ihm wieder seine perversen oralen Gelüste austoben konnte.

Da Dahmer das Bier ausgegangen war, ließ er den Jungen allein in der Wohnung zurück und ging die zwei Blocks zu einem Lokal, um sich Nachschub zu beschaffen. In seiner Abwesenheit hatte sich der Junge offensichtlich wieder erholt und war hinausgegangen. Dahmer fand ihn auf der Straße, wo Anwohner den nackten Jungen herumwanken sahen, benommen und mit Blut an den Beinen. Nicole Childress lief zur nächsten Telefonzelle, um den Notdienst zu informieren. Ihre Kusine Sandra Smith kam dem Jungen zu Hilfe. Er blutete am Gesäß und hatte zahlreiche Kratzer und blaue Flecken.

Was als nächstes bekannt wurde, sollte die Polizeibehörden erschüttern und die Stadt in Aufruhr versetzen. Drei Beamte wurden später suspendiert, zwei von ihnen entlassen, obwohl man keine Strafanzeige stellte und die betroffenen Beamten jegliches Fehlverhalten abstritten. Aber einige Gruppierungen in der Stadt sagten, was zutage gekommen war, sei symptomatisch für die Gleichgültigkeit der Polizei gegenüber dem Schicksal farbiger und schwuler Bürger.

Es war nach Mitternacht, als der Telefonist am Platz 71 den Anruf entgegennahm. Die folgenden Gespräche sind durch die von der Polizei freigegebenen Tonbänder belegt.

Childress: Hallo. Ich bin jetzt an der Ecke 25. Straße/State, und wir haben hier einen jungen Mann. Er ist splitternackt. Er wurde verprügelt. Er ist völlig zerschlagen. Er kann nicht mehr aufrecht stehen. Er hat keine Kleidung an. Er ist wirklich verletzt. Ich habe keinen Mantel an. Ich habe ihn gerade gesehen. Er braucht Hilfe.

Telefonist: Wo... Wo ist er?

Childress: Ecke 25. Straße/State.

Telefonist: Er ist genau an der Straßenecke?

Childress: Ja, er liegt mitten auf der Straße. Er wurde bewußtlos. Wir haben versucht, ihm zu helfen. Einige Leute versuchen, ihm zu helfen.

Telefonist: Okay. Und er ist jetzt im Moment bewußtlos?

Childress: Sie heben ihn hoch. Er hat Blutergüsse. Jemand muß ihn überfallen und ausgezogen haben oder so ähnlich.

Telefonist: Okay. Lassen Sie mich eine Verbindung zur Feuerwehr herstellen. Die schicken eine Ambulanz. Bitte bleiben Sie am Apparat, ja?

Childress: In Ordnung.

Es meldete sich die Feuerwehr.

Childress: Können Sie eine Ambulanz zur Ecke 25. Straße/State schicken?

Telefonist der Feuerwehr: Wo liegt das Problem?

Childress: Dieser splitternackte junge Bursche, oder Mann, oder was auch immer. Er ist splitternackt. Er ist schlimm zusammengeschlagen worden, und er ist bewußtlos, und die Leute versuchen, ihm beim Aufstehen zu helfen. Er kann nicht aufstehen. Er ist splitternackt. Er hat keine Kleidung an. Er ist schwer verletzt.

Feuerwehr-Telefonist: Ist er wach?

Childress: Er ist nicht wach. Sie versuchen, ihn zum Gehen zu bringen. Aber er kann nicht geradeaus gehen. Er kann nicht einmal geradeaus gucken. Immer wenn er aufsteht, verliert er

die Besinnung.

Feuerwehr-Telefonist: 25. und State?

Childress: Ja, eine Einbahnstraße.

Feuerwehr-Telefonist: In Ordnung.

Childress: Okay, auf Wiederhören.

Es war in den frühen Morgenstunden eines Feiertages, als die Wachtmeister John A. Balcerzak, Joseph Gabrish und Richard Porubcan zu dem Chaos vor den Oxford-Apartments geschickt wurden. Sie kamen einige Minuten vor den Feuerwehrleuten an, die für Notfallmedizin ausgebildet waren. (Die Feuerwehrleute gaben Konerak eine Decke, die Berichte enthüllen jedoch, daß die Polizisten ihnen erklärten, ihre Dienste würden nicht länger benötigt.) Ein vierter Beamter, noch in Ausbildung befindlich, hielt sich auch am Ort auf, war jedoch an den nachfolgenden Ereignissen nicht beteiligt.

Balcerzak war vierunddreißig Jahre alt und seit sechs Jahren bei der Polizei. Er gehörte zu den drei Beamten, die eine lobende Erwähnung für die Rettung von acht Menschen aus einem brennenden Gebäude am 24. August 1989 erhielten. Er hat auch für die Rettung eines Mannes eine Auszeichnung für hervorragende Leistungen bekommen, als dieser nach schweren Regenfällen am 14. März 1990 in einem fast zehn Meter tiefen Gully gefangen war, der sich geöffnet hatte. In der Begründung für die Auszeichnung wurde sein >rasches Handeln und zielstrebiges Vorgehen< gelobt.

Außerdem hat Balcerzak neunzehn, von der Polizei so bezeichnete >verdienstvolle Festnahmen< durchgeführt. Das sind solche Festnahmen, bei denen der Beamte mehr Initiative beweist, als nötig wäre, um seine Pflicht zu erfüllen.

Gabrish, achtundzwanzig Jahre alt, war seit sieben Jahren Polizist, nachdem er zuvor zwei Jahre lang als Hilfspolizist gearbeitet hatte. Auch seine Personalakte verzeichnet einige Heldentaten. So erhielt er eine Auszeichnung für hervorragende Leistungen, weil er am 15. Oktober 1987 einen Mann aus einem brennenden Gebäude gerettet hatte. In dem Feuer kamen sechs Menschen um, und der von Gabrish gerettete Mann war in das

mit Rauch gefüllte Gebäude zurückgerannt, um einen vergeblichen Rettungsversuch zu unternehmen.

Auch er verzeichnete neunzehn verdienstvolle Festnahmen. Wegen ihrer Erfahrung und ihres beruflichen Engagements waren Balcerzak und Gabrish als Ausbilder für Polizeianwärter eingesetzt worden. Sie waren freiwillige Berater und erhielten keine Extrabezahlung dafür, daß sie jungen Beamten auf die Sprünge helfen.

Porubcan, fünfundzwanzig Jahre alt, war seit fünfzehn Monaten im Revier, er hatte jedoch schon gehörig Eindruck gemacht.

Er konnte auf fünf verdienstvolle Festnahmen zurückblicken und war als Computer-Zauberer bekannt. Er half dem Revier bei der Entwicklung eines Computerprogramms zur Überprüfung von Leihhäusern auf gestohlene Ware.

Jetzt war also der Moment gekommen, diesen Fall auf der 25. Straße zu klären.

In den zwei Stunden seit Dienstbeginn um Mitternacht hatte die Gruppe 36 acht Einsätze durchgeführt. Bei einem ging es um einen Bericht über einen mit einer Pistole bewaffneten Mann. In zwei separaten Fällen schlichteten sie handgreifliche Auseinandersetzungen zwischen Eheleuten — nebenbei gesagt: der häufigste Fall in der Polizeiarbeit. Dann traf ein Bericht über eine verletzte Person ein, ein Anruf zur Unterstützung einer anderen Einheit während einer Schießerei, wobei Schrotflinten abgefeuert wurden und eine Familie in Not geriet. Außerdem mußte eine Abteilung aus einer vorherigen Schicht abgelöst werden.

Der nächste Einsatz würde sechzehn Minuten dauern. Sandra Smith, achtzehn Jahre alt, schrie Dahmer an, dem Jungen nicht weh zu tun, und sie beeilte sich, den Polizisten einen Bericht über die Vorgänge zu geben. Deren Antwort verblüffte sie. »Einer von ihnen sagte mir: >Wir kümmern uns darum<<, sagte Miss Smith später.

Dahmer versicherte den Polizisten zunächst, daß sie nur Zeugen eines häuslichen Streits wären, sehr zum Kummer der

schwarzen Frauen, die spürten, daß hier auf furchtbare Weise etwas nicht stimmte.

»Wir versuchten, dem Polizisten unsere Namen anzugeben, aber sie sagten uns nur, wir sollten uns da heraushalten«, sagte Miss Smith. »Einer von ihnen sagte mir: >Ich bin seit sieben Jahren Ermittler und brauche keinen Amateur, der mir sagt, was ich zu tun habe.<«

Mrs. Childress versuchte ebenfalls, sich einzuschalten.

»Die hörten nur auf Jeff. Mir hörten sie nicht zu. Einer von denen sagte uns, wir sollten verschwinden, oder er würde uns ins Revier mitnehmen«, beschwerte sich Mrs. Childress. »Hätten sie in der Nacht zugehört, so könnte der kleine Junge noch leben.«

Inzwischen sprach Dahmer fast, ohne Luft zu holen. Er sagte, es gäbe keinen Anlaß zur Sorge. Sein homosexueller Freund, den er >Butch< nannte, habe einen Schluck zuviel getrunken. Sie hätten sich gestritten, und sein Partner wäre auf die Straße gerannt. Der hätte diese Schau schon einmal abgezogen, versicherte Dahmer und behauptete, sein Freund sei neunzehn Jahre alt, das könne man auch durch den Ausweis bezeugen. Er wolle ihn jetzt nur schnell zurück ins Apartment bringen, damit alle wieder ins Bett gehen könnten.

Sinthesomphone, immer noch unter dem Einfluß der Drogen, war zu verstört, um die Behauptungen in irgendeiner Weise zu widerlegen.

Die Polizei begleitete Dahmer und den Jungen zur Wohnung Nummer 213 zurück, um die Geschichte nachzuprüfen. Dahmer zeigte ihnen Polaroid-Fotos des lächelnden Freundes, wie er in einem Bikini oder nur in einem Bikini-Slip posierte, um dadurch die Behauptung zu belegen, daß sie Freunde wären. Dahmers Geschichte schien plausibel zu sein, und sonst sah in dem Apartment nichts verdächtig aus. Dahmer erzählte der Polizei später, daß die Leiche von Anthony Hughes, den er drei Tage vorher umgebracht hatte, im Schlafzimmer lag und verwesete.

Der Funkspruch der Polizisten wurde mitgeschnitten:

Beamter: Betrunkener Asiate, männlich, nackt. (Auf dem Tonband hörte man Gelächter, es war jedoch nicht auszumachen, ob es aus dem Auto oder von Revier kam.) Haben ihn seinem nüchternen Freund übergeben (weiteres Gelächter auf dem Band zu hören).

Die Polizisten im Streifenwagen erklärten, der Auftrag sei erledigt. Sie könnten neue Aufgaben übernehmen.

Beamter: Zehn-Vier. Es wird eine Minute dauern. Mein Partner läßt sich gerade im Revier entlausen (wieder ist Gelächter auf dem Band zu hören).

So zufrieden die Polizisten waren, ihre Aufgabe erledigt zu haben, so unzufrieden waren die Leute am Schauplatz. Glenda Cleveland, die Mutter von Sandra Smith, notierte sich die Nummer des Streifenwagens und beschloß, weitere Nachforschungen durchzuführen.

Die als Datatypistin und Setzerin bei Firma C.P. Gauger Co. angestellte 37jährige Glenda Cleveland nahm ihre Pflichten als verantwortliche Bürgerin sehr ernst. Sie tat das, was die Eltern ihr und den acht Geschwistern beigebracht hatten: sich für das einsetzen, was man als richtig erkannt hat.

Sie rief die Polizei nochmals an, um herauszufinden, was passiert war. Die folgenden Gespräche wurden aufgezeichnet und von der Polizei nach einer internen Untersuchung freigegeben.

Cleveland: Vor ein paar Augenblicken, so etwa zehn Minuten, haben meine Tochter und meine Nichte einen Polizisten herangewunken; sie hatten ein Kind aufgelesen, das von einem jungen Mann belästigt worden war. Es wurden keinerlei Angaben oder Ähnliches aufgenommen ... Ich frage mich nur ...

Ich meine, ich bin sicher, daß noch weitere Informationen benötigt werden. Der Junge war nackt und blutete.

Sie wurde mit einem anderen Beamten verbunden.

Beamter: Hallo, hier ist... Polizeirevier Milwaukee.

Cleveland: Ja, vorhin, heute abend wurde ein Streifenwagen herangerufen, etwa vor einer Viertelstunde.

Beamter: Das war ich.

Cleveland: Ja, äh, was ist passiert? Ich meine, meine Tochter und meine Nichte haben gesehen, was da los war. Wurde die Situation geklärt? Brauchen Sie noch die Namen, Informationen oder sonstige Angaben von ihnen?

Beamter: Nein, überhaupt nicht.

Cleveland: Das brauchen Sie nicht?

Beamter: Ach was. Er war der betrunkene Freund eines anderen Freundes.

Cleveland: Nun, wie alt war denn dieses Kind?

Beamter: Es war kein Kind. Es war ein Erwachsener.

Cleveland: Sind Sie sicher?

Beamter: Klar.

Cleveland: Das ist Ihr Ernst? Weil dieses Kind kein Englisch sprach. Meine Tochter, wissen Sie, hatte schon vorher einmal mit ihm zu tun und gesehen, wie er auf der Straße Regenwürmer sammelte.

Madam, Madam. Wie ich Ihnen gerade erklärte, wird alles geregelt. Noch klarer kann ich es kaum machen. Ich kann an den sexuellen Vorlieben anderer Leute nichts ändern.

Cleveland: Nun, sicher nicht. Darüber will ich auch nichts sagen, aber ich hatte den Eindruck, es handelte sich um ein Kind. Das ist meine Sorge.

Beamter: Nein, das ist es nicht.

Cleveland: Er ist kein Kind mehr?

Beamter: Nein, das ist er nicht. In Ordnung? Das Ganze ist nur eine Geschichte von Junge-liebt-Jungen. Und er hat seine Sachen in dem Haus, aus dem er kam...

Cleveland: Oh, ich verstehe.

Beamter: Okay?

Cleveland: Okay. Wissen Sie, ich bin nur... also mir erschien er wie ein Kind. Das war meine Sorge.

Beamter: Ich verstehe. Nein, er ist es nicht. Ganz und gar nicht.

Cleveland: In Ordnung. In Ordnung. Vielen Dank. Auf Wiederhören.

Die Beamten hatten Dahmers Namen und sonstige Angaben

aufgenommen. Einer späteren, internen polizeilichen Ermittlung zufolge hatten sie es jedoch nach Rückkehr zum Revier unterlassen, einen offiziellen Bericht zu schreiben. Sie ließen Dahmers Namen auch nicht durch den Fahndungs-Computer laufen. Sonst hätte dieser ihnen die Tatsache angezeigt, daß Dahmer wegen Notzucht vorbestraft war und sich noch in der Bewährungsfrist befand.

Glenda Cleveland, ihre Tochter und auch ihre Nichte waren mit dieser Auskunft noch nicht zufrieden. Sie spürten, daß die Polizei etwas übersehen hatte, und dieser Leichtsinn beschäftigte sie noch für Wochen.

»Ich kann nicht glauben, daß die Polizei nicht gemerkt haben sollte, daß hier etwas überhaupt nicht stimmte«, sagte Mrs. Cleveland. »Irgend jemand hat im Zuge der Behandlung dieses Falles gefuscht. Wenn ein Junge blutet, verletzt und mit Drogen betäubt ist, dann stimmt etwas nicht.«

Die einzig mögliche Schlußfolgerung war, daß die weißen Polizisten die Geschichte des Weißen Jeffrey Dahmer glaubten, weil der Junge Asiate und die anderen Farbige waren.

Als Glenda Cleveland später in der Zeitung las, daß ein laotischer Junge namens Konerak Sinthasomphone vermißt wurde, rief Glenda Cleveland nochmals bei der Polizei an, um über den Vorfall vom 27. Mai zu sprechen:

»Sie sagten, sie würden jemanden ausschicken, der mit mir sprechen und die Angaben notieren sollte. Aber es erschien niemand«, sagte sie.

C. Nicole Padway, Vorsitzender des Feuerwehr- und Polizeiausschusses, der die Tätigkeit der Polizeibehörden beaufsichtigt, lobte Mrs. Clevelands Engagement später als beispielhaft. »Sie gab sich nicht damit zufrieden, untätig dabei zu stehen und nur zuzusehen, sondern ließ nichts unversucht, einem anderen Mitmenschen zu helfen«, sagte Padway.

Dahmer machte sich offensichtlich nicht viel Gedanken über den Vorfall. Nachdem die Polizei gegangen war, wandte er seine Aufmerksamkeit wieder seinem vierzehnjährigen Opfer zu. Er strangulierte ihn, ging dann wieder seinen morbiden Gelüsten

nach und machte weitere Fotos für seine Sammlung, bevor er den Körper zerstückelte.

Der Schädel von Konerak Sinthasomphone fand sich zusammen mit den anderen am 23. Juli 1991 im Apartment. Die Behörden identifizierten ihn, indem sie den Schädel mit den Zahnarztunterlagen verglichen. Aber nach ihm hatten noch vier weitere Opfer sterben müssen.

Die laotische Familie stand den grausamen Neuigkeiten fassungslos gegenüber. Nein, es konnte einfach nicht sein! Die Polizisten hatten an ihrer Tür geklopft, um ihnen Fotos von ihrem jüngsten Kind zu zeigen; Fotos, die man im Apartment eines Mannes gefunden hatte, der siebzehn Morde gestanden hatte. Ja, es war Konerak. Aber es war einfach nicht möglich. Besonders deshalb, weil Jeffrey Dahmer derselbe Mann war, der schon im Jahre 1988 einen ihrer Söhne belästigt hatte.

»Das Ganze ist einfach verrückt. Es ist schrecklich«, sagte Anoukone Sinthasomphone, mit siebenundzwanzig Jahren der älteste Sohn. »Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.«

Was konnte man überhaupt dazu sagen? Sie waren einem harten und gefährlichen Leben in der Hoffnung entflohen, in Amerika von vorne anfangen zu können. »Den Kommunisten bin ich entkommen, und jetzt dies. Warum?« fragte der Vater. Mit zweiundfünfzig Jahren war er arbeitslos und kämpfte darum, sich an dieses neue Leben zu gewöhnen. Zum Teil unterstützten ihn dabei seine Töchter und Söhne, die Arbeitsplätze und damit eine Zukunftsaussicht in den Fabriken von Milwaukee gefunden hatten. In der Küche seines weißen, ordentlichen Bungalows war es ihm unmöglich, über die Ereignisse zu sprechen. Während der Beisetzung saß er mit trüben Augen dabei, sein Gesicht drückte völliges Unverständnis aus. Sein weißes Taschentuch konnte die vielen Tränen kaum aufnehmen.

Seine Frau Somdy, fünfzig Jahre alt, litt unter unkontrollierbaren Schüttelkrämpfen und mußte nach einem Schwächeanfall für drei Tage ins Krankenhaus. Die ganze Familie war vor Schock wie gelähmt. Keiner konnte sprechen, niemand aß, niemand konnte diesen Schmerz ertragen, der alles andere im

Leben bedeutungslos erscheinen ließ.

In ihrem Kummer stand ihnen Pater Burns, ein katholischer Priester aus Sheboygan, zur Seite. Die Familie kannte ihn vom ersten Tag ihrer Ankunft in dieser Gegend.

»Sie verließen Laos in der Hoffnung, in ein Land zu ziehen, wo sie frei sein und Frieden finden könnten. Nach allem, was ich gehört habe, war es eine äußerst qualvolle Reise«, sagte Pater Burns. »Natürlich würde sich jeder, der eine solche Tragödie durchgemacht hat, fragen, ob er für sein Leben den richtigen Weg gewählt habe. Die Familie leidet schrecklich unter ihrem bitteren Schicksal. Natürlich empfindet sie auch Zorn.« Selbst die Fachleute, von denen man sich Tröstung für die Überlebenden von Katastrophen und Tragödien versprach, waren sprachlos.

»Ich kann mir nichts Schlimmeres vorstellen. Ich bin außerstande, das Ausmaß dieser Tragödie zu erfassen«, sagte Jo Kolanda, Koordinator des Hilfsprogramms für Opfer und Hinterbliebene im Milwaukee County.

Buddhistischem Brauch zufolge legen die Angehörigen eines verstorbenen Familienmitgliedes Lebensmittel für ihn bereit, bis eine abschließende Zeremonie die Seele zur Ruhe kommen läßt. Es ist die laotische Art der Totenwache, die gewöhnlich zwei bis drei Tage dauert. Dieses Mal erstreckte sie sich aber auf zwei Wochen, bis die Polizei Koneraks Überreste *freigab*, die die Familie dann verbrennen ließ.

Somdy Sinthasomphone entfernte alle Fotos ihres jüngsten Sohnes, außer einem 20 x 25 cm großen Farbportrait, das sie auf einen Kaffeetisch mit Deckchen stellte. Daneben plazierte sie zwei weiße Votivkerzen, die in einem durchsichtigen Glasbehälter brannten. Dahinter stand eine Blume. Vor dem Foto, das Konerak in der achten Klasse zeigt, stand ein Glas Orangensaft. In Schalen mit dekorativen orientalischen Mustern befanden sich Koneraks Lieblingsimbiß, Apfelscheiben mit Gewürzsoße, sowie traditionelle laotische Gerichte mit Schweinefleisch, Rindfleisch und Reis.

Eine Karte über diesem kleinen, selbstgemachten Hausaltar,

trug die Aufschrift: Kein Kummer ist auf Erden, den der Himmel nicht heilen kann.

Vater Burns sagte, daß der Junge das Leben liebte. »Er war, wie alle Teenager, voller Energie, voller Freude, er hatte viele Hoffnungen und Träume. Wir werden ihn immer vermissen ... Das Ende eines so jungen Lebens bereitet großen Schmerz.« Die Familie hatte die Polizei am Tag nach Koneraks Verschwinden benachrichtigt. Sie suchten überall, wo sie nur die geringste Aussicht auf Erfolg erhofften — sogar in anderen Bundesstaaten. Nie kam ihnen nur der geringste Gedanke daran, daß auch diesmal Dahmer mit ihrem Kummer zu tun haben könnte. Die Polizei sagte, es gebe kein Rachemotiv auf Dahmers Seite, wie zum Beispiel eine Vergeltung an dem Jungen, durch dessen >Schuld< er ins Gefängnis gehen mußte und wofür er nun dessen Bruder umgebracht habe. Dahmer gab vom Gefängnis aus an, keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß der Junge, den er einst belästigt und gequält hatte, und der Junge, den er umbrachte, miteinander verwandt waren.

Anoukone Sinthasomphone, der Sprecher der Familie, sagte, die Polizei habe ihnen 1988 versichert, daß Dahmer für sein Vergehen eine lange Haftstrafe verbüßen würde. »Wir dachten nicht im Traum daran, daß er schon wieder auf freiem Fuß sein könnte«, sagte der Bruder.

Drei Tage nach Koneraks Verschwinden hatte jemand die Familie angerufen und mit tiefer Stimme gesagt: »Konerak befindet sich jetzt in großer Gefahr.« Niemand kann mit Sicherheit sagen, ob es Dahmer war oder nicht.

Corinne Giesa, eine Nachbarin, war außer sich vor Zorn, daß der Junge, den sie mit seinem Bruder von der Schule aus um die Wette nach Hause laufen sah, ermordet worden war. »Es macht mich sehr wütend«, sagte sie den Reportern. »Seit Mai wurden schon so viele Jungen geopfert, obwohl die Polizei die Chance hatte, dem Massaker ein Ende zu bereiten.«

Wut und Entrüstung waren in den Wohnvierteln von Milwaukee an der Tagesordnung.

Am 1. August wurde im Zeidler-Park bei Kerzenlicht eine

Mahnwache abgehalten. Etwa 150 Mitglieder der asiatischen Einwohnerschaft hatten sich versammelt, um ihren Gefühlen der Wut und Ohnmacht Ausdruck zu verleihen.

Shoua Nao Xiong sprach sicherlich für viele, wenn er behauptete, die Polizei neige dazu, »die Augen zu verschließen«, wenn sich Asiaten in Schwierigkeiten befänden. Eine derart kalte Gleichgültigkeit hatten sie schon in den vom Krieg zerrissenen Ländern erlebt, die sie verlassen hatten. Sie hatten nicht erwartet, so etwas in Amerika vorzufinden.

»Diese Art, das Böse einfach zu ignorieren, diese seltsame Stille, habe ich schon viele Male zuvor erlebt«, sagte Xiong, Vorsitzender des laotischen Familiengemeindezentrums, Inc., von Milwaukee.

»Als wir hier ankamen, lebten wir zunächst ohne Furcht.

Aber wir mußten bald feststellen, daß ordentliche Menschen aller Rassen hier große Ängste ausstanden. Für uns Ausländer ähnelt das Leben in diesem Land allmählich dem Überlebenskampf im Dschungel. Können wir uns auf niemanden verlassen, der uns hier schützt?«

In anderen Gegenden der Stadt stellten Farbige und Homosexuelle dieselben Fragen.

Etwa 150 Menschen erwiesen Konerak am 8. August die letzte Ehre. Das Beerdigungsinstitut Becker-Ritter auf der Lisbon Avenue duftete nach dem Aroma frisch geschnittener Blumen; aber über die ganze Szenerie hatte sich der schwarze Schleier des Kummers gelegt. Die Trauernden sahen einen geschlossenen Sarg mit den sterblichen Überresten, die die Polizei in einem schmutzigen Apartment gefunden hatte.

Neben Freunden und Angehörigen des Opfers kamen auch Fremde zu den Trauerfeierlichkeiten. Mütter mit ihren eigenen Kindern, die versuchten, das unerträgliche Leid zu lindern, die zu Gott beteten, daß so etwas niemals einem ihrer eigenen Kinder widerfahren möge.

Menschen, von denen die Familie niemals gehört hatte, schickten Beileidskarten oder ließen Gebäck im Haus abgeben. Ein traditioneller laotischer Gottesdienst wurde am Tag dar-

auf abgehalten. Am 12. August fand eine katholische Beerdigung statt.

Aller Erschütterung zum Trotz hielt die Familie an jenen Idealen fest, die ihr neues Heimatland für sich in Anspruch nimmt. Sie erstatteten keine Anzeige und verlangten nicht den Rücktritt von Polizeibeamten angesichts der Fehler im Zuge der Ermittlungsarbeiten. »Jeder ist zornig. Nicht nur wir. Die ganze Stadt. Die ganze Welt empört sich über die Nachlässigkeit der Polizei. Wir müssen uns um die Familie kümmern, wir müssen versuchen, die entsetzten Menschen zu beruhigen, und wir müssen versuchen, das, was passiert ist, und das, was sich jetzt abspielt, zu akzeptieren«, sagte Anoukone Sinthasomphone. »Ich vertraue dem amerikanischen Rechtssystem. Ich vertraue Amerika.«

Freunde und Sympathisanten spendeten der laotischen Familie 6000 Dollar — gefaltete und zerknitterte Scheine, für viele der Spendenden war es der letzte Rest in ihrem Portemonnaies. Es war eine Geste der Sympathie, der Versuch, einer Familie in Notzeiten zu helfen; etwas, was die Menschen des Mittelwestens zu tun pflegen, ohne vorher lange zu überlegen.

So hatte die Familie zumindest das nötige Bargeld für die Gedenkgottesdienste und Bestattung — Kosten, welche die gesamten Ersparnisse von Anoukone Sinthasomphone, von Beruf Schweißer, aufgebraucht hatten.

Aber irgendwann am späten Sonntag abend oder Montag morgen, unmittelbar vor der Bestattung, wurde das Geld bei einem Einbruch in der Wohnung eines des Verwandten des Jungen gestohlen. Die leere Brieftasche wurde am nächsten Tag in einem Mülleimer ganz in der Nähe gefunden.

Manchmal, wenn die Arbeiter der Nachtschicht in der Ambrosia Chocolate Co. Dahmer nach seinen Wochenendvergnügen fragten, erzählte er ihnen etwas von der Party-Szene in Chicago. Einmal soll er 100 Dollar für eine Taxifahrt in den 170 Kilometer entfernten Ort ausgegeben haben. Da er sich ständig über Geldknappheit beklagte, erschien dies seinen Kollegen doch recht unvorsichtig.

Dahmer liebte die brodelnde Atmosphäre von Chicago. Er liebte vor allem die Anonymität dort. In Milwaukee gab es acht Schwulenkneipen, und man sah dort im Grunde stets dieselben Gesichter. Die größere Stadt im Süden hingegen zählte 76 einschlägige Lokale. Dort kannte ihn niemand. Er konnte in jeder der Kneipen und Finten auf der Halsted Street gehen, wie zum Beispiel in den Manhole Club oder zu Roscoe's, ohne von irgend jemandem erkannt zu werden.

Chicago bot auch eine öffentliche >Gay Pride<-Parade, nach dem Motto >schwul und stolz<. Auch wenn in Chicago der Glamour und Glitter der Schwulenparade von San Francisco fehlt, wo zum Beispiel weibliche Motorradfans auftreten, die sich selbst als >Lesben auf Rädern< bezeichnen, oder wo Männer sich in Nonnengewänder kleiden, darunter Netzstrümpfe und hochhackige Schuhe tragen und sich >Schwestern der Ewigen Verderbtheit< nennen, angeführt von >Schwester Böswittchen von Liederlich<: Chicago ist doch ein ganz anderes Pflaster für Homosexuelle als Milwaukee.

Für viele Männer bietet die Parade von Chicago eine Chance, aus der Isolierung herauszukommen, und sei es nur für einen Nachmittag. Es gibt viel zu lachen, man amüsiert sich ungehemmt, während man gleichzeitig über so ernsthafte Fragen wie Aids-Forschung und Schwulenangst diskutiert.

Dahmer nahm an den Festlichkeiten am Sonntag, dem 30. Juni, in Chicago teil. Er stand in der Menge, beobachtete den Marsch der Schwulen und Lesben und sondierte das Terrain. Diesmal hatte er auch selbst etwas Pech: Er erstattete Verlustanzeige bei der Polizei von Chicago und gab an, daß seine Brieftasche verlorengegangen oder gestohlen worden sei.

An einer Bushaltestelle traf er den 20 Jahre alten Matthew Turner, der zum Fotomodell-Nachwuchs zählte und gern durch die Klubs zog und bei Playback-Wettbewerben als Imitator bekannter Sänger auftrat. Er hatte sich den Künstlernamen Donald Montrell zugelegt.

Turner war 1990 von seinem Elternhaus in Flint, Michigan, ausgerissen und dann in einer Anstalt für verwahrloste Jugend-

liche gelandet, einer Zwischenstation für Ausreißer, im Norden von Chicago. Er blieb dort zwei Monate und machte sich kurz vor Weihnachten aus dem Staub. Zur fraglichen Zeit arbeitete er in einem Restaurant namens Chicago Style Pizza & Eatery. Dahmer machte einen Vorschlag, dem Turner — wie so viele vor ihm schon — nicht widerstehen konnte: Er würde ihm Geld dafür geben, daß er mit Dahmer nach Milwaukee fahren und sich dort nackt fotografieren lassen würde; zusammen könne man sich auch Videos ansehen. Es muß schon ein sehr attraktives Angebot gewesen sein, denn gemeinsam mit Dahmer nahm Turner einen Greyhound-Bus für die 170 Meilen nach Milwaukee, um dann in ein City-Vet-Taxi umzusteigen und zu der Einzimmerwohnung in der 25. Straße zu fahren.

Dort zog Dahmer wieder sein grausames Ritual durch: träufelte seinem Gast Gift in den Drink, so daß Turner umfiel; dann strangulierte er ihn mit einem Lederriemen, schnitt dem Mann den Kopf ab, den er in eine Plastiktüte wickelte. Die Tüte wurde mit einem Gefrierbeutelverschluß gesichert und in die Truhe gelegt. Den Torso des Körpers steckte er in ein blaues 230-Liter-Faß mit einem schwarzen Kunststoffdeckel.

Die furchtbare Nachricht von dieser Greuelthat versetzte Rosa Fletcher später einen schrecklichen Schlag. Sie hatte ihr einziges Kind verloren. »Man macht sich immer Gedanken über Dinge, die den Kindern anderer Menschen zustoßen, aber man glaubt sich nicht persönlich betroffen, bis es dem eigenen Kind widerfährt, dem einzigen Kind«, sagte Mrs. Fletcher in einem Fernseh-Interview.

Die Familie hat gegen die Polizeibehörde von Milwaukee eine Klage auf 4,5 Millionen Dollar eingereicht, mit der Begründung, daß ihr Sohn immer noch leben könnte, wenn Dahmer am 27. Mai aufgehalten worden wäre, als er mit Konerak Sinthasomphone zusammen war.

»Wenn dies eine Art Wiedergutmachung für Matt sein könnte, dann sind wir dafür«, sagte Wadell Fletcher, Turners Stiefvater. »Wir stehen mit leeren Händen da.«

Nach Ansicht des Rechtsanwaltes der Fletchers, Charles W.

Giesen aus Madison, Wisconsin, geht es in dem Fall um Fahrlässigkeit. »Es war mehr als ein schlichter Fehler, was die Polizei sich da geleistet hat«, erklärte Giesen. »Eine unserer Zielsetzungen bei dieser Klage ist es, die Polizei durch einen Schock wachzurütteln und zu verhindern, daß sich ähnliche Tragödien wiederholen können.«

Von seiten der Stadt erfolgte hierzu zunächst keine Stellungnahme.

Es war Freitag nacht, der 5. Juli. An den amerikanischen Unabhängigkeitstag, den 4. Juli, schloß sich ein verheißungsvolles Wochenende an. Jeremiah Weinberger wollte ein Feuerwerk ganz nach eigenem Geschmack in einem der Schwulentanzklubs von Chicago, dem Carrol's Speakeasy, abziehen. Auf der Weels Street im Altstadtviertel versammeln sich dort jedes Wochenende zahlreiche Menschen, um männliche Stripper und andere Attraktionen zu bewundern.

Der dreiundzwanzigjährige Weinberger kam mit einem etwas über 1,80 Meter großen, blonden Mann ins Gespräch, der offenbar um die dreißig Jahre alt war. Der Fremde hatte einen Vorschlag. Warum sollte man nicht zusammen nach Milwaukee fahren, um sich dort noch etwas zu amüsieren?

Weinberger ließ es sich durch den Kopf gehen. Er fragte Ted Jones nach seiner Meinung, einen früheren Zimmergenossen, der mit Weinberger zusammen bei einem Verkäufer von Schwulen- und Lesben-Sexvideos arbeitete.

»Was meinst du? Sollte ich mitfahren?« fragte Weinberger. Jones, achtunddreißig Jahre, verschaffte sich einen Eindruck von dem Fremden. »Er scheint in Ordnung zu sein«, habe er, Jones, seinem Freund damals gesagt.

Einen Monat später erinnerte sich Jones mit blankem Entsetzen an seine Empfehlung. »Wer kann schon sagen, wie ein Massenmörder aussieht?«

Während die Tanzmusik immer lauter dröhnte, nickte Weinberger dem Fremden sein Einverständnis zu. Niemand in Chicago sah Weinberger jemals wieder.

Sie nahmen den Greyhound-Bus nach Norden Richtung Mil-

waukee, danach ein Taxi zur 25. Straße. Dort schliefen sie miteinander. Dahmer gab an, daß Weinberger dort auch übernachtete, jedoch am zweiten Tag zu verstehen gab, daß er gern nach Hause wollte.

Dahmer wollte nicht allein gelassen werden. Also gab er Weinberger etwas mit einem Schlafmittel zu trinken. Die bestialische Tat, die er dann wieder nach dem bekannten Muster beging, war für ihn längst Routine.

Nach seiner Verhaftung sagte Dahmer der Polizei, daß er den Gedanken einfach nicht ertrug, verlassen zu werden, und er bestand stets darauf, daß seine Begleiter blieben, auch wenn dies bedeutete, daß er sie umbringen mußte.

»Er ermordete sie, damit sie nicht weggingen. Er tat es nicht einfach völlig ohne Grund. Die Erfahrungen seiner Kindheit haben wahrscheinlich eine Menge damit zu tun«, sagte ein Ermittler der Polizei von Milwaukee, der Dahmer im Gefängnis verhört hatte. Als Weinberger nicht wieder zurückkehrte, sprach es sich allmählich herum, daß Männer vermißt wurden. Freunde druckten Plakate mit Weinbergers Bild und Beschreibung und baten darum, daß jeder, der darüber Angaben machen könnte, anrufen sollte. Eine Vermißtenanzeige wurde in zwei Schwulenzeitschriften aufgegeben, der *Windy City Times* und der *Gay Chicago*.

Es gab Gerüchte, daß ein Killer die Bars durchstreifte, und man gab eine Warnung heraus, nicht mit Fremden mitzugehen. Obwohl Weinbergers Freund und seine Verwandten schon befürchtet hatten, daß irgend etwas Furchtbares geschehen sein konnte, wurden sie durch den Fund in Milwaukee, Apartment Nummer 213, tief erschüttert.

»Er war nicht der Typ, der so ohne weiteres einen Spontantrip unternahm. Wir haben uns nicht träumen lassen, ihn einmal so wiederzufinden«, sagte Tim Gideon, Weinbergers früherer Zimmergenosse.

»Mein Sohn wurde durch eine Kobra hypnotisiert. Unglücklicherweise wurde er auch gebissen«, sagte David Weinberger gleichnishaft.

Seit einer Woche wurde auch der jüngste von Catherine Lacys drei Söhnen vermißt. Sie war außer sich. Als sie in den Nachrichten hörte, daß ein Mann in Handschellen aus einem in der Nähe gelegenen Apartment entkommen war, schloß auch sie sich der Menschenmenge an, die auf der 25. Straße zusammenströmte. »Vielleicht war es mein Sohn, der sich befreien konnte«, erinnerte sich Catherine Lacy ihrer damaligen Hoffnung.

Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Es war ein anderer Mann.

Aber noch bevor der Tag zu Ende war, erfuhr sie, daß ihr >Kleiner<, der dreiundzwanzig Jahre alte Oliver Lacy, als erstes Opfer einwandfrei identifiziert werden konnte. Lacy, Vater eines zweijährigen Sohnes, war vier Monate zuvor nach Milwaukee gezogen, um bei seinem Kind und seiner Verlobten, Rose Colon, zu wohnen.

Die Polizei fand seinen abgeschnittenen Kopf im Kühlschrank.

Auch seinen Personalausweis fand man in der Wohnung. Mrs. Lacy mußte ein Bild des leblosen Gesichtes ihres Sohnes identifizieren. »Ich wollte es herausfinden. Ich wollte es mit eigenen Augen sehen. Ich mußte es selbst sehen«, sagte Mrs. Lacy.

Wochen später ging sie nochmals zu den Oxford-Apartments bis zur Tür mit der Nummer 213. Die Wohnung war von der Polizei versiegelt, der Zutritt verboten. Leute aus dem Haus sahen, wie sie die Hand auf das Holz der Tür legte und um ihren Sohn weinte.

Oliver Lacy hatte bei Pioneer Commercial Cleaning, einem Reinigungs- und Hausverwaltungsdienst gearbeitet. Er stammte ursprünglich aus Oak Park, Illinois, und gehörte zur Läuferriege der Oak Park-River Forest High School.

Am Montag, dem 15. Juli, war Lacy ins Einkaufszentrum der Grand Avenue in der Innenstadt gegangen, um sich ein Eis zu holen. Als er am nächsten Tag immer noch nicht wieder zurückgekehrt war, alarmierte Mrs. Lacy die Polizei. »Ich spürte, daß etwas passiert sein mußte, weil mein Sohn sich sonst

gemeldet hätte«, sagte sie.

Dahmer gab an, Lacy auf der 27. Straße, nur zwei Blocks von zu Hause getroffen zu haben. Lacy habe die Absicht geäußert, einen Cousin zu besuchen, aber Dahmer hatte einen besseren Vorschlag. Ob er nicht lieber mitkommen und für einige Fotos Modell sitzen wollte?

Dahmer sagte, sie hätten sich ausgezogen und gegenseitig massiert. Dann gab er Lacy einen Drink, der ihn betäubte, und erwürgte ihn anschließend. Nachdem Lacy tot war, verging sich Dahmer, wie er gestand, anal an der Leiche.

Er zertrennte die Leiche und legte Lacys Kopf in ein Fach seines Kühlschranks neben den geöffneten Karton mit Natriumlösung der Marke >Arm & Hammer<.

Er gab bei der Polizei an, daß er auch das Herz des Mannes im Frosterfach aufbewahrt habe, »um es später zu essen«. Es wurden auch weitere Teile ins Gefrierfach verstaут.

»Ich weiß nicht, wie diese Person meinen Sohn anlocken konnte«, fragte Mrs. Lacy ratlos.

Das letzte Mal, daß Joseph Bradehott von jemandem gesehen wurde, war der 19. Juli. Er verließ gerade eine von seinem Bruder Donald gemietete Wohnung, um zu einem Vorstellungsgespräch zu gehen.

Er war in Milwaukee auf Arbeitssuche und plante, seine Frau und die beiden kleinen Kinder aus St. Paul, Minnesota, nachkommen zu lassen.

Dahmer fuhr gerade im Bus, als er Bradehott erblickte, der einen Sechser-Pack Bier bei sich trug und an einer Bushaltestelle in der Nähe der Marquette Universität stand. Dahmer sagte, er sei ausgestiegen und habe sich dem Mann genähert. Dann fragte er ihn, ob er gegen Bezahlung in seine Wohnung mitkommen würde, um dort für Fotos zu posieren und einige Pornobänder anzusehen.

Bradehott war einverstanden. In der Wohnung, so sagte Dahmer, hatten sie dann Mundverkehr. Danach habe er den Mann unter Drogen gesetzt, und während dieser schlief, holte er den Lederriemen heraus, den er schon zum Erwürgen der anderen

Opfer verwendet hatte.

Er zerteilte die Leiche und legte den Kopf in eine Plastiktüte, die er zu den Köpfen von Turner und Weinberger in die Gefriertruhe legte. Der Körper wurde in das 230-Liter-Faß im Schlafzimmer gesteckt.

Später fand man in der Wohnung Bradehofs Personalausweis.

»Er war ein Mensch, mit dem man rasch ins Gespräch kam, und Joe hätte nie gezögert, mit jemandem mitzugehen«, sagte Mary Roy, eine ehemalige Bekannte aus Greenville, Illinois. »Er war sehr vertrauensselig.«

Bradehofs war das letzte Opfer Dahmers, bevor Tracy Edwards sich retten konnte und dadurch das ganze Gebäude des Schreckens zum Einsturz brachte.

Portrait eines Killers

Es erscheint unvorstellbar, daß es Menschen gibt, die morden, morden und immer wieder morden und daraus ihren Genuß beziehen. Ein Teil der Erregung ist auf sexuelle Gefühle während und nach den Taten zurückzuführen. Der Antrieb ist so mächtig, daß die Mörder, wenn sie nicht gerade ein neues Verbrechen ausüben, häufig an ihre zurückliegenden Morde denken oder sich bereits die nächste Gewalttat in ihrer Phantasie ausmalen. Vor allem aber: Diejenigen, die diese unaussprechlichen Dinge tun, erscheinen ganz erschreckend normal.

Serienmörder sind Gegenstand fortdauernder Faszination.

Ihre Zahl mag zwischen den etwa drei Dutzend dokumentierten Fällen bis zu schätzungsweise mehreren hundert liegen. Fachleute stimmen jedoch darin überein, daß es sich um ein ständig zunehmendes Phänomen handelt.

Die Abteilung für Verhaltensforschung an der FBI-Akademie in Quantico, Virginia, beschäftigt sich seit den siebziger Jahren mit Serienmördern. Dabei geht es natürlich eher um deren Identifizierung als um psychologische Erklärungen ihres Verhaltens. Aber mit der Aufklärung eines Verbrechens kommen immer auch Hinweise auf die Motive ans Licht.

Ein Bericht über sexuelle Serienmörder wurde von Robert K. Ressler und John E. Douglas von der FBI-Akademie mit Hilfe von Psychologen zusammengestellt.

Keines der von ihnen festgestellten Merkmale konnte auf jeden einzelnen Fall angewandt werden, aber es gab Muster, die sich wiederholten.

Fast alle der 36 untersuchten Serienmörder waren männlich, weiß, das älteste Kind der Familie und stammten aus einem Elternhaus mit stabilen Einkommensverhältnissen, die ein gewisses Maß an wirtschaftlicher Unabhängigkeit ermöglichten. Sie waren gewitzt und verschlagen, aber nicht erfolgreich, zumeist damit zufrieden, in ihrer Ausbildung oder an ihrem Arbeitsplatz mitzuschwimmen.

Es waren Einzelgänger, deren Eltern zu sehr mit ihren eigenen

Problemen beschäftigt waren, als daß sie ihre Kinder umsorgt und geschützt hätten.

Eine weitere Gemeinsamkeit der meisten Gewaltverbrecher war eine psychologische oder sexuelle leidvolle Erfahrung im Kindesalter; die meisten Serienmörder wurden in ihrer Kindheit vernachlässigt, wobei Vernachlässigung die subtile Oberflächlichkeit zänkischer Eltern annehmen kann, die sich nur um ihren eigenen Streit kümmern und nicht um die schreienden Kinder. Die Kinder binden sich daher an kein einzelnes Eltern-teil und schlagen sich als unnahbare, selbstbezogene Eigenbrödler durch. Eltern, sonst die verbindliche Autorität, haben keinerlei Einfluß auf ihr Verhalten. Wo aber niemand nein sagen kann, gibt es auch keine innere Stimme und kein Gewissen, das ihnen sagt, wo sie aufhören müssen.

Obwohl die meisten Serienmörder zunächst in einer vollständigen Familie aufwachsen, stellte man überwiegend fest, daß es beim Vater oder der Mutter Probleme im Hintergrund gab: Alkohol- oder Drogenmißbrauch, kriminelle, psychiatrische oder sexuelle Probleme. In 43 Prozent aller Fälle fehlte zumindest ein Elternteil von einem bestimmten Zeitpunkt an, bevor die Untersuchungsperson achtzehn Jahre alt wurde.

Grausamkeit gegenüber Tieren war allen ein gemeinsamer Charakterzug. Er wurde bei 36 Prozent der Heranwachsenden und bei 36 Prozent der Erwachsenen festgestellt. Es änderte sich also nicht eigentlich das Verhalten, sondern nur das Objekt der Grausamkeit. Einige Psychiater vertreten die Theorie, daß der Angriff auf Tiere als Ventil für Wut und Zorn dient, die man gegenüber anderen Menschen hegt.

Da die Serienmörder sich selbst in ihrer eigenen Welt überlassen werden, treten die Phantasien an die Stelle menschlichen Verhaltens. In gewisser Weise werden Träume zur Realität. Andere gemeinsame Verhaltenszüge sind zwanghafte Masturbation, Isolation, chronisches Lügen, Aufsässigkeit, Brandstiftung, Diebstahl, Grausamkeit gegenüber Kindern, körperliche Vernachlässigung und Phobien.

Das vom FBI entwickelte Profil hebt als wesentliches Merk-

mal, das dem Verhalten eines Massenmörders zugrunde liegt, den Drang hervor, »sich sexuelle Erregung zu verschaffen: Die Phantasie wird zur wichtigsten Quelle gefühlsmäßiger Erregung, und diese Emotionen sind eine konfuse Mischung aus Sex und Aggression«, heißt es in dem Bericht.

Gegenstände dieser Phantasie sind Dominanz, Rache, Gewalt, Vergewaltigung, Belästigung, Macht, Ausübung von Kontrolle, Folter, Verstümmelung und das Zufügen von Schmerzen.

Wird der Grausamkeit nicht Einhalt geboten, so suchen sich die beginnenden Serienmörder Möglichkeiten für weitere Schändungen, als würden sie einem finsternen Ende entgegensteuern. »Zunächst werden frühere Gewalttaten verstärkt wiederholt, weil die Mörder entweder ihrer Wut ohne negative Folgen für sich selbst freien Lauf lassen konnten oder weil sie jedem Versuch zu deren Unterbindung gleichgültig gegenüberstehen. Zweitens unterbindet das impulsive und zusammenhanglose Verhalten Freundschaften. Entweder schon als Kinder oder als Heranwachsende fühlen sich diese Männer den Menschen entfremdet. Durch Tagträume oder Phantasien versinken sie ganz in ihre eigene Gedankenwelt«, heißt es in dem Report. Die Motive speziell in Dahmers Fall beginnt man erst jetzt zu untersuchen. Darüber können noch Jahre der Diskussion vergehen. Zunächst einmal scheint er jedoch in eine Unterkategorie zu passen, die von den Fachleuten als Grenzbereich bezeichnet wird - eine Persönlichkeit, die zu wahrhaft mörderischem Zorn neigt, sobald sie die Gefahr erkennt, von jemandem verlassen zu werden, und die überdies von dem perversen Wunsch beherrscht wird, mit ihren Opfern, nachdem sie tot sind, Sex zu haben.

»Die Persönlichkeitsstörung im Grenzbereich ist durch Verlustangst und die Unfähigkeit geprägt, Isolierung oder Langeweile zu ertragen. Einer gängigen Theorie zufolge kann dies mit sexuellem Mißbrauch während der Kindheit zusammenhängen«, sagte Dr. Park Dietz, gerichtsmedizinischer Psychiater aus Newport Beach, Kalifornien. Er war vom FBI als Berater

für die Studie über Serienmörder hinzugezogen worden. »Menschen mit Verlustängsten können außer sich geraten, wenn jemand sich zum Gehen anschickt, dessen Dableiben sie unbedingt wünschen. Der >gewöhnliche Serienmörder< entwickelt sich in dieser Richtung dadurch weiter, daß er entweder anti-sozial oder in anderer Weise charakterlich vorbelastet ist und dabei auch sexuell abweichendes Verhalten, im allgemeinen sadistische und nekrophile Züge aufweist«, erklärte Dietz. Sadistisch agierende Serienmörder haben keinerlei Gewissen. Das Leiden anderer läßt sie ungerührt. Sie sind sehr beherrscht, berechnend und raffiniert. Sie schießen Fotos oder führen mit gespenstisch anmutender Akribie Buch über ihre Taten. Sie bewahren sich Souvenirs oder Trophäen auf, gewöhnlich ein Schmuckstück oder ein Stück der Unterwäsche, manchmal jedoch auch Körperteile wie zum Beispiel einen Schädel, einen Penis, einen Hautfetzen. Diese Trophäen sind liebevoll gehegte Erinnerungen an denkwürdige Erlebnisse und bereiten dem von seiner perversen Neigung beherrschten Menschen genau das gleiche Vergnügen, das andere Menschen aus Ferienfotos vom Strand oder aus einem signierten Fußball ziehen würden. Den Körperteilen kommt dabei derselbe Wert zu, wie sie Erinnerungsstücke an eine Eroberung aufweisen. Ähnlich einem Nacktfoto können sie künftig als Masturbationsvorlage dienen. Die Opfer werden entpersonalisiert und wie Dinge behandelt, nicht als menschliche Wesen. Man schenkt ihnen soviel Gefühl wie einer Aufblaspuppe, also ist mit ihnen alles erlaubt — auch der sexuelle Mißbrauch, nachdem sie schon tot sind. »Es waren also sexuelle Requisiten, keine Menschen. Sie waren nicht wichtiger als ein Massagestab«, sagte Dietz. Sexualmörder bringen ihre Opfer bevorzugt durch Erwürgen um. Von einhundertdreißig von einer Gruppe von Serienmördern umgebrachten Menschen, mit deren Fällen Dietz sich beschäftigte, wurden 58,4 Prozent stranguliert - mit Seilen, Schnüren, Gürteln oder den bloßen Händen. »Es verleiht dem Täter ein unbeschreibliches Gefühl der Macht und Überlegenheit, wenn er den letzten Atemzug aus dem fremden Körper

preßt«, sagte er. »Es ist eine sehr persönliche, intime Mordmethode. Man kann wirklich fühlen, wie die Opfer verlöschen, man sieht, wie sie zucken und sich winden, und man hört ihr letztes Ringen nach Luft. Es ist auch nicht unsauber. Und am überraschendsten ist vielleicht, daß man dadurch die Möglichkeit hat, die Opfer gleich wiederzubeleben und es noch mal zu tun, wie in einer sofortigen Wiederholung«, sagte Dietz.

Das Zerstückeln ist manchmal eine Möglichkeit, die Tat zu verbergen oder die Leiche zu beseitigen, jedoch macht es außerordentlich viel Arbeit, sich beispielsweise ca. 70 Kilogramm menschlicher Überreste zu entledigen. Kannibalismus ist selten. Wenn es dazu kommt, so bezieht er sich zumeist auf den Verzehr eines Macht und Kraft einflößenden Körperteils, wie des Herzens.

So abstoßend diese Monstrosität ist, so sehr schlägt sie die Psyche in ihren Bann.

»Wir sind davon fasziniert. Wir stilisieren diese Verbrecher zu Berühmtheiten hoch«, sagte James Fox, Kriminologe an der Northeastern Universität von Boston.

»Kein Raster, kein Test gibt uns die Möglichkeit, rechtzeitige Vorhersagen zum Verhalten solcher Täter zu machen. Hätte Jeffrey Dahmer bizarr ausgesehen, wäre er nach außen hin verückt gewesen, hätte er gegefert und sich naß gemacht, dann wäre niemand in seine Nähe gekommen. Oberflächlich betrachtet, paßt er in das allgemeine soziale Schema. Gerade das macht ihn so gefährlich. Er hat keine Notbremse — kein Gewissen, keine Schuldgefühle, keine Antenne für die Gefühle anderer. Seine sexuellen Phantasien werden durch Haß gezündet. Er kann die Tatsache nicht unterdrücken, daß er erregt ist, aber er ist wütend darüber, erregt zu sein. Hier sehen Sie die verzerrte Logik.«

Dr. David Silber, Psychologe an der George Washington Universität, stellte auch fest, daß ein Killer außerordentlich gewöhnlich wirken kann — zumindest oberflächlich.

»Wenn etwas Monströses an ihm ist, so ist es der Mangel an

Beziehungen zu all dem, was wir als menschliche Eigenschaften schätzen — Schuldgefühle, Reue, Sorge, Gefühle, die ihn davon abgehalten hätten, jemanden zu verletzen, umzubringen, zu quälen«, sagte Dr. Silber. »Was dabei in seinem Denken vorgeht, ist ein Geheimnis, welches nur er selber kennt und wovon vielleicht niemand anders jemals etwas erfährt.«

In ihrem Buch über Massenmord als zunehmende Bedrohung Amerikas schrieben die beiden Autoren James Fox und Jack Levin: »Das Vergnügen und die Euphorie, die der Serienmörder beim wiederholten Töten empfindet, kommt aus der absoluten Kontrolle, die er über andere Menschen ausübt. Massenmörder wählen sich fast ausnahmslos verletzbare Opfer — solche, die leicht beherrschbar sind«, meinen die Verfasser. »Bezeichnenderweise wählt sich der Serienmörder nichtsahnende Fremde aus, die gerade verfügbar sind.«

Die Psychotherapeutin Heien Morrison brachte Hunderte von Stunden damit zu, den Massenmörder John Wayne Gacy zu analysieren. Sie glaubt, daß die Opfer der Serienmörder symbolisch für jemanden oder etwas stehen, das im Leben des Mörders von Bedeutung gewesen ist.

Sie vertritt auch die Theorie, daß der Killer eine bestimmte Art der wortlosen Kommunikation mit dem Opfer führt. »Dieses wechselseitige Signalisieren hat etwas Einmaliges«, sagte sie gegenüber der *Los Angeles Times*. »Wenn Sie Fotos oder physische Beschreibungen der Opfer sehen, fällt Ihnen sofort auf, daß sie den Tätern irritierend ähnlich sind.«

Was also ist Jeffrey Dahmer zugestoßen?

Dr. Ashok Bedi, Direktor der Psychiatrischen Kliniken von Milwaukee, hat Dahmer bisher weder gesprochen noch untersucht. Den Nachrichten über diesen Fall entnimmt er jedoch ein immer wiederkehrendes Leitmotiv — die Angst vor dem Verlassen sein.

»Ich glaube, seine größte Befürchtung ist die, daß er von allen verlassen wird. Er ist ein Verlorener, ohne Seele, ohne das Gespür für die Verbindung zu seiner Umwelt«, sagte Bedi. Empfindungen der Vernachlässigung zeichnen sich in der

Kindheit ab, wo er eine Art emotionaler Ausgrenzung erfuhr, meint Bedi. Die Familie schaffte es nicht, ihm ein Fundament und eine Infrastruktur zu bieten, die ihn gestützt hätte. Dann kamen die unerfreulichen Vorfälle, die die Scheidung einleiteten: Ein auch räumlich distanzierter Vater, der sich in seinen eigenen Bereich zurückzog und schließlich das Haus verließ; eine Mutter, die seinen jüngeren Bruder mitnahm und ihn, Jeffrey, völlig sich selbst überließ.

Viele junge Menschen, die zu Hause nicht die Aufmerksamkeit erfahren, die sie brauchen, suchen sich diese in der Schule. Dahmer tat dies mit seinen Clownerien, aber er wurde schließlich aus einem Bild ausgelöscht, auf welches er nicht gehörte. Weitere schmerzliche Isolation, sagt Bedi dazu.

»Er wurde gemieden und erniedrigt und im Grunde ausgelöscht. Dies muß bei ihm zu einem furchtbaren Gefühl der Entpersönlichung geführt haben. Dabei empfand er das, was später seine Opfer fühlen sollten: Er zerstückelte auch sie und löschte sie aus. Er projizierte seine Gefühle auf seine Opfer. Er wollte nicht noch einmal ausgelöscht werden«, folgert Bedi. Nach seinem Scheitern im College ging Dahmer zur Armee, wo viele Menschen Kameradschaft und die Geborgenheit von etwas suchen, was als Erweiterung einer Familie gelten könnte, mit der zugehörigen Disziplin, den Autoritätspersonen und den gleichgestellten Waffenbrüdern. Dahmer wurde sogar aus dieser Familie ausgestoßen, hauptsächlich wegen seiner Trunksucht.

Der Psychiater geht auch von der These aus, daß in Dahmer eine verzerrte Mischung aus Zorn und sexuellen Trieben brodelte: »Hinsichtlich Sexualität und Aggression zeigte Dahmer sich sehr verwirrt. Menschen mit Regressionstendenzen, also mit Neigung zur Zurückentwicklung, können zumeist schlecht zwischen diesen beiden Empfindungen unterscheiden. Wenn sie sich also sexuell zu jemandem hingezogen fühlen, so zeigen sie es durch Aggression. Das könnte auch die Verstümmelung der Opfer, den Kannibalismus, die Leichenschändung und den sexuellen Mißbrauch der Toten beinhalten«, äußerte Bedi.

Eines der markantesten Ereignisse in Dahmers Leben fand im März 1991 statt, als sich seine Mutter nach fünfjähriger persönlicher Funkstille wieder meldete, erläuterte Bedi. Diese Wiedervereinigung erfolgte über einen Telefonanruf aus Kalifornien, der von Dahmers Bewährungshelferin, Donna Chester, wie folgt notiert wurde: »Der Proband sagte, das Gespräch sei gut verlaufen. Sie (die Mutter) wisse, daß er homosexuell sei, und habe keine Probleme, dies zu akzeptieren. Der Proband sagt, man werde den Kontakt aufrechterhalten«, schrieb Mrs. Chester. Zwischen Anfang März und Mitte Juli 1991 wurden in Dahmers Wohnung sieben Menschen getötet — etwas, was Bedi als >Blutausch< bezeichnet. Seiner Theorie zufolge hatte Dahmer Angst, daß jetzt nach der erneuten Kontaktaufnahme zu seiner Mutter diese ihn wiederum verlassen würde.

»Ich glaube, in der Verbrechenserie war dies ein sehr bezeichnender Vorfall. Nach meiner Hypothese nahm er nur sehr begrenzt wieder Kontakt zu ihr auf. Sie versuchte zwar, seine Homosexualität zu akzeptieren. Er glaubte jedoch, daß sie ihn bald wieder verlassen werde. Hier liegt ein ungelöstes Problem. Es muß äußerst schmerzvoll gewesen sein«, sagte Bedi. »Ich glaube, daß er gefaßt wurde, weil er gefaßt werden wollte. Es war seine Art, seinem schlimmen Verlassenheitsgefühl zu entkommen. Er wollte gefaßt werden, bevor seine Mutter es sich anders überlegte und ihn wieder verließ. Dies geschah zu einem sehr hohen Preis für die Gesellschaft und für ihn selbst. Man kann sein Verhalten dadurch nicht erklären, aber die Vorgänge besser verstehen.«

Einzelne Informationssplitter über Dahmer sind auch in dem einundachtzigseitigen Dossier von Donna Chester, der Bewährungshelferin, enthalten. Aus diesen Berichten läßt sich zwar kein schlüssiges Gesamtbild zusammensetzen. Es sind aber Bruchstücke und Hinweise darin enthalten, die zu einem wesentlichen größeren Puzzle gehören.

Einige Teile des an die Medien weitergegebenen Berichts sind unkenntlich gemacht worden, damit keine vertraulichen Informationen an die Öffentlichkeit gelangen. Donna Chesters

schriftliche Aufzeichnungen lassen ein in Auflösung begriffenes Leben erkennen. Dahmer ließ sich bei der Bewährungshelferin manchmal in einem äußerst verwahrlosten Zustand blicken. Er sprach von der Entfremdung von seiner Familie, seinen Schwierigkeiten, mit seiner Homosexualität fertigzuwerden, von seinen Trinkproblemen, seinem tiefsitzenden Zorn, seinen Problemen bei der Arbeit, die zu seiner Entlassung führen würden. Manchmal war die Rede von Selbstmord, wobei er Mrs. Chester bei einer Gelegenheit sagte, daß die einzige Lösung für seine Probleme wäre, »von einem hohen Gebäude zu springen«. Gemäß dem Gesetz von Wisconsin ist ein Bewährungshelfer dazu verpflichtet, einen Straftäter alle dreißig Tage zu besuchen. In Dahmers Fall erhielt Mrs. Chester die Erlaubnis ihres Vorgesetzten, sich von dieser Verpflichtung zu befreien. Der Grund: Sie war mit Fällen überlastet, und seine Wohngegend war für eine Frau so gefährlich, daß sie ihn nicht allein besuchen wollte. Es standen aber keine anderen Bewährungshelfer zur Verfügung, die sie hätten begleiten können. Dahmers letzter Besuch im Büro von Mrs. Chester fand am 18. Juli statt, an dem Tage, bevor er, seinen Angaben gegenüber der Polizei zufolge, sein letztes Opfer umbrachte, und drei Tage nachdem er Oliver Lacy ermordet hatte. Nach dem Verlust seines Arbeitsplatzes brach Dahmers Leben gänzlich in sich zusammen.

»Der Proband erschien in schmutziger Kleidung, ist unrasiert und gähnt während des Gesprächs ständig, als habe er Schwierigkeiten, sich wachzuhalten«, notierte Donna Chester. »Der Proband befindet sich in großen finanziellen Schwierigkeiten. Er wird am 1. August aus der Wohnung gewiesen. Wieder spricht er von Selbstmord.«

Bei ihrer letzten Zusammenkunft bereitete Mrs. Chester alles dafür vor, daß Dahmer sich einer sofortigen psychiatrischen Behandlung unterziehen sollte. Sie gab ihm eine Liste von Essensausgabestellen, wo er kostenlose Mahlzeiten erhalten konnte. Sie gab ihm Empfehlungen für die Suche nach einem neuen Arbeitsplatz. Sie sorgte dafür, daß er auf eine Unterkunftsliste der Heilsarmee kam, um Vorkehrungen für seine bevorstehende Zwangsäumung zu treffen, weil er nicht mehr

in der Lage war, seine Miete in den Oxford-Apartments in Höhe von 296 Dollar zu bezahlen.

Die Passagen in Dahmers Akte, die sich auf Einzelheiten der psychologischen und psychiatrischen Beratung beziehen, die er erhielt, dürfen nicht veröffentlicht werden, weil sie durch staatliche Gesetze geschützt sind.

Dahmer erhielt jedoch während seiner gesamten Bewährungszeit psychiatrische Beratung, wie Roger Miller, stellvertretender Bezirksdirektor für die Begnadigungs- und Bewährungsbehörden von Wisconsin, angab. »Überall in seiner Akte ist verzeichnet, wann er sich als deprimiert darstellte. Vom ersten Tage an wurde er psychologisch beraten«, versicherte Miller.

Dahmer traf am 29. März 1990, vier Wochen nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis, erstmals mit seiner Bewährungshelferin zusammen. Die erste Maßnahme war die Unterzeichnung einer Reihe von Vorschriften, von denen einige als Bestandteil des Standardformulars gedruckt waren.

Eine der vierzehn Regeln lautete: »Sie sollen sich nach Kräften bemühen, die Möglichkeiten und Beratungsangebote zu nutzen, die Ihnen vom Amts wegen geboten werden. Sie müssen jeglichen Kontakt vermeiden, der im Widerspruch zu den gesetzlichen Anordnungen steht oder der nicht im Sinne der öffentlichen Wohlfahrt beziehungsweise Ihrer eigenen Rehabilitation liegt«, lautete eine weitere Vorschrift.

Seine zuständige Sachbearbeiterin, Donna Chester, war eine noch sehr unerfahrene Bewährungshelferin, die der Abteilung für Sexualdelikte im Amt für Bewährungsaufsicht und Begnadigung zugeteilt war. Sie hatte ihren Aufgabenbereich drei Monate zuvor übernommen.

Sie glaubte, sie würde einen Mann betreuen, der sich an einem Jungen sexuell vergangen hatte. Sie hatte keine Ahnung, daß er bereits gemordet hatte und während der Zeit ihrer Betreuung weiter morden würde.

In einem Abschnitt, in dem weitere Vorschriften seitens der Sachbearbeiterin hinzugefügt wurden, hielt Donna Chester ihre handschriftlichen Auflagen fest: »Sie dürfen keinen unbeaufsichtigten Kontakt zu Personen unter achtzehn Jahren haben, es sei denn, mit vorheriger Zustimmung durch Ihren Bewährungshel-

fer«, schrieb sie. »Sie dürfen keinerlei Alkohol zu sich nehmen.«
Ebensogut hätte sie ihm vorschreiben können, größer zu sein.

Bei Dahmers erstem Besuch in ihrem Büro am 12. April notierte Donna Chester, sie glaube, daß der Proband seine sexuellen Gefühle analysieren müsse. Sie riet ihm, darüber nachzudenken, wer er sei und was ihn im Leben glücklich machen würde. Sie schrieb, daß Dahmer für Gespräche über seine Sexualität offen sei. Sie schrieb aber auch, daß er zugab, allein zu trinken, und daß sich dann sein Verhalten veränderte und Probleme auftauchten. Sie sagte ihm, er solle lernen, zunächst mit seinen Alkoholproblemen fertig zu werden, »und dann fangen wir damit an, sexuelle Neigungen zu erörtern«. Während eines Besuches am 27. April sagte Dahmer zu Mrs. Chester, ihm wäre es lieber, schon jetzt über seine sexuellen Neigungen zu sprechen, weil er wüßte, daß er dafür nicht verurteilt würde. Er erklärte außerdem, er habe keinerlei Freunde und habe sich selbst von der Gesellschaft isoliert. Mrs. Chester notierte ferner, daß Dahmer sehr deprimiert wirkte. Sie glaubte, daß es ihm unmöglich gewesen sei, eine anständige Wohnung für seinen Stundenlohn von 8,75 Dollar zu finden (ursprünglich sogar nur 8,25 Dollar), der ihm von der Ambrosia Chocolate Co. gezahlt wurde. Mrs. Chester schrieb auch, daß sie ihm riet, »sich in Geschäften nach Gebrauchtmöbeln umzusehen. . . und jede Woche ein neues Teil für seine Wohnung zu kaufen«.

Sie schrieb weiter: »Proband scheint leicht aufzugeben. Offensichtlich möchte er seine eigenen Probleme nicht lösen. Er wartet darauf, daß ihm andere helfen.«

Es gibt auch einen Hinweis auf ein Telefongespräch der Bewährungshelferin mit Lionel Dahmer am 27. April. Er sagte, er wollte seinem Sohn so weit wie möglich helfen. »Der Vater stellte fest, daß der Proband im Alter von acht Jahren von einem Nachbarn mißbraucht worden wäre. Vielleicht ist dies der Grund, warum der Proband Schwierigkeiten mit seiner Sexualität hat. Ich sagte dem Vater, ich würde ihn benachrichti-

gen, wenn sich etwas entwickelte«, notierte Mrs. Chester. Lionel Dahmer hat seither stets abgestritten, dies gegenüber der Bewährungshelferin gesagt zu haben, und Jeffrey Dahmer wies gegenüber der Polizei hartnäckig alle Vermutungen zurück, daß er jemals mißbraucht worden sei.

Über den Besuch am 15. Mai gibt es nur kurze Notizen. Die einzige Erkenntnis besteht in Dahmers Wunsch, die Möglichkeit einer Tätigkeit im Immobilienbereich zu prüfen.

Eine Woche später stattete Dahmer seiner Bewährungshelferin unverhofften Besuch ab. Er sagte, er habe versehentlich einen seiner psychologischen Beratungstermine versäumt, die ihm nach den Bewährungsauflagen vorgeschrieben seien. Dahmer kam zu ihr, weil er nicht wußte, was nun passieren würde. Donna Chester rief den Therapeuten an, um einen neuen Termin zu vereinbaren, war jedoch nicht sicher, ob das so rasch möglich war. »Der Proband stellte fest, er könnte größte Schwierigkeiten bekommen, falls er das Behandlungsprogramm nicht einhalte«, schrieb sie. Dann schickte sie ihn nach Hause, wo er ihren Anruf erwarten sollte.

Am 29. Mai, seinem planmäßigen Beratungstermin, kam ein völlig veränderter Jeffrey Dahmer in Mrs. Chesters Büro.

»Proband sah heute schlecht aus. Gewöhnlich erscheint er recht gepflegt, heute war er jedoch ungekämmt und unrasiert«, notierte Donna Chester. Dahmer erklärte, daß sein Apartment ausgeraubt worden sei, die Polizei jedoch keinen Einbruch verzeichnet habe. Aus diesem Grunde habe er sich ein kompliziertes Sicherheitssystem gekauft, das schon Alarm schlage, sobald die Tür nur etwas härter zugeschlagen werde. Chester notierte sich den Rat, den sie ihrem Schützling gab: »Ich sagte dem Probanden, daß er eigentlich nichts anderes tun könnte, als aus seinen Fehlern zu lernen und zu versuchen, eine bessere Wohngegend zu finden.« (Die Familie von Raymond Lamont Smith sagte, er sei am 29. Mai, am Tag dieser Unterredung also, verschwunden. Dieses Datum steht im Widerspruch zu dem Tag, den Dahmer bei der Polizei hinsichtlich seines Zusammenstreffens mit Smith angab. Er sagte, er habe ihn etwa zwei Monate

nach seinem Einzug in die neue Wohnung getroffen, der Anfang Mai stattgefunden habe, und ihn auch dort umgebracht.)

Bei ihrer Sitzung vom 11. Juni notierte Donna Chester, daß Dahmer immer noch sehr deprimiert erschien. Dahmer sagte seiner Sozialarbeiterin, daß er männliche Sexualpartner bevorzuge, daß er jedoch Schuldgefühle wegen seiner Triebe habe. »Der Proband gab an, daß er gegenwärtig keinerlei Sexualkontakte unterhalte«, schrieb Donna Chester. Sie erzählte ihm »von den Problemen, die entstehen können, wenn er mit seinen sexuellen Vorlieben nicht vorsichtig umgeht«. Sie machte eine Aktennotiz, daß »er zu diesem Zeitpunkt ein sexuell enthaltenes Leben plante«. Abschließend notierte sie, daß sie Dahmer geraten habe, Kontakt zu Bürgerrechtsorganisationen für Homosexuelle aufzunehmen, um mit diesen über seine Gefühle zu sprechen.

Am nachfolgenden Gesprächstermin, dem 25. Juni, fragte Donna Chester Dahmer eingehender nach seinen Problemen. »Der Befragte scheint die ganze Zeit über deprimiert zu sein, in. Vielleicht verstellt er sich nur. Ich werde es sorgsam beobachten.« Es wurde auch nochmals über Dahmers Wohnungswahl diskutiert. »Ich sagte ihm, daß er sich darum bemühen sollte, eine andere Wohnung zu finden. Dagegen wandte er ein, ... daß er keine Möglichkeit dazu habe. Ich riet ihm, trotzdem weiterzusuchen.« Sie fragte ihn nach seinem sexuellen Verhalten und notierte, daß »er jegliche Beziehung abstritt«. Die nächsten Zeilen sind dann ausgeschwärzt, aber Mrs. Chester notierte, daß sie ihn »an die Konsequenzen« erinnert habe, »die es haben würde, wenn man ihr etwas vorspielte«. Donna Chester war immerhin besorgt genug, um zumindest einen Besuch in Dahmers Einzimmerwohnung nicht auszuschließen. »Ich werde mir einen Hausbesuch überlegen, aber der Proband lebt in einem sehr üblen Viertel. Wenn ein Behördenvertreter dort einen Hausbesuch macht, so sollte ein weiterer Beamter um Begleitung gebeten werden«, schrieb Mrs. Chester. Der Hausbesuch fand nicht statt.

Als Dahmer am 9. Juli wiederum in Mrs. Chesters Büro eintraf, kam er mit einstündiger Verspätung. Sein Aussehen hatte sich wiederum verschlechtert. Er war traurig und sprach über Selbstmord. Dahmer sagte der Sozialarbeiterin, er habe sich verspätet, weil er eine Treppe heruntergefallen sei, sich dabei verletzt habe und dann eingeschlafen sei. Zum wiederholten Mal riet sie ihm, aus diesem Viertel wegzuziehen. Er erwähnte auch seine großen Geldprobleme und eine Anzahl von Krankenhausrechnungen. Die einzige nachweisliche Aufzeichnung hierüber ist eine Rechnung in Höhe von 324 Dollar aus dem West Allis Memorial Hospital vom November 1988. Er sagte, die Verletzungen stammten von einem Überfall, aber der Polizei von West Allis lag keine diesbezügliche Anzeige vor. Dahmer klagte bitter über seine Geldnot und versuchte Mrs. Chester eine mitgebrachte Kamera zu verkaufen; er müsse sich 300 Dollar leihen, um seine Miete zu bezahlen. »Ich glaube, der Proband verschwendet sein Geld, ich bin jedoch nicht sicher, für welche Zwecke. Auf Befragen, wofür er sein Geld ausbebe, nimmt er Abwehrhaltung ein. Ich habe ihn gefragt, ob er mit jemandem zusammen sei oder Männerbekanntschaften mache. Proband verneint dieses. Sein Treppensturz könnte ein weiterer Überfall auf ihn gewesen sein.«

Die Notizen von Mrs. Chester für den 24. und 26. Juli beinhalten hauptsächlich Dahmers Nichterscheinen zu Terminen beim Bewährungshelfer und beim Psychologen. Sie gibt an, ihn angerufen zu haben, wobei er ihr versicherte, er habe »keine größeren Probleme« und »genug zu essen im Hause.« Aus Donna Chesters Notizen geht hervor, daß sie am 13. August mit Dahmer über seine Depressionen und Selbstmordwünsche gesprochen habe. Er gab an, äußerst besorgt über eine Mahnung vom West Allis Hospital zu sein, das bezüglich seiner nicht beglichenen Rechnungen gerichtliche Schritte einleiten wollte. Dahmer erklärte sich bereit, die 324 Dollar zuzüglich 51,50 Dollar vorgerichtlicher Kosten zu bezahlen. »Seine Hauptprobleme scheinen finanzieller Art zu sein«, schrieb Mrs. Chester. Sie empfahl ihm, sich mit einem

Rechtsanwalt in Verbindung zu setzen und mit diesem über gesetzliche Vorschriften bei Zahlungsunfähigkeit zu sprechen. »Der Proband brachte wieder vor, der einzige Ausweg, den er sehe, bestünde darin, >von einem hohen Gebäude herabzuspringen. << Donna Chester setzte hinzu, Dahmer behauptete, er habe »zu viele andere Probleme, um irgendwelche sexuellen Regungen zu verspüren.«

Am 27. August machte Dahmer wiederum einen zutiefst deprimierten Eindruck. Mrs. Chester kam zu dem Schluß, daß die Ursache für seinen seelischen Zustand darin liege, daß er sich weigere, sich den positiven Seiten seines Lebens zuzuwenden. »Er beklagte sich unablässig darüber, wie armselig sein Leben doch sei. Ich versuchte, ihm das Positive in seinem Leben nahezubringen, aber der Proband ist nicht in der Lage, eine solche Sichtweise anzunehmen«, hielt sie fest. Mrs. Chester nahm an, daß ein Teil der Probleme Dahmers aus seiner Unzufriedenheit herrührte, sich den Bewährungsaufgaben unterwerfen zu müssen. »Obwohl er die meisten Auflagen einhält, beklagt er sich immer darüber, wieviel er sonst noch zu tun hat«, schrieb sie.

Der nächste Besuch fand am 10. September statt. Donna Chester notierte, daß Dahmer nicht mehr so bedrückt wirkte wie zuvor. Sie schrieb, daß sie mit ihm »die Notwendigkeit« diskutiert habe, »an sich selbst und diesen sexuellen Problemen mit Hilfe einer Therapie zu arbeiten«. Weiter notierte sie: »Er interessiert sich nicht für Kinder oder Jugendliche. Er sagte, für sein Vergehen sei größtenteils das viele Trinken verantwortlich.« (Laut Anklageschrift hatte Dahmer eine Woche vor diesem Gespräch, am 3. September, einen Mann namens Ernest Miller kennengelernt, ihn in seine Wohnung mitgenommen, wo er ihn, nach eigenen Angaben, dadurch umbrachte, daß er ihm die Kehle durchschnitt. Er sagte der Polizei, er habe den Bizeps des Mannes in den Gefrierschrank gelegt und seinen Schädel und das Skelett in seiner Wohnung aufbewahrt.)

Am 24. September suchte Dahmer wiederum seine Bewährungshelferin auf und teilte ihr mit, er sei sehr schwer erkältet

»und seit drei oder vier Tagen sehr krank«. Er wollte auch wissen, wie seine Bewährungszeit beurteilt würde. Mrs. Chester notierte: »Teilte dem Probanden mit, daß es soweit in Ordnung sei, daß er jedoch noch viele ernsthafte Probleme sowohl emotionaler als auch körperlicher Art habe, die behandlungsbedürftig seien, und er versuche nicht, sie selbst zu lösen.« (Der 24. September war der Tag, an dem die Freundin von David Thomas diesen bei der Polizei als vermißt meldete. Dahmer sagte der Polizei, er habe Thomas mit in seine Wohnung genommen, jedoch keinen Sex mit ihm gehabt, weil »der Mann nicht mein Typ war«. Er sagte der Polizei weiter, er habe Thomas betäubt, umgebracht und die Leiche beseitigt, ohne irgend etwas aufzubewahren.)

Am 26. September rief Dahmer seine Bewährungshelferin an und überraschte sie mit der Behauptung, er sei mit vorgehaltener Waffe von zwei Männern in der Nähe seiner Wohnung ausgeraubt worden. Er sagte, sie hätten ihm zehn Dollar und seine Autobus-Dauerfahrkarte gestohlen. »Dies ist das dritte Mal, daß der Proband ausgeraubt wurde«, notierte Donna Chester. Sie riet ihm nochmals, aus diesem Viertel wegzuziehen. Er sagte, durch diesen Vorfall habe er einen Behandlungstermin beim Therapeuten verpaßt.

Der Vorgesetzte von Donna Chester brachte bei einem Besuch am 8. Oktober das Gespräch nochmals auf das Wohnviertel. Dahmer sagte jedoch, er könne nicht umziehen, weil sein Mietvertrag noch bis Mai 1991 gelte.

Am 23. Oktober notierte Donna Chester, daß Dahmers Haltung sich nicht verbessert habe. »Die Einstellung des Probanden ist immer noch sehr negativ. Er weigerte sich, positive Aspekte gelten zu lassen. Er ist ein chronischer Nörgler. Ich erklärte ihm, er müsse seine Wünsche in der Reihenfolge seiner Prioritäten sortieren. Er solle nur Geld ausgeben, nachdem er das Notwendige gegen das Gewünschte abgewogen habe. Der Proband zeigte auch Wut auf Leute, die eine Menge Geld verdienen. Er sagte, die hätten soviel Glück, und er >hasse< sie dafür, daß es ihnen so gutgehe. Der Proband ist sehr material-

stisch eingestellt, und ich sagte ihm, daß es viele Menschen gebe, die noch weniger besäßen als er und dennoch mit ihrem Leben zufrieden seien.«

Eines der wenigen Male, daß Dahmer gut gelaunt erschien, war Anfang November, nachdem er einen Anruf von seiner Großmutter erhalten hatte. »Der Proband gab an, seine Großmutter habe ihn auf der Arbeit angerufen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er stellte fest, dies gebe ihm das Gefühl, daß sich jemand um ihn sorge«, schrieb Mrs. Chester am 5. November. Sie notierte auch, daß Dahmers Vater ihn an diesem Tag besuchen sollte. Dahmer sagte ihr, daß er sich »daran gewöhnt habe, allein zu sein«. Die Bewährungshelferin entgegnete darauf, sie halte das nicht für gut. Ihren Notizen zufolge sagte der Proband jedoch, daß »er noch nicht ausgehen und Leute kennenlernen wollte«.

Das Erntedankfest rückte heran, und Dahmers Vater, sein Bruder und die Stiefmutter wurden zu Besuch erwartet. Dahmer schien sich wegen dieses Wiedersehens Sorgen zu machen. »Er schämt sich seiner Verfassung und möchte seiner Familie nicht gegenübertreten«, schrieb Mrs. Chester am 19. November.

Am 5. Dezember notierte sie, daß er den Feiertag im Hause seiner Großmutter verbracht und wieder seine Familie getroffen habe. »Das Erntedankfest verlief gut. Der Vater und seine neue Frau kamen aus Ohio und verbrachten dort den Tag. Es gab keine größeren Probleme oder Konfrontationen.« Donna Chester gab an, daß Dahmer davon gesprochen habe, seiner Mutter eine Weihnachtskarte zu schicken, weil er seit fünf Jahren keinerlei Kontakt mehr zu ihr gehabt habe.

Am 17. Dezember ließ Dahmer sich darüber aus, warum er sich in Gegenwart seiner Familie so unwohl fühlte. »Erstens weil sein Vater gern kontrolliere, zweitens weil er zu seinem Bruder, der zur Zeit das College besucht, keinen Draht habe, und drittens, weil sein Vergehen ihm >peinlich< sei«, schrieb Mrs. Chester. »Er erklärte zwar, daß seine Familie ihn unterstütze, dennoch fühle er sich in deren Beisein nicht wohl.«

Am 3. Januar 1991 besuchte Dahmer seine Bewährungshelferin erneut. Er erklärte, daß es während der Feiertage keine Probleme gegeben habe. Am 22. Januar notierte Donna Chester, daß Dahmer versicherte, »nicht mehr straffällig zu werden, schon allein deswegen nicht, weil ihn das Gefängnis sehr abschrecke. Der Proband gab an, nie mehr im Gefängnis landen zu wollen.« Mrs. Chester notierte auch, daß Dahmer seine Homosexualität eingestand. »Er sagte der Bewährungshelferin, daß er nun einmal so ist, also >Scheiß drauf<. Der Proband scheint immer noch mit seinem Tribschicksal zu hadern.« In den beiden Wochen darauf schien es mit Dahmer wieder abwärts zu gehen. Am 2. Februar schrieb Donna Chester: »Wiederum erscheint er ungepflegt, unrasiert und hat dunkle Ringe unter den Augen.« Er selbst führe das auf seine Grippe zurück und darauf, daß er zwölf Stunden pro Tag arbeite. Sie drang in ihn, um herauszufinden, ob er getrunken habe, aber er behauptete, »zum Trinken viel zu krank zu sein«. Sie verwies ihn auch an einen Psychologen, um seine sexuellen Probleme in den Griff zu bekommen, und notierte eine ominöse Warnung: »Es besteht die reale Gefahr, daß er rückfällig wird.« Zwischen diesem Zeitpunkt und seinem nächsten Besuchstermin im März, brachte Dahmer - laut eigenem Geständnis - Curtis Straughter um. Seit seinem letzten Mord waren sechs Monate vergangen. Innerhalb der nächsten vier Monate sollten weitere sieben Männer seinen dunklen Trieben zum Opfer fallen. Am 25. März notierte Donna Chester, daß Dahmer nach wie vor krank, müde und erschöpft wirkte; der Proband habe selbst zugegeben, nichts weiter getan zu haben, »als zur Arbeit zu gehen und wieder nach Hause zurückzukehren; die Abende verbringe er immer in seiner Wohnung.« Allerdings verzeichnete Mrs. Chester auch einen psychischen Aufschwung. »Er freut sich sehr, daß seine Mutter ihn nach fünf Jahren des Stillschweigens angerufen hat. Sie weiß, daß er schwul ist, und hat keine Probleme damit, das zu akzeptieren. Er sagt, sie werden in Kontakt bleiben.«

Am 15. April gab es für Dahmer gegenüber seiner Bewäh-

runghelferin keinerlei Schwierigkeiten zu berichten. (Der Polizei gestand er, am 7. April, also eine Woche zuvor, an einer Straßenecke in der Nähe seiner Wohnung Errol Lindsey kennengelernt zu haben, den er dann in seiner Wohnung umbrachte. Lindsey war auf dem Wege gewesen, sich einen neuen Schlüssel anfertigen zu lassen.)

Am 29. April notierte Mrs. Chester, daß Dahmer, »mit seinen Problemen immer noch sehr destruktiv umgeht«. Sie hatte den Eindruck, er lebe wieder über seine Verhältnisse. »Ich riet (dem Probanden nochmals, er solle für einige Zeit nichts kaufen, und schlug ihm vor, sich an eine Behörde zu wenden, die ihm bei der Klärung seiner Finanzlage helfen könne. Er gab an, dies tun zu wollen, aber er beschwert sich nur immer und unternimmt nichts, um seine Probleme zu bewältigen. Der Proband möchte nicht daran arbeiten, sein Leben zu ändern.«

Während seines Besuchs vom 13. Mai erzählte Dahmer seiner Bewährungshelferin, daß er von der Polizei wegen eines Mordes in seinem Apartmentgebäude verhört worden sei.

Dean Vaughn war am 4. Mai erwürgt aufgefunden worden, aber zwischen Dahmer und dem Verbrechen gab es keinerlei Verbindung.

Am 27. Mai erschien Dahmer wieder. »Er beklagte sich auch weiterhin über alles. Seine Großmutter ist krank. Er hat sie besucht, um ihr zu helfen«, schrieb Mrs. Chester. (Gegenüber der Polizei gab er an, andere Erledigungen gemacht zu haben: In den frühen Morgenstunden des 27. Mai brachte er den vierzehnjährigen Konerak Sinthasomphone um, kurz nachdem die Polizei von Anwohnern in sein Viertel gerufen worden war, weil man den Jungen nackt durch die Straße laufen gesehen hatte. Erst drei Tage zuvor, am 24. Mai, hatte Dahmer den taubstummen Anthony Hughes im Club 219 kennengelernt, ihn mit in seine Wohnung genommen und dort ermordet.)

Die Notizen vom 24. Juni waren nicht sehr umfangreich.

Donna Chester schrieb, daß Dahmer »wieder zwölf Stunden am Tag arbeitete. Er gab an, keine Probleme zu haben.« Und auch keinerlei sexuelle Beziehungen.

Am 8. Juli schrieb die Bewährungshelferin, daß Dahmer »zunehmend in Gefahr gerät, gefeuert zu werden, weil er häufig zu spät oder gar nicht zur Arbeit erscheint. Große finanzielle Probleme. Wenn er die Arbeit verliert, so wäre dies, wie er angibt, ein guter Grund, sich umzubringen.« Die Bewährungshelferin betonte, daß Dahmer »sich über sein unpünktliches Erscheinen bei der Arbeit und seine Fehlzeiten Gedanken machen muß.« Sie sagte auch, daß sie »ihn über die ernstesten Folgen unterrichtet habe, falls er seinen Job verliert«. (Dahmer war in den beiden letzten Wochen wieder sehr aktiv gewesen. Der Polizei gestand er, Matt Turner im Anschluß an die Schwulenparade von Chicago am 30. Mai kennengelernt zu haben, woraufhin beide mit dem Bus nach Milwaukee zurückgefahren seien.

Dort habe er Turner in seiner Wohnung umgebracht. Dahmer gestand auch, Jeremiah Weinberger am 5. Juli in einer Schwulenkneipe in Chicago getroffen zu haben, woraufhin sie mit dem Bus nach Milwaukee gefahren seien, wo er, Dahmer, den Fremden ermordet habe.)

Als Dahmer sich am 16. Juli meldete, hatte er den letzten Halt in seinem Leben verloren. Am Telefon teilte er Mrs. Chester mit, daß er am 15. Juli gefeuert worden sei und seitdem ununterbrochen trinke. Sie bestellte ihn sofort zu sich ins Büro. Dahmer sagte ihr, »er habe in den letzten drei Tagen weder gebadet noch sich rasiert«. Mrs. Chester sagte, das spiele keine Rolle, aber Dahmer ließ sich nicht bei ihr blicken. Er rief statt dessen am nächsten Tag wieder an und behauptete, er sei gestern eingeschlafen und daher nicht erschienen. (Später gestand Dahmer der Polizei, am 15. Juli Oliver Lacy getroffen und in seiner Wohnung getötet zu haben, Lacys Kopf und Herz fand man im Kühlschrank.)

Dahmers letzte Begegnung mit seiner Bewährungshelferin fand am 18. Juli statt. Ungepflegt, unrasiert und übel riechend platzte er in ihr Büro herein und sprach von Selbstmord. Mrs. Chester versuchte ihn aufzurichten und versicherte ihm, daß »die Dinge oft nicht so schlimm sind, wie sie zunächst erschei-

nen«. Sie riet ihm, am 29. Juli anzurufen, falls er keine andere Unterkunft finde. (Dahmer gestand der Polizei, Joseph Bradehoft am 19. Juli an einer Bushaltestelle angesprochen und in den Oxford Apartments ermordet zu haben.)

Drei Tage später klopfte die Polizei an Dahmers Wohnungstür, nachdem sie einen mit Handschellen gefesselten Tracy Edwards aufgelesen hatte.

Stadt im Koma

Jeffrey Dahmer hatte gestanden, siebzehn Opfer getötet zu haben. In Wirklichkeit gab es noch ein weiteres Opfer. Es war die Stadt Milwaukee.

Milwaukee nennt sich selbst die >großartige Stadt an einem großartigen See<. Als Industriezentrum am Westufer des Michigansees ist Milwaukee bekannt für Produkte wie Bier, Würstchen, Autoteile und elektrische Anlagen. Die gute Arbeitsmoral spiegelt sich in den Namen seiner Sportmannschaften wider. Das American League Baseball-Team heißt die >Brewers< (Braucher), in Anklang an die vielen Brauereien. Die Football-Mannschaft der Nationalliga aus dem nahegelegenen Green Bay nennt sich die >Packers< und erinnert damit an die örtliche Fleischverpackungsindustrie.

Die Stadt mit ihren 630 000 Einwohnern liegt auf einer Felsklippe mit Blick auf eine halbmondförmige Bucht, durchquert von Dampfern, die die Großen Seen und den St.-Lawrence-Strom miteinander verbinden. Die Stadt ist für ihr reiches deutsches Erbe bekannt. 15 Prozent ihrer Bevölkerung sind deutschstämmig. Zu den weiteren Bevölkerungsgruppen gehören Engländer, Iren, Italiener und Polen. Etwa 25 Prozent der Einwohner sind Farbige. Die Stadt hat ein sehr gesundes Image, welches man unter anderem durch die Fernseh-Ulkserien >Happy Days< und populäre und urkomische Typen wie Richie Cunningham and the Fonz oder Laverne and Shirley, die tolpatschig-vergnügten Brauereiarbeiter, kultiviert.

Die glitzernde Skyline wird von dem zweiundvierzig Stockwerke hohen First Wisconsin Center beherrscht, das über das Schachbrettmuster der städtischen Straßen hinausragt. Etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung von Wisconsin lebt hier, und der beliebteste Spruch von Bürgermeister John Norquist heißt: »Ohne Milwaukee würde Wisconsin Iowa heißen.« Der Bradford Beach ist das beliebteste Seeufer der Stadt, die alljährlich ihr populäres Sommerfest begeht. Es gibt sogar eine >Sommerfest-Polka<, deren Verse sich etwa wie folgt übersetzen

lassen:

*»Kommt nach Milwaukee,
keine Stadt summt so fröhlich wie sie.
Kommt nach Milwaukee, tra-la-la-la-li.
Prosit Milwaukee, stoßt frei und fröhlich an,
Milwaukee, Milwaukee, Milwaukee,
dort wo man froh sein kann.«*

Aber wie alle Städte hat auch diese ihre Probleme.

Rassenspannungen gehören zur Geschichte der Stadt. 1987 zogen die Rassenkrawalle zahlreiche Protestmärsche, Kundgebungen, Demonstrationen und Sitzstreiks nach sich. Und in den schwarzen Vierteln schlägt täglich der düstere Rhythmus des Existenzkampfes.

Die Rate der Tötungsdelikte ist in den vergangenen fünf Jahren um 126 Prozent angestiegen. Im Jahr 1990 gab es eine Rekordmarke von 165 Morden, was einem sprunghaften Anstieg um 43 Prozent entsprach. Dabei fällt auf, daß drei Viertel der Mordopfer Farbige waren.

Milwaukee ist eine der Städte mit den deutlichsten Rassentrennungen in Amerika. Sie weist das größte zahlenmäßige Mißverhältnis von arbeitslosen Weißen gegenüber arbeitslosen Schwarzen auf. Die durchschnittliche Arbeitslosigkeit in diesem Bundesstaat beträgt 3,8 Prozent. Bei den Schwarzen von Milwaukee beträgt sie das Fünffache.

Es gibt in der Stadt auch einige andere zweifelhafte Unterscheidungsmerkmale: Schwarze Familien haben hier das niedrigste Durchschnittseinkommen, hier gibt es den höchsten Anteil alleinerziehende Eltern, die höchste Geburtenrate bei farbigen Teenagern, den zweithöchsten Prozentsatz farbiger Gefängnisinsassen.

Der Fall Jeffrey Dahmer hätte sich überall ereignen können. Daß er sich aber gerade in Milwaukee, im Herzen Amerikas, ereignet hat, macht den Schrecken nur noch größer.

Wie viele andere Städte auch mußte Milwaukee in den achtziger Jahren ein Abbröckeln seines industriellen Fundamentes hinnehmen. Etwa 30 Prozent der gewerblichen Arbeitsplätze

gingen verloren. Allis-Chalmers, ein bekannter Hersteller von Schwermaschinen und Traktoren, bot in seiner Blütezeit Anfang der achtziger Jahre 6000 Menschen Arbeit, mußte jedoch 1987 Vergleich anmelden. Nach einer Umstrukturierung entstand aus den Resten ein wesentlich bescheidenerer Betrieb. Allen-Bradley, Hersteller elektrischer Anlagen, schrumpfte von 6000 auf 1900 Mitarbeiter.

Selbst Schlitz, >das Bier, das Milwaukee berühmt machte<, war von diesem Aderlaß betroffen. Der Brauereikönig Joseph C. Schlitz hatte das Flaggschiff seines Gerstensaft-Imperiums 1849 in Milwaukee gegründet. Jetzt wird jedoch in Milwaukee kein Schlitz mehr gebraut. Das sechzehn Hektar große Betriebsgelände wurde 1981 nach einem Streik geschlossen, und die Marken Schlitz Malt Liquor und Old Milwaukee werden jetzt von der Stroh Brauerei Co. in Detroit erzeugt.

Michael McGee verfolgte besorgt, wie Wohnungen mit Brettern zugenagelt, Fabriken geschlossen und Geschäfte in seiner Umgebung zunehmend durch Eisengitter geschützt wurden. Er beschloß, radikal gegen diese Entwicklung einzuschreiten. McGee gehört als einer von fünf Farbigen dem sechzehn Mitglieder zählenden Stadtrat an. Ursprünglich Mitglied der Black Panthers, gründete McGee eine Miliz der Black Panthers, die ab 1995 zu Terrorangriffen übergehen will, wenn sich die Lebensbedingungen nicht verbessern. Seine 200 Milizangehörigen, so sagt er, können dann vielleicht brennende Reifen über die Autobahnen rollen oder während der Milwaukee-Bucks-Basketballspiele Bomben werfen und Geiseln nehmen.

McGee fordert, daß die Stadt 100 Millionen Dollar zur Schaffung neuer Arbeitsplätze aufwendet. Außerdem sollen die politischen Vertreter der Farbigen dadurch stärker repräsentiert werden, daß die Kommunalwahlbezirke neu aufgegliedert werden, und er verlangt insgesamt eine Verbesserung der Situation der Farbigen.

McGee trägt Armeekleidung und ein Halfter mit einer Steinschleuder an der Hüfte. 1990 erhielt er einen Verweis vom Stadtrat, weil er die Wurstindustrie in Angst und Schrecken

versetzt hatte. McGee hatte behauptet, er habe von einer terroristischen Drohung gehört, Rattengift in die Bratwürste der Firma Usingers einzuspritzen, eines 111 Jahre alten Wurstwaren-Imperiums, das von deutschen Einwanderern gegründet worden war.

Die Firma rief rund 35 000 Kilogramm Fleisch zurück, jedoch fand man kein Gift darin. Bürgermeister John Norquist versuchte, die ängstliche Bevölkerung zu beschwichtigen, indem er selbst während einer Pressekonferenz eine Bratwurst von Usingers aß. McGee bezeichnete er als schwachsinnigen Narren<.

Die Verbrechen des Jeffrey Dahmer boten Michael McGee nun alle Möglichkeiten, sich endlich Gehör für seine Alarmrufe zu verschaffen. Alles, was er bisher über die Haltung und Einstellung des offiziellen Milwaukee gesagt habe, wurde jetzt durch das unverzeihliche Verhalten der Polizei gegenüber einem Weißen in den Schatten gestellt, der Schwarze umgebracht habe.

»In Milwaukee ist es doch so: Bist du ein Weißer, dann hast du immer recht. Bist du schwarz, halte dich zurück. Die Einstellung zählt mehr als Tatsachen. Weiße kümmert das nicht, weil Schwarze nicht zählen. Dies war ein Verbrechen aus Haß. Jeder Blinde kann sehen, daß dies ein rassistisches Verbrechen war«, sagte McGee.

Er steht mit seiner Meinung nicht allein. Geistliche, Gemeindevorstände, leidgeprüfte Familien und Durchschnittsbürger stimmten gemeinsam in einen Aufschrei des Protestes gegen die Heuchelei in Milwaukee ein.

Die hier kursierenden Witze geben Aufschluß über die Abgründe, die zwischen dem Nord- und dem Südteil der Stadt klaffen.

Frage: Warum ist der Viadukt in der 16. Straße die längste Brücke der Welt? Antwort: Weil sie Afrika mit Polen verbindet.

»Dies ist eine sehr rassistische Stadt«, sagte Queen Hyler, die farbige Gründerin der Gruppe >Stop The Violence< (Stoppt die Gewalt!) Da haben wir jetzt einen Weißen, der Woche für Woche Menschen umbringt und bei dem sich die Leichen in

einem überwiegend von Schwarzen bewohnten Gebäude stapeln, aber die Polizei ist zu sehr damit beschäftigt, die schwarze Gemeinde mit Schrot in Schach zu halten, um sich darum zu kümmern.«

Reverend Leo Champion, ein baptistischer Geistlicher, der draußen vor Dahmers Wohnblock Gottesdienste abgehalten hat, bestätigte, daß die Serienmorde alte Wunden wieder aufgerissen hätten. »Milwaukee ist eine kranke Stadt, was man jahrelang unter den Teppich kehrte. Jetzt wurde der Teppich aber wieder angehoben, und die ganze Welt kann den Dreck darunter sehen«, sagte er.

»Wir bezahlen die Polizei dafür, daß sie uns schützt«, sagte Reverend LeHavre Buch. »Wir haben der Polizei immer wieder gesagt, daß etwas nicht stimmt. Aber alle unsere Warnungen wurden ignoriert.«

Viele Menschen aus Dahmers Wohngegend äußerten den Verdacht, daß die Polizei sich gegenüber ihren Bedürfnissen gewohnheitsmäßig taub gestellt habe.

»Die Polizei kümmert sich hier um nichts«, meinte auch Yrana Thomas.

»Wenn man hier die Polizei ruft, dann tun sie nicht, was man von ihnen erwartet. Sie brauchen auch sehr lange, bis sie überhaupt hier eingetroffen sind«, sagte Andrea Blackmon.

»Man geht davon aus, daß die Polizei entweder nicht in der Lage oder nicht bereit ist, Beschwerden über vielfältige Mißstände seitens der hiesigen Bewohner nachzugehen«, meint Art Heitzer, dreiundvierzig, Vorsitzender der Nachbarschaftsvereinigung Mittelstadt.

Durch diese Ereignisse hatte die Stadt praktisch ihren Siedepunkt erreicht.

»Ich hoffe, daß dies der Knallfrosch ist, der das gesamte Gebäude in Brand setzt«, meinte die ebenfalls in der Nachbarschaft Dahmers wohnende Pat Laur.

Einige Familien der Opfer haben die Polizei verklagt. Ihre Angehörigen waren umgebracht worden, nachdem die Polizei Dahmer mit Konerak Sinthasomphone aufgegriffen hatte.

Oliver Lacys Familie klagt auf drei Millionen Dollar Schadenersatz mit der Begründung, daß Oliver ohne die sture Borniertheit der Polizei noch leben würde. »Wäre Konerak ein weißer Junge gewesen, so ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß eine gründlichere Untersuchung stattgefunden hätte; man hätte Mr. Dahmer von der Straße geholt, so daß ihm keine weiteren Menschen zum Opfer gefallen wären«, äußerte David E. Wittenberg, der Rechtsanwalt von Catherine Lacy, der Mutter des Opfers. »Oliver mußte sterben, nachdem die Polizei Dahmer den anderen Jungen praktisch auf einem Tablett serviert hatte.« Die Familie von Matt Turner aus Flint, Michigan, hat die Polizei auf 4,5 Millionen Dollar verklagt. »Wenn dies eine Form der Wiedergutmachung für Matt sein könnte, so sind wir voll und ganz dafür«, sagte Wadell Fletcher, Turners Stiefvater. »Matt war unser einziger Sohn. Wir haben jetzt nichts mehr.« Reitens der Stadt ging man nicht sofort auf die Klagen ein. Der Ansturm der Empörung konzentriert sich auf Bürgermeister John Norquist, ein 1988 gewähltes Mitglied der Demokraten und Nachfolger von Harry Maier, der zuvor achtundzwanzig Jahre lang amtiert hatte. Norquists Aufgabe ist es, eine Stadt wieder mit sich auszusöhnen, die an ihren Nahtstellen zerrissen ist.

Er nannte die Massenmorde »die abscheulichsten Verbrechen, die jemals in der Geschichte von Milwaukee begangen wurden«.

Der frühere Abgeordnete und Landessenator Norquist, einundvierzig Jahre alt, ist Sohn eines Predigers und genöß in der Wahl von 1988 die starke Unterstützung der schwarzen und lateinamerikanischen Bevölkerungsgruppen. Er wurde in Princeton, New Jersey, geboren und erwarb 1981 das Staatsexamen in Politischen Wissenschaften an der Universität Wisconsin.

Um den Heilungsprozeß für seine Stadt einzuleiten, schuf er zunächst einen freiwilligen Bürgerausschuß, der das Verhältnis zwischen Polizei und Öffentlichkeit untersuchen und Möglichkeiten zur Verbesserung der Polizeiarbeit in ärmeren Bezirken mit hoher Kriminalität prüfen sollte.

»Ein böartiger, kaltblütiger und berechnender Killer hat unter unseren Mitbürgern gewütet. Er hat den Familien seiner Opfer unermesslichen Kummer zugefügt. Ihm sind auch Herz und Seele der Gemeinschaft unserer Mitbürger zum Opfer gefallen. Die größte Tragödie für uns alle wäre es, wenn es diese Stadt jetzt zerreißen würde«, sagte der Bürgermeister. »Ich kann verstehen, wie wütend die Leute sind, besonders in der nächsten Umgebung der Tatorte. Der Wunsch, loszuschlagen und jemanden für alles verantwortlich zu machen, ist übermächtig. Aber wir dürfen nicht vergessen, hier handelt es sich um einen einzelnen Mann, der seine Opfer bestialisch umbrachte.«

Die Wochen nach Dahmers Entdeckung nannte er die »vielleicht traumatischste Zeit der Geschichte Milwaukees«. Er räumte ein, daß lange unter der Oberfläche schwelende Spannungen zutage getreten seien. »Sieht man sich die in den Medien veröffentlichten Fakten an und betrachtet man dann die in Zusammenhang mit diesem Fall diskutierten Fragen, so kommt man nicht um die Schlußfolgerung herum, daß Rassenurteile in diesem Fall eine Rolle spielen«, sagte Norquist. »Es gab Hilfeschreie, die zu lange ungehört verhallten. Laßt uns beginnen, diese Wunden zu heilen.«

Um der Stadt bei der Bewältigung ihres Kummers zu helfen, wurden acht Mitglieder der Landesorganisation zur Unterstützung von Verbrechensopfern, NOVA, eingeladen. NOVA ist eine gemeinnützige Gruppe freiwilliger Helfer, hauptsächlich Psychiater und Psychologen, die dafür ausgebildet sind, Menschen bei der Bewältigung von Traumata zu unterstützen. Die NOVA-Vertreter blieben drei Tage lang in Milwaukee und hielten gemeinschaftliche Beratungsgespräche mit kommunalen und kirchlichen Gruppen ab und erteilten Ratschläge, wie man Menschen dabei helfen kann, ein Trauma zu überwinden. Es ist nicht leicht, mit den Morden in einer Stadt zurechtzukommen, aber wenn es gar zu Serienmorden kommt, so muß man verstehen, daß dies einen Ort für lange Zeit in einen Schockzustand versetzt«, stellte Marlene Young fest, die Geschäftsführerin von NOVA.

Die Psychiaterin Dr. Stephanie Hurd machte deutlich, daß der durch Dahmers Verbrechen hervorgerufene Schmerz nicht so bald verschwinden werde; neue Enthüllungen und immer wiederkehrende Medienbeiträge halten das Thema zwangsläufig im Bewußtsein der Bürger. »Wir haben es hier nicht mit einem zeitlich begrenzten Trauma zu tun. Der Stadt wurde eine Wunde zugefügt, und diese bricht immer wieder auf. Der Heilungsprozeß wird lange dauern«, sagte sie.

Das Polizeipräsidium im Kreuzfeuer

Polizeichef Phillip Arreola blickt auf einunddreißig Dienstjahre zurück, aber einige Bürger in Milwaukee halten ihn immer noch für einen Außenseiter.

Als gebürtiger Mexikaner, aufgewachsen in Detroit, ist er der erste Lateinamerikaner, der eine amerikanische Polizeibehörde leitet und überhaupt der erste, der jemals von außerhalb in das Amt berufen wurde. Als er im September 1989 zum Polizeichef ernannt wurde, begrüßte ihn die Kommission für Feuerwehr und Polizei begeistert als einen Mann, der die Ordnungskräfte modernisieren und weitreichenden Einfluß auf das Gemeinwesen haben würde.

Arreola, einundfünfzig Jahre alt, kann sowohl mit akademischen Lorbeeren als auch mit einer praxiserprobten Cleverneß aufwarten, die er sich auf Streife in den gefährlicheren Gegenden von Detroit erworben hatte. Er hatte an der Wayne State Universität in Michigan sein juristisches Examen abgelegt und an der Harvard Law School Straf recht studiert.

In Detroit absolvierte er siebenundzwanzig Dienstjahre bei der Polizei und erreichte den Rang eines Commanders, womit er Vorgesetzter von rund 150 Beamten des Sechsten Bezirks war. Polizeiliche Entscheidungen auf Leben und Tod sind ihm nicht fremd. Als sich 1979 ein mit einem Gewehr bewaffneter Mann in seiner Wohnung verbarrikadiert hatte, legten Arreola und ein anderer Beamter auf den Mann an und töteten ihn, als er herumwirbelte und mit dem Gewehr auf sie zielte. In dieser Situation hatte es keine andere Möglichkeit gegeben.

Arreola ist verheiratet und Vater dreier Töchter. Er verließ Detroit, um Polizeichef der aus 51 Beamten bestehenden Polizeibehörde von Port Huron, Michigan, zu werden, einer reinen Wohngegend, rund 100 Kilometer von Detroit entfernt.

Die Stelle in Milwaukee war der Höhepunkt seiner Laufbahn. Einige örtliche Mitbewerber um den Posten lehnten diesen Außenseiter ab, aber er war entschlossen, eine erstklassig geführte Stadtpolizei zu schaffen, ungeachtet möglicher Reibungen mit seiner dienstlichen Umgebung.

Eine Mordserie verwandelte dann eine Wohnung in eine Kilerfabrik, und Arreola, gut 1,85 m groß und schlank, bemühte sich energisch um gründliche Aufklärung. Es war das unfassbarste Verbrechen, das ihm je begegnet war: Ein Mann, der anderen Männern auflauerte, sie unter Drogen setzte, strangulierte, zerstückelte, etwas von dem menschlichen Fleisch aß, andere Körperteile als Andenken aufbewahrte, die Reste durch die Toilette spülte und menschliche Knochen in Abfallbeuteln heraustrug.

Mein Gott! Keinem Horrorromancier würde man eine solche Schreckensvision abnehmen. Und jetzt manifestierte sich dieser Horror in der Realität der von seinen Leuten geführten Berichtsprotokolle.

Arreolas erste Reaktion war »natürlich ungläubiges Entsetzen; wenn man sich vorstellt, daß irgendein menschliches Wesen, ein zivilisierter Mensch innerhalb einer zivilisierten Gesellschaft, etwas derart Abscheuliches vollbringen kann«. Der Polizeichef war früh am Morgen des 23. Juli vor den Oxford-Apartments zur Stelle gewesen.

Seine ersten Äußerungen galten dem Lob der Beamten Robert Rauth und Rolf Mueller für ihre gründliche Polizeiarbeit. Sie waren von einem Mann mit Handschellen herangewunken und in eine übelriechende Wohnung geführt worden. Aus Neugierde und im Sinne guter Polizeiarbeit hatten die beiden Beamten etwas getan, wozu andere dreizehn Jahre lang nicht imstande waren — Jeffrey Dahmer aufzuspüren.

Er verteilte auch einige Seitenhiebe gegen das System der Strafjustiz — diesen Fluch der Männer und Frauen, die durch die Straßen patrouillieren, um die Gesellschaft vor Kriminellen zu schützen, um dann mit ansehen zu müssen, wie diese Kriminellen nach ein paar Tagen wieder auf die Straße zurückgeschickt wurden.

Jeffrey Dahmer war ein verurteilter Verbrecher und doch erhielt er nur zehn Monate Gefängnis, und zwar als Freigänger, damit er weiterhin seiner Nacharbeit in einer Schokoladenfabrik nachgehen konnte. Und wenn ein solcher Mann wegen sei-

ner psychologischen Probleme und seines Alkoholismus behandelt werden sollte, so stimmte irgend etwas nicht. Der Richter, der seine fünfjährige Gefängnisstrafe zur Bewährung ausgesetzt hatte, ermöglichte ihm damit sogar eine vorzeitige Entlassung vor Ablauf seiner einjährigen Haft in der Vollzugsanstalt.

Dieser Mann, der siebzehn Morde gestanden hatte, stand wegen Belästigung eines Kindes noch unter Bewährungsaufsicht. Die Bewährungshelferin hatte ihn auch nicht monatlich einmal besucht, wie das Gesetz es vorschreibt. Sie war durch zu viele Fälle überlastet, und Dahmers Wohngegend war ziemlich verrufen, so daß ihre Vorgesetzten eine Ausnahmegenehmigung erteilten, derzufolge Dahmer sie alle zwei Wochen in ihrem Büro aufsuchen mußte. Hätte ein aufmerksamer Bewährungshelfer beim Besuch der Wohnung die seltsamen Polaroid-Fotos und den Todesgeruch bemerken können?

Arreola nannte die Akte Dahmer »eine vernichtende Anklage gegen das System der Strafjustiz. Hier sehen wir die tragischen Resultate vieler Fehlentwicklungen.«

Dieser Vorwurf wurde von Roger Miller, dem stellvertretenden Leiter der Bewährungs- und Begnadigungsbehörde, zurückgewiesen. Er gab an, daß die Bewährungshelferin Donna Chester ihren Pflichten ordnungsgemäß nachgekommen sei. »Die Mitarbeiterin hat gute Arbeit geleistet, aber Dahmer verstellte sich perfekt und führte die Bewährungshelferin und das gesamte System in die Irre«, sagte Miller. »Es gab keinerlei Hinweise. Er streute vielen Menschen Sand in die Augen.«

Der Fall Dahmer hatte Milwaukee auf die Titelseiten gebracht und bestimmte die Schlagzeilen aller Zeitungen auch in Städten mit hoher Mordrate wie New York City, Washington, Detroit und Los Angeles. Als die Nachricht sich verbreitete, gab Daryl Gates seinen Rücktritt als Polizeichef von Los Angeles bekannt, nachdem Videoaufnahmen von vier seiner Leute bekannt geworden waren, die einen schwarzen Motorradfahrer, Rodney Allen King, getreten und mit Knüppeln zusammengeschlagen hatten.

Jetzt klagten die Menschen die Polizei von Milwaukee wegen

ihrer Rassenvorurteile an. Und die Leute machten über Arreolas neue Stadt grausige Witze, worin sie zum Beispiel anregten, daß der Name von Milwaukee in >Hackensack< geändert werden sollte.

Aber die Untersuchung des Dahmer-Falles nahm aus der Sicht des Polizeileiters in den ersten Tagen einen mustergültigen Verlauf.

Die Polizei prüfte Dahmers Angaben fieberhaft nach. Sie identifizierte die Opfer durch Vergleich der Schädel mit vorhandenen Zahnarztunterlagen, nahm, soweit es noch möglich war, Fingerabdrücke ab und zeigte die im Apartment gefundenen Fotos den Angehörigen der Opfer.

Aber dann geriet Arreolas Departement selbst in die Schlagzeilen.

Es war am Donnerstag, dem 25. Juli, als Arreola davon hörte. Einige Polizisten waren mit einer beunruhigenden Geschichte zu einem Vorgesetzten gegangen: Sie waren im Mai draußen bei Dahmers Apartment gewesen, um in einem Streit zwischen Homosexuellen einzugreifen. Sie hatten mit diesem Burschen gesprochen, jedoch war ihnen nicht der Verdacht gekommen, daß irgend etwas nicht stimmen könnte, also ließen sie ihn mit seinem männlichen Begleiter wieder ziehen. Der Begleiter war der vierzehnjährige Junge aus Laos, der Dahmer zum Opfer fiel.

Fast zur gleichen Zeit, da diese Nachlässigkeit ruchbar wurde, meldeten sich die drei farbigen Frauen mit ihren Klagen darüber, daß sie in der fraglichen Nacht im Mai die Polizei gerufen hätten, die jedoch zuließ, daß ein Junge mit Dahmer nach Hause ging. Die drei Frauen waren der Ansicht, daß hierbei Rassenvorurteile eine große Rolle spielten. Die Frauen waren schwarz, Dahmer war weiß, das Opfer ein Asiate aus Laos.

Am Freitag saß Arreola vor einem Wald aus Mikrofonen. Er erklärte, daß er drei Beamte bis zur Untersuchung der Vorkommnisse vom 27. Mai ohne Bezüge suspendiert habe. Den drei Beamten, jeder von ihnen wegen verdienstvoller Verhaf-

tungen in der Personalakte belobigt, wurden die Dienstmarken, Dienstrevolver und Dienstausweise abgenommen. Später strengte Arreola ein Disziplinarverfahren gegen sie an, weil sie es nach seinen Angaben »versäumten, eine gründliche, ordnungsgemäße Polizeiuntersuchung des Vorfalles durchzuführen«. Zwei von ihnen wurden entlassen.

»Ich persönlich war erschüttert«, sagte Arreola, als er erfuhr, was passiert war. »Ich kann nur sagen, es ist unerklärlich. Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß diese Polizeibehörde ihrer Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit nachkommt.«

Bei einer Pressekonferenz wurde er gefragt, wie man sich fühlt, wenn die Polizei jemanden wie Dahmer entwischen läßt, woraufhin der Sinthasomphone und vier weitere Männer umbringt.

»Ich wünsche, ich könnte dieses Gefühl heute für Sie in Worte fassen«, antwortete der Polizeichef grimmig.

»Können Sie es einmal versuchen?« drängte ein Reporter.

»Nein, das kann ich nicht.«

Arreola befand sich in einer fast aussichtslosen Situation. Einerseits berichteten einige Bürger dem Polizeichef, daß seine Beamten gegenüber Farbigen und Angehörigen der homosexuellen Minderheit gleichgültig seien. Andererseits beklagte die Gewerkschaft der 1900 Polizeibeamten der Stadt sich bitter, daß die Polizei keine Chance erhalten habe, den Vorfall aus ihrer Sicht zu erklären. Bradley DeBraska, Vorsitzender des Polizeiverbandes von Milwaukee, bat die Gewerkschaftsmitglieder um eine Vertrauensabstimmung über Arreola und sagte, der Polizeichef sollte zurücktreten, wenn das Abstimmungsergebnis negativ ausfiele.

»Da er schnell einen Sündenbock für die Tragödien benötigte, suspendierte der Polizeichef drei Beamte der Polizei von Milwaukee, wobei er genau wußte, daß die Bürger diese vorläufigen Amtsenthebungen als Schlußfolgerung seinerseits interpretieren würden, daß die Beamten ihrer Pflicht nicht nachgekommen wären«, sagte DeBraska. »Auch Jeffrey Dah-

mer erhält ein Gerichtsverfahren vor seiner Verurteilung. Aber der Polizeichef hat drei Beamte suspendiert, bevor er überhaupt eine Möglichkeit hatte, jeden von ihnen zu den Ereignissen zu befragen. Gerade der Polizeichef hätte dies am besten wissen müssen.«

In der von DeBraska angestregten Wahl sprachen sich 93,6 Prozent der Mitglieder der Polizeigewerkschaft für ein Mißtrauensvotum gegen Arreola aus, und 98 Prozent der 1339 Gewerkschaftsmitglieder sagten, er habe die drei Beamten zu Unrecht suspendiert.

»Ausgehend von diesen Zahlen ersuche ich den Polizeichef um seinen Rücktritt und darum, daß ein kompetenterer Fachmann an die Spitze der Polizei gesetzt wird«, forderte Robert Kliesmet, Präsident der Internationalen Vereinigung der Polizei verbände.

Arreola entgegnete, er habe nicht die Absicht zurückzutreten. »Unter keinen Umständen werde ich abtreten«, beharrte der in die Enge getriebene Polizeichef. »Wir haben hier eine Herausforderung zur Wiederherstellung des Vertrauens, zur Überbrückung der Kluft, so diese denn besteht, zwischen uns und den Bürgern.«

Bürgermeister John O. Norquist wußte, daß jetzt die Zeit zum Handeln gekommen war. Er unterstützte Arreolas Entscheidung zur Beurlaubung der Beamten und zur Durchführung einer internen Untersuchung des gesamten Falles. »Aufgrund der ernsten Natur der Vorwürfe ist eine Untersuchung selbstverständlich unerläßlich. Ich möchte, daß diese Untersuchung gründlich durchgeführt und möglichst rasch abgeschlossen wird, so daß die aufgetauchten Fragen beantwortet werden können«, lautete die Stellungnahme des Bürgermeisters. »Für die Art und Weise, wie dieser Fall, den Berichten zufolge, gehandhabt wurde, kann es keine Entschuldigung geben. Wenn sich herausstellt, daß diese drei Beamten unangemessen gehandelt und das öffentliche Vertrauen mißbraucht haben, so erwarten die Bürger von Milwaukee zu Recht strenge Disziplinarmaßnahmen«, sagte er.

Im Polizeipräsidium brodelte inzwischen die Gerüchteküche. Mögliche Boykottmaßnahmen - so etwas wie eine Grippeepidemie aus Protest - waren im Gespräch, wobei eine Menge Polizeibeamter sich krank melden würde, um gegen die Behandlung ihrer Kollegen zu protestieren. Diese Drohungen kamen bei John Tries, dem Stabschef des Bürgermeisters, nicht gerade gut an. Der ehemalige Polizist Tries war früher auch Mitglied des Aufsichtsgremiums der Polizei von Milwaukee gewesen. »Was sollen die Bürger von einer Polizeigewerkschaft halten, deren Mitglieder damit drohen, sich ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt gegen die Bürger zu wenden?« fragte Tries. »Wir sähen es lieber, wenn jeder dabei mitwirkte, daß die Dienstaufsichtsabteilung vorankommt, bis ein Ergebnis vorliegt. Sie dürfen davon ausgehen, daß die Entscheidungen des Polizeichefs nach bestem Wissen und Gewissen erfolgen.« Aber es war klar, daß dieser Fall eine uneinige Behörde auseinanderriß. Als Arreola bekanntgab, daß Disziplinarverfahren gegen die drei Beamten eingeleitet worden waren, wurden seine Kommentare auf der Pressekonferenz über den Polizeifunk weiter verbreitet.

Dennis Forjan, Präsident des Aufsichtsgremiums der Polizei von Milwaukee, verteidigte die Polizisten und kritisierte Arreola. Kenneth J. Murray, Anwalt für den Polizeiverband von Milwaukee, gab an, daß die drei Beamten sich gegen Arreolas Vorwürfe zur Wehr setzen würden. Gemäß den polizeibehördlichen Verfahrensweisen wurden sie von der Innenrevisionsabteilung befragt, und man gab ihnen die Möglichkeit zur Einreichung schriftlicher Entgegnungen. Diese Entgegnungen wurden nicht veröffentlicht.

»Er spürt, daß eine zum Lynchen aufgewiegelte Stimmung herrscht«, meinte Murray. »Wir werden kämpfen. Diese Beamten haben getan, was man von ihnen erwarten konnte. Aber nach den Informationen, die den Menschen im Fernsehen und in den Zeitungen untergejubelt werden, muß man ja den Eindruck gewinnen, die Beamten hätten alles vermasselt.« Nach Ansicht von Laurie Eggert, ebenfalls eine Anwältin der

Polizeigewerkschaft, sind die Beamten schlicht und einfach auf Dahmers kühles und überzeugendes Verhalten hereingefallen.

»Der Mann erschien ruhig, um seinen Freund besorgt, jedoch entspannt, und nichts deutete darauf hin, daß er etwas zu verbergen hätte, kein Zeichen von Nervosität, wie es typisch für jemanden ist, der versucht, ein Verbrechen zu verbergen«, sagte sie.

»Nach allem, was die Beamten damals wußten, handelte es sich um eine enge Beziehung zwischen Dahmer und dem Jungen, und erst jetzt wissen wir, daß dies auf schreckliche Weise nicht zutraf. Aber man kann nicht mit den Fingern auf diese Beamten zeigen, nur weil wir jetzt mehr über Mr. Dahmer wissen. Niemand hatte damals dieses Wissen zur Verfügung. Auch nicht vor zehn Jahren. Nicht einmal vor zwanzig Jahren. Es ist nicht fair, im nachhinein über das zu urteilen, was diese Beamten taten.«

Mrs. Eggert sagte aus, die Beamten seien nach oben zum Apartment gegangen, um Dahmers Geschichte, daß sein Begleiter sein Freund sei, zu überprüfen. Ihnen wurden Fotos eines lächelnden Mannes gezeigt, der ihm Modell gesessen hatte. Außerdem konnte er ihnen einen Personalausweis zeigen, demzufolge der junge Asiate neunzehn Jahre alt war. »Die Bilder zeigten einen männlichen Asiaten in einer Art knapper Unterwäsche, oder so etwas wie einem Bikini-Badeanzug. Er wirkte entspannt. Er lächelte. Von Qual oder Folter war auf diesem Bild nichts erkennbar. Die Polizisten sahen das Bild eines sich wohl fühlenden Mannes, der in seiner Unterwäsche für jemanden posierte, der sein Freund zu sein schien.«

Die drei Polizisten waren zutiefst erschüttert, als sie die Wahrheit erfuhren. »Sie werden in der Öffentlichkeit geradezu als Unmenschen ausgegeben, die vielleicht ebenso schlecht wie Dahmer selbst seien. Man behauptet, sie hätten sich nicht um diesen armen vierzehnjährigen Jungen gekümmert, aber ich kann Ihnen sagen, daß sie sich sehr wohl darum gekümmert haben. Sie kümmerten sich damals darum, und sie tun es jetzt auch. Sie wären keine Polizisten, wenn sie das Schicksal dieses

Jungen nicht beschäftigte«, fuhr Mrs. Eggert fort.

Joseph Gabrish hatte schon seit seinem sechzehnten Lebensjahr Polizist werden wollen. Jetzt arbeitete er seit sieben Jahren bei der Polizei. Er wollte immer nur ein guter Polizist sein, und jetzt fand er sich in einem Kreuzfeuer der Kritik wieder.

Er war einer der drei Beamten, die am 27. Mai an dem Einsatz vor Jeffrey Dahmers Wohnung teilnahmen. Jetzt konnte er nur hoffen, eines Tages rehabilitiert zu werden.

»Gott ist mein Zeuge — es stimmt nicht, daß ich einen kleinen Jungen in die Hände seines Mörders gespielt habe. So ist das damals nicht gelaufen«, sagte er gegenüber dem *Milwaukee Journal* in einem am 25. August veröffentlichten Interview.

»Angesichts der Umstände, wie sie an dem Abend herrschten, haben wir einwandfrei und im Rahmen unserer Ausbildung gehandelt. Wir haben die Situation so gehandhabt, wie wir es für erforderlich und angemessen hielten. Ich kann nicht glauben, daß die Mitbürger jetzt meinen, ich ließe einen minderjährigen Jungen blutend zurück, ohne irgendwelche Vorkehrungen getroffen zu haben. Das war einfach nicht der Fall. Wir dachten, es gäbe eine enge Beziehung zwischen diesen beiden Personen. Homosexualität verstößt nicht gegen das Gesetz... und ich würde nie eine meiner Entscheidungen dadurch beeinflussen lassen.

Wir sind darauf ausgebildet, aufmerksam zu sein und eine Situation schnell zu erfassen. Doch hier gab es überhaupt nichts Auffälliges, sonst hätten wir es bemerkt. Ich mache diese Arbeit schon eine ganze Weile, und gewöhnlich entdeckt man es, wenn etwas nicht stimmt. Aber diesmal war nichts zu erkennen. Ich vergegenwärtige mir die Situation mit Dahmer immer wieder, und ich wünschte, es hätte damals Anzeichen seiner bestialischen Taten gegeben. Aber da war nichts.«

Er war völlig überrascht davon, daß Menschen die Polizei des Rassismus und der Heuchelei gegenüber Homosexuellen und Farbigen anklagten.

»Von Beginn an war es natürlich nicht einfach, mit diesem Alptraum umzugehen. Zu erfahren, daß dieser junge Mann

umgebracht wurde, kurz nachdem wir da waren, war schon ein Schock. Es wurde dann noch schwerer für mich, als ich feststellen mußte, daß manche Menschen tatsächlich glaubten, wir hätten zugelassen, daß so etwas passiert.«

Seinen Revolver und seine Polizeimarke abgeben zu müssen war schon hart. Als er von den Enthüllungen im Fall Dahmer erfuhr, sei er freiwillig zu einem Vorgesetzten gegangen und habe angegeben, daß er und andere Polizisten im Mai in Dahmers Apartment gewesen seien. »Es war, als ob ein Teil von mir abstarb. Ich fühlte, daß ich gehetzt wurde.«

Der Generalstaatsanwalt von Wisconsin, James Doyle, kündigte am 29. August an, daß keinem der Beamten ein Strafverfahren bevorstünde, auch wenn sie vielleicht schlechtes Urteilsvermögen bewiesen hätten.

»Wenn wir uns auch im nachhinein wünschen, die Beamten hätten das Zusammentreffen mit Dahmer anders gehandhabt, so sind wir der festen Überzeugung, daß sie für ihre Handlungen nicht strafrechtlich verfolgt werden können«, stellte Doyle fest. »Ein Versäumnis bei der korrekten Beurteilung einer Situation ist keine Verletzung im strafrechtlichen Sinne.«

Aber es war klar, daß die Bürger das Vertrauen in die Polizei verloren hatten.

Am 4. August ergab eine vom *Milwaukee Journal* durchgeführte Umfrage, daß 80 Prozent der Teilnehmer an dieser Erhebung glaubten, die Polizei habe bei dem Vorfall vom 27. Mai nicht angemessen gehandelt. Bei der schwarzen Bevölkerung äußerten sogar 93 Prozent der Befragten diese Einschätzung.

»Was tut man, wenn diese Menschen, die uns eigentlich schützen sollen, uns jetzt sterben lassen?« fragte LeHavre Bück, aktiver Bürgerrechtler der schwarzen Bevölkerung. »Hätte ein Schwarzer einen weißen Jungen die Straße hinunter gejagt, so wäre dies niemals passiert. Wäre der Junge weiß gewesen, würde er heute noch leben. Die Menschen fühlten sich von der Polizei völlig im Stich gelassen. Meine Mutter pflegte zu sagen, daß man immer die Polizei rufen könne, wenn man in Schwierigkeiten sei. Ich bin mir nicht sicher, ob das immer noch gilt.«

Wortführer der Homosexuellen stellten fest, daß viele der Opfer Schwule und Farbige gewesen seien. Sie sagten, die Polizei ignoriere deren Besorgnisse ganz systematisch.

»Diese Männer waren nicht nur die Opfer eines Massenmörders, sondern auch eines Polizeiapparates, der auf das Verschwinden so vieler junger Männer nicht reagierte, ja nicht einmal Notiz davon nahm«, sagte Scott Gunkel vom *Lambda Rights Network*, einer Homosexuellen-Rechtshilfeorganisation.

Schwarze Politiker und Bürgerrechtler forderten eine unabhängige Untersuchung der Polizeibehörden. Alles brach so rasch zusammen, daß manche Leute dringend zur Ruhe mahn-ten. »Unter der Bevölkerung besteht ein großer Trend zur Polarisierung. Schwarze stehen gegen Weiße, Heterosexuelle gegen Homosexuelle, die Polizeibehörde gegen den Polizeichef, die Bevölkerung gegen die Polizei«, sagte Gwendolynne Moore, Mitglied des Repräsentantenhauses, während einer Pressekonferenz. »Es ist vollkommen normal, daß man während der Trauer auch wütend ist und Zorn fühlt, aber um über diesen Punkt wieder hinwegzukommen, müssen wir uns zusammenehmen. Wir können nicht zulassen, daß wegen dieses einen Mannes die Gemeinschaft unserer Bürger zusammenbricht.« Mrs. Moore sagte auch, daß sie gegenwärtig Berichte von Polizisten untersuche, denen zufolge Kollegen Vorurteile gegenüber Minderheiten gezeigt und dabei Ausdrücke wie > Nigger und Schwuchteln< verwendet hätten.

Schwarze Polizisten bezogen jetzt eindeutig Stellung. Sergeant Leonard Wells, mit achtzehn Dienstjahren Polizei-Veteran, ist Vorsitzender der Martin-Liga, einer Organisation für schwarze Beamte, die sich nach Dr. Martin Luther King jr. benannt hat. »Wenn man arm ist, schwarz, Lateinamerikaner, schwul oder lesbisch, dann macht man sich in den Augen der Polizeibehörde von Milwaukee schon eines abweichenden Verhaltens schuldig«, sagte Wells.

Etwa 13 Prozent der Polizisten sind schwarz; insgesamt haben die Schwarzen an der Bevölkerung der Stadt einen Anteil

von 25 Prozent.

Für Arreola war die schlimmste Enttäuschung vielleicht die, daß er nicht länger glauben konnte, eine großangelegte Reform seiner Behörde erfolgreich in Angriff genommen zu haben. In vieler Hinsicht spiegelt die Polizei von Milwaukee noch den Charakter von Harold Breier wider, dem harten Vertreter von Recht und Ordnung, der als Polizeichef zwanzig Jahre lang herrschte. Als er 1984 pensioniert wurde, hatte er vierundvierzig Dienstjahre bei der Polizei hinter sich.

Farbige und Homosexuelle sagen, daß die Einstellung der Polizei gegenüber ihren Bevölkerungsgruppen noch aus der Ära Breier stammt. Erst sechs Monate vor seiner Pensionierung hatte Breier gesagt, daß das System der Schulbusse die Kriminalität aus schwarzen Wohngebieten in die an sich friedlichen Viertel der Weißen transportiere. Als strenger Anhänger von Disziplin und Ordnung führte Breier den Polizeiapparat von 1964 auch durch die Zeit der Rassenkrawalle in Milwaukee von 1967 bis zu den Tagen der Pflicht-Bustransporte von Schülern. Seine Kritiker nannten ihn den »Führer von Milwaukee«. Seine Anhänger hingegen rechneten ihm das Verdienst zu, die Kriminalitätsrate der Stadt niedrig zu halten, während in den Städten wie Washington, D. C. und Detroit innerstädtische Krawalle tobten. »Ist man schon Rassist, nur weil man die Wahrheit sagt? Ich glaube, ich habe getan, was ich für richtig hielt, und zur Hölle mit allem anderen Quatsch«, sagte Breier. Trotz eines gerichtlich genehmigten Planes zur Anstellung von Angehörigen der Bevölkerungsminderheiten gab es in Breiers Behörde nur 188 schwarze Beamte, bei insgesamt 2100 Bediensteten. In führenden Positionen gab es überhaupt keine Schwarzen.

1981, als ein zweiundzwanzigjähriger Schwarzer im Polizeigewahrsam starb, kam es zu einem Aufruhr bei der schwarzen Bevölkerung. Die Polizei hatte den Mann unter dem Verdacht der Vergewaltigung festgenommen, später stellte sich jedoch heraus, daß er kein Verbrechen begangen hatte. Eine nachfolgende Untersuchung ergab, daß dieser Mann, Ernest Lacy,

(nicht verwandt mit Dahmers Opfer Oliver Lacy) starb, nachdem ein Beamter ihn mit dem Gesicht nach unten auf das Pflaster gedrückt hatte. Seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt.

Lacys Tod, der sich etwa fünf Blocks von den Oxford-Apartments entfernt ereignet hatte, entfachte Unruhen, die zu Protestmärschen und Massenversammlungen führten. Die Polizei wies jegliches Fehlverhalten zurück. Später erhielt Lacys Familie im Rahmen eines außergerichtlichen Vergleichs mit der Stadt eine stolze Entschädigungssumme von 600 000 Dollar. Breier verteidigte die Beamten beharrlich und sagte, eine interne Untersuchung habe ergeben, daß seine Leute korrekt gehandelt hätten. Die Überwachungsbehörde der Polizeikräfte, die Feuerwehr- und Polizeikommission, war in diesem Punkt anderer Ansicht. Sie entließ einen Beamten und suspendierte vier weitere.

Arreola seinerseits stand schon vor dem Fall Dahmer im Brennpunkt einer anderen Kontroverse. Im Februar 1991 zitierte man ihn mit folgendem Ausspruch: »In der Vergangenheit stand die Polizei in dem Ruf einer rassistischen Organisation.« Breier kritisierte diese Bemerkung ebenso wie Robert Ziarnik, Arreolas unmittelbarer Vorgänger, der 1989 zurückgetreten war. Arreola ließ später ein Memorandum verteilen, worin es hieß, daß seine Bemerkungen aus dem Zusammenhang gerissen seien und daß er das Polizeidepartement nicht für rassistisch halte.

Im Mai bildeten jedoch drei weiße Beamte eine Interessengruppe zur Bekämpfung dessen, was sie als Diskriminierung mit umgekehrten Vorzeichen betrachteten.

Ziarnik kritisierte Arreola auch während des Dahmer-Falles wegen der Beurlaubung der Polizeibeamten vor Abschluß der Untersuchung. Er sagte, seine Politik sei es immer gewesen, die Beamten so lange im Innendienst einzusetzen, bis alle Tatsachen bekannt seien.

Während seiner Amtszeit hatte Arreola die stadtteilbezogene Polizeiarbeit eingeführt, wobei er versuchte, bei den Beamten

eine gewisse Identifizierung mit >ihren< Stadtteilen zu bewirken, in denen sie auf Streife waren. Er führte in Brennpunktgebieten wieder Fußstreifen ein und hoffte, daß die Gegenwart der Polizei zum Abbau von Spannungen beitragen würde. Er versuchte, den Anteil von zu Minderheiten gehörenden Polizisten zu erhöhen und Vertreter solcher Minderheiten in verantwortliche Positionen zu befördern.

Im vergangenen Sommer begann die Feuerwehr- und Polizeikommission von Milwaukee damit, den Beschwerdeweg gegen die Polizei zu vereinfachen, indem man den Papierkrieg vereinfachte und bürokratische Hindernisse beseitigte.

Das US-Justizministerium kündigte an, sich um die Besorgnisse der einzelnen Bevölkerungsgruppen in Zusammenhang mit den Serienmorden zu kümmern, und das FBI bot jede nur mögliche Hilfe an.

»Obwohl der Fall zu diesem Zeitpunkt anscheinend nicht in die Zuständigkeit der Strafverfolgungsbehörden des Bundes gehört, bietet das Federal Bureau of Investigation der Polizei von Milwaukee bereits jetzt große Unterstützung an in Form von Labordienstleistungen, Fachleuten für Verhaltensforschung und durch Untersuchung grenzüberschreitender Spuren«, äußerte Generalstaatsanwalt Dick Thornburgh in einer Erklärung aus Washington, D. C.

Die Polizeibeamten von Milwaukee müssen bei Erhalt ihrer Dienstmarken zwei Diensteide schwören. Mit dem ersten Eid versprechen sie, die Verfassung der Vereinigten Staaten und die Gesetze von Wisconsin und Milwaukee zu achten, zu wahren und zu verteidigen.

Der zweite Eid beinhaltet einen Ehrenkodex. Auszugsweise lautet er wie folgt:

Als zur Wahrung von Recht und Gesetz berufener Beamter ist es meine vornehmste Pflicht, den Menschen zu dienen, ihr Leben und Eigentum zu verteidigen, die Unschuldigen vor Täuschung und Betrug zu bewahren, die Schwachen vor Gewalt und Unruhen zu schützen und das verfassungsmäßige Anrecht aller Mitbürger auf Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit zu respektieren.

Ich werde niemals in blindem Eifer handeln oder zulas-

sen, daß persönliche Gefühle, Vorurteile, Vorbehalte oder Freundschaften meine Entscheidungen beeinflussen. Ich werde dem Verbrechen kompromißlos gegenüberstehen und es unnachgiebig und in geeigneter Weise, ohne Furcht oder Begünstigung, ohne Bosheit oder bösen Willen verfolgen und dabei weder unnötig Macht oder Gewalt anwenden, noch jemals Vergünstigungen annehmen.

Ich werde meine Dienstmarke als ein Symbol des öffentlichen Vertrauens achten und verstehe sie als einen öffentlichen Auftrag, den ich getreu den moralischen Verpflichtungen des Polizeidienstes wahrnehmen will. Ich werde unablässig dem Erreichen dieser Ziele und Ideale nachstreben und mich für meinen gewählten Beruf engagieren... die Wahrung von Recht und Gesetz.

Am 6. September gab Polizeichef Philip Arreola bei einer Pressekonferenz bekannt, daß er die Beamten John Balcerzak und Joseph Gabrish entlassen und den Beamten Richard Porubcan für ein Jahr unter interne Bewährung gestellt hatte. Arreola sagte, die Beamten hätten bei dem fraglichen Vorfall die Grundsätze der polizeilichen Vorgehensweise vernachlässigt. Die Polizeigewerkschaft kündigte Berufung an. »Ihre Notizbücher enthielten fast überhaupt keine Angaben über ihren Einsatz und die angeblich von ihnen durchgeführten Nachforschungen«, sagte Arreola. Er fügte hinzu, daß die Beamten »es versäumt hatten, ein ganz offensichtlich hilfloses Kind in Gewahrsam zu nehmen«.

Schreie von allen Seiten

Die ab Anfang August fast täglich stattfindenden Protestversammlungen zeigten deutlich, wie Milwaukee unter der Last der inneren Spannung zerbrach.

Es gab Protestversammlungen zur Unterstützung der unter Druck geratenen Polizeikräfte, die der Nachlässigkeit und der mangelnden Sensibilität beschuldigt worden waren. Lateinamerikanische Bevölkerungsgruppen versammelten sich, um Polizeichef Philip Arreola zu unterstützen, nachdem die Polizeigewerkschaft dessen Rücktritt gefordert hatte. Die Familien der Opfer, Führer schwarzer Bürgerrechtsgruppen und Schwüleninitiativen marschierten und hielten Mahnwachen bei Kerzenlicht, um Schmerz und Trauer zu demonstrieren.

Es war so, als habe die Stadt einen kollektiven Nervenzusammenbruch.

»Die Stadt hat ein Trauma erlitten. Zur Zeit findet eine intensive, melancholische Selbstbetrachtung statt. Die ganze Stadt scheint einen depressiven Schub zu haben«, sagte Dr. Ashok Bedi, klinischer Direktor des psychiatrischen Krankenhauses von Milwaukee.

Die Verteidiger und Anhänger der Polizei riefen zum Beispiel die >Operation Blaues Band< ins Leben, wobei eine blaue Schleife als Zeichen der Unterstützung für die Polizei und als Protest gegen die Suspendierung der drei Beamten angesteckt wurde. Mehr als 200 Menschen, überwiegend Polizisten mit ihren Ehefrauen, marschierten am Sonntag, dem 5. August, zum Rathaus. Viele trugen blaue Bänder, um ihre Sympathie für die Menschen zu demonstrieren, die täglich im Dienst auf der Straße ihr Leben für Recht und Ordnung einsetzen.

»Wenn die Polizeibeamten nicht fair und mit Verständnis beurteilt werden, so wird sich ein Teil dieser Stadt niemals wieder erholen«, sagte die Stadträtin Annette E. Scherbert.

Stadtrat Robert Andersen sprach ebenfalls zu der versammelten Menge. »Für wen steht das Büro des Bürgermeisters? Für uns, oder etwa nicht?« sagte Andersen.

Die Menge johlte, pfiß und buhte lebhaft, um ihren Gefühlen für Bürgermeister John Norquist Ausdruck zu geben.

»Es ist völlig ausgeschlossen und absolut unmöglich, daß wir uns gegen unsere Polizei wenden. Wir halten zusammen bis zum Tode«, sagte Anderson.

Die Menge schwenkte selbstgemachte Transparente mit Texten wie: WIR UNTERSTÜTZEN UNSERE POLIZEI - IHR AUCH? und MEIN DADDY IST EIN GUTER POLIZIST und UNSERE POLIZEI RETTET UND SCHÜTZT.

Bradley DeBraska, Präsident des Polizeiverbandes von Milwaukee, stellte fest, daß 94 Prozent der Mitglieder der Polizeigewerkschaft Arreola das Vertrauen entzogen hatten. »Wir wollen diesen Mann nicht haben. Schickt ihn nach Detroit zurück«, sagte er.

Es erübrigt sich zu erwähnen, daß die Moral bei der Polizei den tiefsten Punkt ihrer Geschichte erreicht hatte.

Bei einer Versammlung ganz anderer Art gab es kaum Hurrufer für die Polizei. Freunde und Familien der Opfer hatten sich versammelt, um ihren Zorn, ihre Qual und ihren Kummer miteinander zu teilen. Die schmerzvollen Gefühle mußten einmal zum Ausbruch kommen.

Eines der bei einer Mahnwache gezeigten Transparente gab die Einstellung vieler der Teilnehmer sarkastisch wieder. Es hatte die Form einer Polizeimarke und enthielt die Bilder von Dahmers Opfer. Der Text lautete: DIE POLIZEI VON MILWAUKEE - BEZAHLT, UM ALLE BÜRGER ZU SCHÜTZEN. 400 Menschen versammelten sich für die Mahnwache, die im Juneau Park begann, benannt nach dem französischen Trapper, der sich als erster in Milwaukee niedergelassen hatte. Es wurden flammende Reden gehalten und Gebete gesprochen, bevor die Menge singend (>We Shall Overcome<) zum Mac-Arthur-Park vor dem Gebäude des Bezirksgerichts weiterzog.

»Wir sind hier nicht versammelt, um über die Polizei zu diskutieren«, sagte Annabelle Havlicek, eine der Organisatorinnen der Versammlung. »Wir sind auch nicht hier, um über Politik zu debattieren. Wir sind hier, um der Opfer zu gedenken — und

um zusammen mit allen anderen an der Wiederherstellung des Gemeinwesens von Milwaukee zu arbeiten.«

Stadtrat Paul Henningsen, Repräsentant von Dahmers Wohnbezirk, war einer der Redner. Er hatte jedoch Probleme, sich der Menge richtig verständlich zu machen.

»Viele Menschen sind heute in Milwaukee sehr zornig. Seid ihr zornig?«

»Ja«, rief die Menge zurück.

»Viele Menschen sind heute in Milwaukee frustriert. Seid ihr frustriert?«

»Ja«, kam wieder die Antwort, etwas leiser.

»Seid ihr bereit, über die Tragödie hinauszusehen? Seid ihr bereit, dem Bösen ins Gesicht zu sehen? Wir alle müssen an einem Strang ziehen, oder Milwaukee — und jeder von euch — wird das nächste Opfer. Wir müssen verstehen, daß die Person, deren Namen wir alle nur zu gut kennen...«

Ein Farbiger mit einem Anstecker mit der Aufschrift >ANGEHÖRIGER< unterbrach den blonden Redner mit einem lauten Zuruf. »Sprechen Sie seinen Namen nicht aus. Wagen Sie es nicht.«

Henningsen ließ nicht locker. »Wir können uns nicht zu Feinden der Polizei machen.«

»Warum nicht?« schrie jemand. Die Menge buhte Henningsen jetzt aus. »Verteidigt sie nicht. Wagt es nicht, und versucht es auch nur, sie in Schutz zu nehmen. Sie sind schuld«, sagte ein anderer.

»Wir dürfen nicht zu Opfern unseres Zorns werden«, forderte Henningsen.

Donna Burkett hatte genug gehört. Sie ist eine Kusine von Tony Hughes, dem Taubstummen, den Dahmer nach eigenen Angaben in der Schwulenbar kennengelernt und dann in seiner Wohnung umgebracht hatte.

»Die reden nur Scheiße«, sagte Donna Burkett. »Sie versuchen nur, unsere Wut zu beschwichtigen, damit wir alles vergessen. Aber wir wollen nicht vergessen, und wir wollen uns nicht beruhigen. Wir wollen zornig bleiben, bis Gerechtigkeit

geschieht. Wir wollen erleben, daß die Polizei angeklagt wird und daß alle angeklagt werden, die ihren Teil zu dem Unglück beigetragen haben.«

Wäre das denn Gerechtigkeit? wurde sie gefragt.

»Nein. Gerechtigkeit wird es erst geben, wenn wir eine Polizei erleben, die jeden gleich behandelt und sich um jeden kümmert, um jeden auf der Straße. Das wäre zumindest ein erster Schritt.« Sie rief Henningsen zu: »Wir wollen Gerechtigkeit!« Dann drehte sie sich um und brach in Tränen aus.

Tony Hughes Mutter Shirley umklammerte eine Bibel und trug ein Bild ihres Sohnes auf ihrer Bluse. Sie hatte ebenfalls ein Schildchen mit der Aufschrift >ANGEHÖRIGER< angesteckt. Sie war von Kusinen und Schwestern umgeben, als sie sich auf die Stufen setzte und den Rednern zuhörte. Eine Schar von Fotografen, je fünf in Dreierreihen, hockte vor ihr.

Als die Frau in Tränen ausbrach, legte ein junges Mädchen tröstend ihre Arme um sie. Die Fotografen rückten näher, um sie besser ins Bild zu bekommen, und drängelten, schubsten und stießen sich gegenseitig an. Mrs. Hughes schluchzte noch lauter, und ein anderer Angehöriger kam, um sie zu umarmen. Die Fotografen drängelten sich noch näher heran, und die Kameras klickten wie Heuschrecken. Wer keinen so guten Platz hatte, kletterte auf das Podium eines Redners. Ein Versammlungsordner kam herunter und bat sie, der Familie in einem Moment tiefsten Kummers nicht zu nahe zu treten.

Aber die Auslöser klickten weiter, bis der nächste Redner alle Medienvertreter bat, die vorderen Reihen zu verlassen. Ein weiterer Helfer kam herunter und begann, die Presseleute wegzuschicken. Niemand entfernte sich weit, aber immerhin wurde nicht mehr so viel fotografiert.

Cheryl Franklin, Angehörige einer Bürgerinitiative, betrat das Podium, als alles sich etwas beruhigt hatte. »Es ist Zeit, daß wir etwas daran ändern, wie wir einander betrachten und wie wir uns selbst sehen«, sagte sie, als die Ordnung wieder hergestellt war. »Wir müssen dies zusammen beginnen. Zusammen müssen wir die Menschen in unseren gemeinsamen Kreis auf-

nehmen. Seht in ihre Herzen. Seht ihnen in die Augen. Wir, die Menschen heute, müssen zusammenkommen.«

Queen Hyler, Begründerin der Initiative *Stop The Violence*, war die nächste. »Wie konnte so etwas Schreckliches passieren? Wie konnte jemand so gräßliche Verbrechen an anderen Mitmenschen begehen?«

Dann sprach sie von den seit langem schwelenden Problemen, die durch den Fall Jeffrey Dahmer aufgewühlt und an die Oberfläche gebracht worden waren. »Wir müssen uns der kalten und harten Realität stellen, daß der Rassismus in dieser Stadt noch sehr lebendig ist. Minderheiten, Schwule und Sonstige werden immer noch als Bürger zweiter Klasse behandelt. Dieser Fall hat jetzt sehr viele Wunden wieder geöffnet. Es ist leicht, den Rassismus bei den Arbeitern, bei den Polizeibehörden und sonstwo zu erkennen. Es liegt ganz offen auf der Hand, aber niemand möchte etwas davon hören. Wie kann man aber etwas heilen, wenn man seine Existenz nicht einmal zugibt? Ich bin nämlich mit meiner Geduld am Ende. Schon viel zu lange spiele ich die Rolle als Vorkämpfer gegen die Ungerechtigkeit der Rassendiskriminierung, und irgendwann führt jede Rolle zur Erschöpfung. Falls irgendein Polizeibeamter —«

Jemand rief laut dazwischen: »Die gehören doch alle zum KKK*!«

»Wenn irgendein Polizeibeamter eine Uniform anzieht und dann schwört, das Recht zu achten, so erwarte ich, daß er genau dies tut, ohne Ansehen der Rasse oder sonstiger Äußerlichkeiten«, sagte Miss Hyler.

»Ich möchte hier an die ordentliche Erscheinung von Jeffrey Dahmer vor Gericht erinnern, das Fehlen jeglichen Gefühls, seinen Mangel an Reue — daran werde ich denken, bis ich sterbe«, fuhr sie fort. »Das Sterben dieser Opfer kann und darf nicht vergebens gewesen sein.«

Eine Frau in der Menge trug ein Plakat mit der Aufschrift: GUTE NACHBARN GIBT ES IN ALLEN FARBEN.

* KKK = Ku Klux Klan

Als nächster sollte Bürgermeister John Norquist sprechen. Während er vorgestellt wurde und abwartete, bis die Menge

sich beruhigt hatte, ging ein Raunen durch die Gruppe.

»Besser, Sie sagen das Richtige. Es wäre besser, wenn Sie nichts Falsches sagen. Wir haben Sie ins Amt gebracht, und wir können Sie auch wieder herausdrängen«, rief ihm jemand zu. Norquist sprach nur kurz. Er sagte, die polizeilichen Maßnahmen würden zur Zeit untersucht, und er lobte noch mal Glenda Cleveland, die Setzerin, die beharrlich geblieben war, als die Polizei sich schon abgewandt hatte.

Der Bürgermeister lobte sie als eine Frau, »die dem Gemeinwesen gezeigt hat, was es wirklich bedeutet, ein guter und anständiger Bürger zu sein, das Muster und Modell eines Bürgers für jedermann«.

Stephanie Hume, die die Mahnwache mit organisiert hatte, erinnerte daran, daß die Versammlung mit dem Gedanken an eine Versöhnung zusammengerufen worden war. »Wir mußten diese Mahnwache für die Gemeinschaft zustandebringen, damit die Menschen zusammenkommen und ihre Gefühle miteinander teilen konnten, um den Schmerz und Zorn über die Ereignisse zu überwinden«, sagte sie.

Die Organisatoren sorgten dafür, daß jeder eine acht Zentimeter lange, weiße Kerze mit einem Papiergriff in der Hand hielt, bevor sich die Prozession durch die Kilbourn Avenue für den eine Meile langen Marsch zum Mac-Arthur-Square formierte. Es war gegen acht Uhr abends, die letzten Sonnenstrahlen verschwanden allmählich. Das Kerzenlicht flackerte und leuchtete imposant in der beginnenden Dunkelheit, und die allgemeine Stimmung schwang von Zorn zu ruhiger Betrachtung um, als der leuchtende Zug der bewegten Menschenmenge langsam zum Versammlungsplatz hin schritt.

Weitere Redner betraten dort das Podium. Wie immer, wurden sie von Dolmetschern für die Zeichensprache der Taubstummen begleitet, zur Erinnerung daran, wie Tony Hughes, eins der Opfer, sich verständlich gemacht hatte.

Zwei Redner waren siebzehnjährige Freunde von Curtis Straughter, einem weiteren Mordopfer. »Ich bin schwarz, und ich bin stolz; ich bin schwul, und ich bin stolz«, deklamierte einer. Seinen Namen gab er nicht an, weil er befürchtete, in den Medien identifiziert und belästigt zu werden.

»Aber mein Freund wird niemals alt werden. Er wird die Chance dazu nicht erhalten. Er war ein echter Freund — für mich und für alle in der Homosexuellenszene. Aber wir verdienen auch die Chance, alt zu werden. Junge schwarze Männer leben heute in Angst. Schwule Männer leben in Angst. Curtis machte einen Fehler. Er ging an einen Ort, wohin er nicht hätte gehen sollen, zusammen mit jemandem, den er besser gemieden hätte. Er hatte Vertrauen. Ich kann nur sagen, seid vorsichtig. Beurteilt eure Mitmenschen sorgfältig.«

Einer der Redner war Jeanetta Robinson, Gründerin und Direktorin der Jugend-Berufsentwicklungsinitiative. Sie war schon in den sechziger Jahren bei den Bürgerrechtsbewegungen mitmarschiert.

»Es ist hier jedermanns Pflicht, dafür zu sorgen, daß diese Tragödie auch etwas Gutes bewirkt. Und wir, die hier versammelten Menschen, müssen das selbst tun. Ja, wir danken Gott, daß wir einen wundervollen Polizeichef haben, aber unglücklicherweise erbte er einige Polizeibeamte, die zur Gewalt neigen. Wir werden fordern, daß unsensible, arrogante Polizeibeamte, seien sie Farbige oder Weiße, in Hinsicht auf kulturelle und sexuelle Unterschiede besser ausgebildet werden. Als ich als kleines Mädchen noch mit Martin Luther King marschierte, glaubte ich, daß in kurzer Zeit alles vorbei sein würde, aber jetzt weiß ich, daß es eine unendliche Geschichte ist. In Milwaukee bringen sich jeden Tag schwarze Jugendliche gegenseitig um. Die Menschen rufen die Polizei, aber niemand reagiert darauf. Es ist schwer, sich mit Schmerz und Kummer abzufinden. Wir müssen alle zusammenarbeiten — Schwarze und Weiße, Homosexuelle und Heterosexuelle —, um diese Tragödie durchzustehen. Aber wegen dieser Tragödie sind wir auch heute abend hier zusammengekommen. Wir wollen uns gegen-

seitig die Schuld zuschieben, aber wir können nicht als Schwarze gegen Weiße stehen oder als diese gegen jene. Wir müssen uns vereinen, und gemeinsam werden wir Gerechtigkeit fordern.«

Shirley Hughes sammelte ihre Kraft, um ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Sie betete um Heilung für die Gemeinschaft. »Ich flehe euch an, bitte, hegt keinen Haß in euren Herzen, betet nur und bittet Gott um Hilfe«, sagte Mrs. Hughes. »Tony liebte jeden, und jeder liebte Tony.«

Zwei Tage später ging sie am Arm von Reverend Jesse Jackson, der eigens aus Washington D. C. gekommen war, durch die Straßen, um die Bedrängten zu beruhigen und die zu Ruhigen zu bedrängen.

Jesse Jackson war Prediger und ein politisch aktiver Bürger, schon lange bevor er zwei vergebliche Anläufe unternahm, als Präsidentschaftskandidat für die Demokraten nominiert zu werden. Er kam, um in Milwaukee zu predigen, um die trauernden Familien zu trösten, für die Opfer zu beten, sich um Gerechtigkeit zu bemühen, gegen polizeiliche Verbohrtheit zu Felde zu ziehen und um Rassismus und Verbrechen zu verdammen. Sein siebenstündiger Aufenthalt kam einem Wirbelwind gleich.

»Zu vieles ist in diesem Gemeinwesen zerbrochen. Es gibt zerbrochene Herzen, zerbrochene Träume und zerbrochene Beziehungen. Überall herrscht großes Mißtrauen. Doch trotz allem müssen wir bereit sein, die Scherben aufzusammeln, uns einander zuzuwenden und aufeinander zu verlassen, um Gott für das zu danken, was übrig ist, damit unsere Kinder eines Tages nicht so verwundbar sind. Die Vorgänge hier sind wirklich von Rassismus überschattet. Und dies ist ebenso eine Chance wie auch eine Herausforderung, sich von Milwaukee aus an alle Amerikaner zu wenden, solange Amerika noch zuschaut.«

Jackson drängte auf eine gründliche Untersuchung der Polizeiaktionen und sagte, daß die Kluft zwischen der Polizei und den Bürgern überbrückt werden müsse. Er verwies auf die

eigentlichen Ursachen dafür, daß die Opfer so verwundbar waren — schlechte Ausbildung, Arbeitslosigkeit, Kriminalität, Drogen, Rassismus —, und stellte fest, daß diese Elemente in allen Städten existierten.

Jackson besuchte die Oxford-Apartments und betete auf dem grasbewachsenen Hang vor der berühmt-berüchtigten Kulisse, hinter der Dahmer gelebt hatte. Er traf Glenda Cleveland, die Frau, die bei der Polizei immer wieder dagegen protestiert hatte, daß man Dahmer am 27. Mai mit dem blutenden laotischen Jungen in sein Apartment zurückgehen ließ.

»Wir wollen nur den gleichen Schutz für alle unter denselben Gesetzen. Man darf nicht nach zweierlei Regeln spielen«, sagte Jackson.

Er marschierte zu einer Versammlung bei der St. Luke's Emmanuel Baptist Church, wo er auf die Kanzel stieg. »Predige, Jesse. Sag uns, was zu tun ist«, forderte ihn die Gemeinde auf.

Jackson nannte das Mißtrauensvotum der Polizeigewerkschaft gegen den Polizeichef Arreola eine »öffentliche Meuterei«. Jackson forderte die Menschen auf, den Polizeichef zu unterstützen, und sie skandierten laut die Parole: »Tritt nicht zurück.«

Während seines Aufenthaltes brachte er 5000 Dollar an Spenden zusammen, um einen Beitrag zu den Beerdigungskosten für die Familien der Opfer zu leisten.

In derselben Woche bezog auch die Handelskammer der lateinamerikanischen Volksgruppe Position zugunsten von Arreola.

»Der größte Teil der lateinamerikanischen Bevölkerungsgruppe steht hinter ihm. Wir glauben, er leistet unter den gegebenen Umständen ganz Unglaubliches«, sagte die Handelskammerpräsidentin Maria Monreal-Cameron.

Sie versprach auch, daß ihre Gruppe sich intensiv um bessere Beziehungen zur Polizei bemühen würde. »Wir werden zwar Vorurteile und Rassismus bei der Polizei niemals völlig beseitigen können«, sagte Mrs. Monreal-Cameron. »Es gibt keine

Möglichkeit, dies völlig auszumerzen. Aber wir werden die Polizei jedesmal an ihre Verpflichtungen erinnern, wo immer sich Rassismus zeigt.«

Abel R. Ortez, Geschäftsführer einer lateinamerikanischen Initiative mit der Bezeichnung Arbeitsstellen für den Fortschritt< sagte, der Vorsitzende der Polizeigewerkschaft sollte wegen seiner Kritik an Arreola zurücktreten. »Wir sind bestürzt über das Verhalten der Polizeigewerkschaft. Es dient nur dazu, eine schon unter diesem Trauma leidende Stadt weiter zu zerreißen«, sagte Ortez.

In einem Versuch, seine innerlich zerrissene Stadt wieder auszusöhnen, rief Bürgermeister Norquist am Sonntag, dem 11. August, zu einem Tag der Genesung für die ganze Stadt auf. »Es schmerzt euch bis in eure Seelen, daß diese Tragödie sich in eurer Stadt abgespielt hat. Euer ganzes Dasein schmerzt euch«, sagte Reverend LeHavre Bück. »Ihr möchtet weinen. Ihr möchtet brüllen. Ihr möchtet jemanden für diesen Schmerz anklagen. Die Stadt trägt Trauer. Jede Mutter und jeder Vater sagt: >Das hätte auch mein Kind sein können.<

Wir haben den Tod nicht gebraucht. Denn davon gab es hier schon genug.«

Hexenjagd auf Schwule

In der Schwulenszene herrschte Bestürzung. Einige von Jeffrey Dahmers Opfern waren schwul, und man trauerte um die Verstorbenen. Es herrschte auch Zorn darüber, daß so etwas passieren konnte. Und man war darüber entsetzt, daß den Homosexuellen auch noch irgendwie eine Mitschuld an dem gegeben wurde, was passiert war.

In einem am 26. Juli 1991 abgestempelten anonymen Brief, der an den Geschäftsführer des >Wisconsin Light<, einer Insider-Zeitung für Schwule und Lesben, gerichtet war, hieß es: >Es ist mir egal, ob Ihr Perversen an Aids oder Zerstückelung sterbt. Tut uns allen einen Gefallen und beeilt Euch, ok? Ich hoffe, Dahmer kommt durch einen Verfahrensfehler frei.< Die Blinkyuchte des Anrufbeantworters kündigte, ebenfalls am 26. Juli, die folgende Mitteilung für Dan Schramm, Präsident der Internationalen Nachrichtenagentur für Schwulen- und Lesben-Medien, an: »Hallo, hier spricht Jeffrey Dahmer. Ich hätte gern Ihren Kopf in meinem Kühlschrank. Rufen Sie mich an.«

Scott Gunkel, Präsident einer Initiative für Minderheitenrechte, des >Lambda Rights Network<, hörte am 30. Juli, einen Tag nachdem er eine Pressekonferenz gegen die Verfolgung der Homosexuellen veranstaltet hatte, ebenfalls eine unbekannte Stimme auf seinem Anrufbeantworter. »Ihr habt bekommen, was ihr verdient. Und davon kriegt ihr noch mehr. Und wenn du nicht den Mund hältst, bist du der nächste.«

Der M & M Club, eine Homosexuellenbar in der North Water Street, erhielt zwei Bombendrohungen, nachdem sich die Nachricht über die Serienmorde ausgebreitet hatte. Passanten vor dem Club 219 auf der Second Street wurden aus einem vorbeifahrenden Cabriolet mit Eiern beworfen.

Aus Autos, die an Schwulenklubs vorbeifuhren, wurden Hetz- und Spottparolen gerufen.

»Verdammte Tunten!«

»Scheiß-Perverse!«

Dies alles war Teil eines Bumerang-Effektes, der zumindest indirekt durch den Fall Dahmer hervorgerufen wurde. Dahmer hatte zwar seiner Familie, der Bewährungshelferin und einem Richter gestanden, daß er ein Homosexueller sei. Aber anderen hatte er erzählt, daß er Homosexuelle hasse und daß seine eigene sexuelle Neigung ihn quäle.

In seinen Geständnissen gegenüber der Polizei gab er an, seine Opfer aus der Homosexuellen-Parade und den Schwulenbars von Chicago und aus einschlägigen Clubs in Milwaukee angelockt zu haben. Häufig waren seine Opfer zugleich Sexpartner: Bei vier von ihnen fand der Sex nach ihrem Tod statt.

Nachdem ein Serienmörder also Jagd auf die Schwulen gemacht hatte, wurden diese jetzt zur Zielscheibe weiterer Haßgefühle.

»Wir wurden als die Schuldigen dieses Verbrechens betrachtet, obwohl wir in Wahrheit die Opfer waren«, sagte Scott Gunkel. »Er hat uns nachgestellt. Wir waren die Beute in seinem Jagdrevier.«

Gleichgeschlechtlich orientierte Männer und Frauen hatten große Anstrengungen in Richtung auf Freiheit und Gleichheit unternommen, indem sie sich organisierten und aus ihrem Schattendasein heraustraten. Aber auf die zunehmende Offenheit, die darin mündete, daß die Menschen wußten, wer homosexuell war und wo derjenige sich aufhielt, erfolgte sogleich eine Gegenreaktion von Gewalt gegen Schwule.

So hieß es 1967 in einem Report, den das amerikanische Justizministerium zum Thema >Verbrechen aus Haß< in Auftrag gegeben hatte: >Die häufigsten Opfer von Gewaltverbrechen aus Haß sind heute Farbige, lateinamerikanische Minderheiten, Südasiaten, Juden und Schwule. Die Homosexuellen sind wahrscheinlich die häufigsten Opfer. <

In vier dieser Gruppen suchte Dahmer seine Opfer.

Daß auf ihnen herumgehackt wird, gehört zum alltäglichen Leben Homosexueller. Gewalt gegen Schwule wurde 1984 in einer Erhebung durch die Nationale Sonderermittlungsgruppe

für Schwule und Lesben dokumentiert. Von 2000 befragten Personen sagten 19 Prozent, daß sie im Laufe ihres Lebens wegen ihrer sexuellen Neigungen zumindest einmal geschlagen, gestoßen, getreten oder verprügelt worden seien. 44 Prozent sagten, daß man ihnen körperliche Gewalt angedroht habe, und 94 Prozent gaben an, daß sie sich in der einen oder anderen Weise schon in der Situation eines Opfers befunden hätten.

Daher hatte einen reichen Vorrat unsichtbarer Opfer gefunden, Männer, die entweder nicht vermißt wurden, oder falls doch, so doch nicht die ungeteilte Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erhielten.

»Homosexuelle Männer sind zumeist leichter verwundbar«, sagte Tim Drake, Mitarbeiter des Projektes für den Schutz des Privatlebens und der Bürgerrechte im Rahmen der Nationalen Sonderermittlungsgruppe für Schwule und Lesben. »Wenn sie verschwinden, so ist die Wahrscheinlichkeit einer Vermißtanzeige nicht so groß. Wenn sie als vermißt gemeldet werden, so verfolgt die Polizei dies nicht mit derselben Intensität, als wenn jemand seine Tochter, den Ehemann oder die Ehefrau vermißt gemeldet hätte. Wir müssen uns unserer Risiken bewußter werden. Gerade homosexuelle Männer laufen größte Gefahr, ermordet zu werden«, sagte Kevin Berrill von der Nationalen Sonderermittlungsgruppe für Schwule und Lesben.

»Mörder laufen nicht herum und bringen planlos andere Menschen um. Bestimmte Gruppen dienen als Ziel — gewisse verabscheute und leicht zugängliche Gruppen. Wir dürfen die Tatsache nicht ignorieren, daß es rund um uns herum Menschen mit Mordgedanken gibt, die Schwule hassen und sie umbringen möchten. Diese Risiken zu ignorieren hieße, sich selbst zu gefährden.«

In Milwaukee machten die Homosexuellen der Polizei dieselben Vorwürfe wie die Farbigen, was die Vernachlässigung und Voreingenommenheit betraf: Die Polizei reagiere entweder zu langsam oder kümmere sich überhaupt nicht um sie.

»Eins ist völlig klar: Hätte es sich bei den Vermißten zum Beispiel um Töchter von weißen Angehörigen der Mittelklasse gehandelt, so hätte die Polizei eine gründliche, landesweite Suche durchgeführt, bis sie den Verantwortlichen gefunden

hätten«, sagte Dan Föns von *Queer Nation/Milwaukee* (nationaler Schwulenverein).

»Da es sich aber vielfach um farbige Männer handelte und von einigen auch bekannt war, daß sie schwul waren, wurde die Sache völlig ignoriert. Man hätte es viel eher stoppen müssen. Die Polizei zeigte sehr deutlich, wenn man ein Leben als Schwuler führt, dann verdient man alles, was einem vielleicht passiert. Solange die Polizei denkt, das ist nur eine Bande Schwuler, die sich gegenseitig weh tun, verdient es ihrer Ansicht nach keine Aufmerksamkeit.«

Der Fall Dahmer passierte unmittelbar, nachdem die Behörden den Begriff »Homosexueller Overkill« auf einen Mord mit Zerstückelung angewendet hatten. In dem damaligen Fall war Anklage gegen Joachim Dressler wegen Mordes an dem vierundzwanzigjährigen James Madden aus Whitefish -Bay im Bezirk Racine erhoben worden.

Der Gerichtsmediziner von Milwaukee, Jeffrey M. Jentzen, sagte, der Begriff beziehe sich darauf, daß wesentlich mehr Gewalt ausgeübt wurde, als zur Tötung einer Person erforderlich wäre.

Im Zeugenstand sagte er, ein »homosexueller Overkill« werde durch einen Mann mit tief im Inneren verborgenen und unterdrückten homosexuellen Gefühlen begangen oder von einem Homosexuellen, der im Blutausch seiner Aggression gegen einen schwulen Liebespartner freien Lauf ließe. Bei Befragung während der Pressekonferenz zum Fall Dahmer sagte er, dieser Begriff wäre in diesem Falle unzutreffend.

Schwulengruppen wehrten sich gegen den Ausdruck und sagten, er trage nicht zur Erklärung dieser Sexualverbrechen bei. Niemand würde jemals von einem »heterosexuellen Overkill« sprechen. »Der von den Behörden und durch die Medien verwendete Begriff hat die schlimmsten stereotypen Vorurteile über Schwule unterstrichen und bestätigt und hat unser Leben mit Mord und Gewalt gleichgesetzt«, sagte Kitty Barber, Präsidentin der Lesbischen Allianz von Milwaukee und Umgebung.

»Die Wahrheit ist, daß wir liebevolle, zärtliche und auf-

merksame Beziehungen zu unseren Partnern, unseren Familien, Freunden und Mitarbeitern pflegen. Wir wissen nicht, ob der Mörder schwul war oder nicht. Seine sexuelle Neigung tut hier nichts zur Sache. Sein Verhalten ist abweichend, ganz gleich, welchen Maßstab man anlegt. Und die Tatsache, daß einige seiner Opfer schwul waren, macht den Schrecken seiner Verbrechen weder größer noch kleiner, aber es macht deutlich, daß es Verbrechen aus Haß waren — Haß auf schwule Männer und besonders auf schwule Farbige. Man kann mit Farbigen, Asiaten, Schwulen und armen Familien nicht einfach tun, was man will. Wo wir leben, wen wir lieben und die Farbe unserer Haut macht uns nicht für diese Verbrechen gegen uns verantwortlich, und es macht unser Leben keineswegs weniger wertvoll.«

Scott Gunkel, Barkeeper im Club 219, hatte festgestellt, daß zu einer Zeit, als die Familien zunehmend Vermissenanzeigen bei der Polizei stellten, die Polizei mehr daran interessiert war, Razzien gegen Striptease-Vorstellungen in den Bars durchzuführen.

Dreizehn Vorladungen wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses wurden von dreißig Polizisten ausgesprochen, die am 28. März in seinem Club eine *Razzia* bei einem Strip-Wettbewerb (Motto: >Hot Buns< = Heiße Pos) durchführten.

Der Fall Dahmer war Thema aller Unterhaltungen im Club 219, im M & M Club, im Phoenix, C'est La Vie, the Wreck Room und sonstigen Schwulenbars. Dahmer war Gast in diesen Clubs, aber er integrierte sich nicht, wollte nicht dazugehören. Gewöhnlich saß er an der Bar, trank allein, sprach kaum mit jemandem. Er wirkte immer distanziert, ein Mann in der Randzone. Manchmal lungerte er nahe der Bushaltestelle vor dem Club 219 herum, wo die jungen Männer - manche kaum dem Knabenalter entwachsen - herumstanden, um die Aufmerksamkeit der in ihren Autos vorbeifahrenden Männer auf sich zu ziehen. Diese Außenseiter waren noch zu jung, um legal Alkohol trinken zu dürfen, oder sie konnten das Geld für ein Gedeck nicht aufbringen. Gunkel erinnerte sich, wie Dahmer da drau-

ßen am Straßenrand stand und sich mit den Jungen an der Bushaltestelle unterhielt. Erst später wurde ihm bewußt, daß Dahmer dort Menschen gejagt hatte.

Die Leute konnten kaum genug Neues über die Geschichten dieses Schwulenjägers hören. Das Interesse war so enorm, daß das vierzehntäglich erscheinende Schwulenmagazin erstmals in seinem vierjährigen Bestehen eine Sonderausgabe drucken mußte.

»Dieser Kerl stellte denjenigen in unserer Gemeinschaft nach, die am anfälligsten waren, am verwundbarsten, denen, die sich am wenigsten verteidigen konnten«, sagte Terry Boughner, Geschäftsführer des Wisconsin Light. »Wir scheinen die letzte Minderheit zu sein, von der manche glauben, daß die Verfolgung allgemein gutgeheißen wird. Für uns ist die Schwulenangst eine Realität des Lebens. Aber wer hätte sich auch nur in seinen wildesten Träumen vorstellen können, daß hier so etwas abläuft.«

Einer der Stammgäste in der Schwulenszene, der auch Kontakt zu Dahmer hatte, war John Paul Ranieri, Laienprediger der Episcopal-Kirche, ein selbsternannter Straßengeistlicher, der sich der Arbeit in der Schwulenszene widmet. Die Kirche unterstützt ihn nicht finanziell, aber einige Mitglieder geben ihm Spenden, so daß er Menschen in Not helfen kann, die auf der Straße sitzen. Diejenigen, die er dort sieht, können sich sonst nirgendwo mehr hinwenden.

Ranieri ist mit dem Leben auf der Straße vertraut. Als ehemaliger Drogenabhängiger arbeitete er jahrelang als Strichjunge in den Nebenstraßen und Gassen von New York City. Er war auch kein Fremder für Jeffrey Dahmer.

Aus zwei Gesprächen, die er mit Dahmer geführt hatte, erinnerte er sich an einige bemerkenswerte Dinge. Zunächst mal war Jeffrey Dahmer ein zorniger, haltloser Trinker. Und obwohl er durch die Schwulenkneipen zog, behauptete er, Schwule und Schwarze zu hassen. Dahmer glaubte, daß Gott Aids als Heimsuchung für den Lebensstil der Schwulen geschickt hätte. »Er haßte die Schwulenszene leidenschaftlich

und nannte die Homosexuellen nur > Scheiß hinten <. Ganz besonders haßte er schwule Schwarze«, sagte Ranieri.

Dahmer versuchte, auch ihn mitzunehmen, sagte Ranieri.

Aber er und andere mahnten jeden, von Dahmer wegzubleiben, weil er ein Säufer mit einem tiefsitzenden Schwulenhaß wäre.

Dies war ein Mann mit einer gequälten Psyche.

»Ich hatte das Gefühl, daß er emotional verwundet war. In den Kneipen wirkte er stets empört, als ob er eigentlich gar nicht da sein wollte, aber er war durch irgendwelche inneren Gefühle, die er zu unterdrücken versuchte, gezwungen, sich dort aufzuhalten. Weil er damit nicht fertig werden konnte, sah er zu, daß er sich rasch betrank«, sagte Ranieri. »In seinem Kopf legte er sich so zurecht, daß er die Schwulenkneipen als Basis für die Beseitigung von Schwulen benutzte«, sagte der bärtige Straßenprediger. »Das ist die absolute Steigerung der Schwulenverfolgung.«

Unter dem Eindruck der späteren Enthüllungen veröffentlichte die Nationale Sonderermittlungsgruppe für Schwule und Lesben am 29. Juli die folgende Erklärung:

»Die grausige Ermordung von wenigstens siebzehn Männern durch Jeffrey L. Dahmer ist ein weiteres Beispiel dafür, wie der Haß das Leben homosexueller und farbiger Menschen zerstört. Mit Bekanntwerden dieses Falles und seiner Zusammenhänge wurde deutlich, daß viele von Dahmers Opfern schwule Männer waren und daß die meisten von ihnen, wenn nicht sogar alle, Farbige waren. Es sieht außerdem so aus, daß die gegen Schwule gerichtete und rassistische Voreingenommenheit der Polizei von Milwaukee es ermöglichte, daß dieser Blutzoll noch anwachsen konnte.«

Obwohl zu Dahmers Opfern homosexuelle Männer gehörten, haben voreingenommene Erklärungen seitens der Polizei und einiger Medien diese mörderische Verhaltensweise mit allen schwulen und lesbischen Menschen in Verbindung gebracht. Der Begriff >homosexueller Overkill< wurde zum Beispiel wiederholt von der Polizei und der Presse in Verbindung mit diesem Fall verwendet, ohne jegliche weitere Definition

oder Erklärung. Solche vagen und gefährlichen Begriffe setzen zu Unrecht Mord und Homosexualität gleich. Dabei werden ähnliche Assoziationen jedoch niemals für >heterosexuelle Verbrechen herangezogen. Wann wurde beispielsweise jemals der Begriff heterosexueller Overkill< dazu verwendet, um Serienmorde an Frauen durch einen männlichen Täter zu charakterisieren? Indem die Opfer mit den Tätern verwechselt wurden, haben die Erklärungen der Medien und der Polizei unbewußt eine Atmosphäre der Intoleranz heraufbeschworen, die zu einer dramatischen Zunahme der Hetzjagd und Drohungen gegen Schwule in Milwaukee geführt hat, und vielleicht auch anderswo.

Die Medien haben es versäumt, klar und deutlich darauf hinzuweisen, daß Dahmer schwule Männer als Opfer auswählte; so ging eine wichtige Dimension der Zusammenhänge verloren, nämlich die Tatsache, daß diese Verbrechen durch Haß motiviert waren. Indem man sich auf Dahmers angebliche Homosexualität konzentrierte, verdrängte man die Tatsache, daß viele seiner Opfer Homosexuelle waren. Unabhängig von Dahmers tatsächlicher sexueller Orientierung ist es eindeutig, daß er die Homosexuellen genug haßt, um sie töten zu wollen. Es liegt auch auf der Hand, daß Dahmers Morde rassistisch begründet waren.

Schwulen- und Rassenhaß sind keine angeborenen Persönlichkeitsmerkmale.

Es sind erworbene Eigenschaften. Dahmers Verhalten ist das extremste Beispiel für diese Art von Haß. Die Identität der Opfer, die Motivation für die Morde und den sozialen Zusammenhang, in dem diese Morde stattgefunden haben, zu ignorieren — das bedeutet, die Mittäterschaft der Gesellschaft bei diesen Verbrechen zu leugnen.

Wir sind auch betroffen durch die Teilnahmslosigkeit, die die Polizeibehörde von Milwaukee in Zusammenhang mit diesem Fall an den Tag gelegt hat.

Nach Auskunft der Schwulen- und Lesben-Organisationen von Milwaukee hat es die örtliche Polizei vor Dahmers Fest-

nahme versäumt, das Verschwinden schwuler Männer, von denen einige zu seinen Opfern zählten, hinreichend zu untersuchen. Diese systematische Nachlässigkeit wurde noch durch die schockierende Enthüllung unterstrichen, daß gewisse Polizeibeamte von Milwaukee sich weigerten, im Falle eines jungen Mannes laotischer Herkunft einzugreifen, der von Dahmer sexuell belästigt und anschließend umgebracht worden war. Statt hier eine Untersuchung und Festnahme durchzuführen, haben die Beamten den Vorfall angeblich als Streit zwischen einem homosexuellen >Pärchen< abgetan. Diese zynische Reaktion charakterisiert in verhängnisvoller Weise, wie gering das System der Strafjustiz das Leben Schwuler, Farbiger und Bedürftiger einschätzt.

Das Politologische Institut der Nationalen Sonderermittlungsgruppe für Schwule und Lesben schließt sich der Gemeinschaft schwuler und lesbischer Homosexueller von Milwaukee in der Forderung an, daß

1. eine vollständige Untersuchung der Verantwortlichkeit der Polizei von Milwaukee an diesen Morden und der Besorgnisse von Homosexuellen und Minderheiten im allgemeinen durchzuführen ist,
2. eine offizielle Betreuungsstelle bei der Polizei von Milwaukee zur Zusammenarbeit mit Schwulen und Mitgliedern farbiger Bevölkerungsgruppen zu schaffen ist,
3. für alle Angehörigen und Bewerber der Polizei von Milwaukee eine Schulung zwecks erhöhter Aufmerksamkeit für die

Belange von Homosexuellen und Minderheiten einzurichten ist. Wir fordern die Polizei von Milwaukee und andere örtliche und staatliche Justizorgane auf, Anstrengungen dahingehend zu unternehmen, Verbrechen aus Haß zu dokumentieren und entsprechende Schritte dagegen zu unternehmen.«

Horrorgeschichten

Ein Gruselfilm unter dem Titel >Body Parts< (Körperteile) sollte am 2. August landesweit anlaufen. Die Paramount Pictures Corp, zog jedoch die Fernseh-Werbespots in Milwaukee zurück, da man hinsichtlich des Filmtitels die Parallelen zu den aktuellen lokalen Ereignissen nicht übersehen konnte. Zumindest eine Kinokette in Wisconsin beschloß, den Film nicht in ihren Kinos zu zeigen.

»Es geschah aus Sympathie. Wir wollten nichts tun, was den Angehörigen der Opfer Kummer bereiten konnte«, sagte der Paramount-Sprecher Harry Andersen.

Der Film >Body Parts< handelt nicht von Serienmördern, die ihre Opfer zerstückeln. Er beruht vielmehr auf der Novelle >Choice Cuts< (Ausgewählte Stücke), worin ein Kriminalpsychologe bei einem Unfall einen Arm verliert. Ein transplantierte Arm stellt sich als Körperteil eines verurteilten Mörders heraus, und dieses Gliedmaß hat immer noch böse Regungen.

Die Film-Werbeleute befürchteten jedoch, der Titel könnte zufällige Anklänge an den Dahmer-Fall heraufbeschwören, >wegen der Art dieser Tragödien

In einigen Zeitungen wurde jedoch eine andere Anzeige plazierte, die viel Unmut hervorrief. Sie lautete:

»Milwaukee ... Juli 1991... Sie waren betäubt und wurden quer durch den Raum geschleift... Ihre Beine und Füße waren zusammengebunden ... Vergeblich und ungehört kämpften und schrien sie... Dann wurden sie niedergemetzelt und ihre Köpfe abgesägt... Ihre Körperteile wurden zum späteren Verzehr eingefroren ... Es geht immer noch weiter. Wenn dies bei Ihnen Übelkeit hervorruft - dann werden Sie Vegetarier!«

Die Revolverblatt-Version des Falles von Milwaukee? Nein. Es war eine Anzeige, aufgegeben im >Des Meines Register< von einer Tierschutzgruppe mit der Bezeichnung Bürgerinitiative für den ethisch verantwortlichen Umgang mit Tieren<.

»Gewalt und Mißbrauch existieren unabhängig von der

betroffenen Spezies«, sagte Kathy Guillermo, Leiterin dieser Lebensführungskampagne der Tierschützergruppe PETA. »Wir hoffen, dadurch einige Leute zu der Erkenntnis zu bringen, daß das, was mit diesen Menschen passierte, nichts anderes ist, als was tagtäglich mit Tieren angestellt wird.«

Mrs. Guillermo sagte, die Anzeige wäre absichtlich so schockierend abgefaßt. »Die meisten Menschen haben keinerlei realistische Vorstellung über die Herkunft des Stücks Fleisch auf ihren Tischen.«

Dave Mehlauff, Sprecher des Bundesverbandes der Schweinefleischproduzenten, nannte diese Ansichten schlicht übelkeit-erregend: »Es ist nicht nur geschmacklos, es ist eine Obszönität. Aus dieser schockierenden Tragödie in Milwaukee Kapital schlagen zu wollen, halten wir für krank und abartig. Es ist nicht nur eine Beleidigung der Opfer und ihrer Familien, sondern auch für alle landwirtschaftlichen Fleischerzeuger.«

Der *Milwaukee Sentinel* weigerte sich, die Anzeige zu veröffentlichen. Also brachte die PETA das Inserat in Iowa unter, weil es dort zahlreiche Schlachthäuser gibt. Die Kosten betragen 11 200 Dollar.

Einige Leser riefen beim *Register* an, um sich über den Inhalt zu beschweren. »Bei uns gehen einige Anrufe von aufgeregten Leuten ein, aber die Mehrheit geht davon aus, daß wir zur Veröffentlichung verpflichtet sind«, sagte Nancy Jo Trafton-Dyer, Landes-Anzeigenleiterin der Zeitung. »Wir stellen ein Medium zur freien Meinungsäußerung zur Verfügung. Solange es nicht in betrügerischer, illegaler oder verleumderischer Weise mißbraucht wird, sind wir zur Annahme des Auftrages verpflichtet«, sagte sie.

Bürgermeister John Norquist aus Milwaukee nannte die Anzeige >ekelhaft<.

Paul Obis, Herausgeber der *Vegetariern Times*, äußerte sich ebenfalls kritisch. »Sie überschreitet die Grenzen des guten Geschmacks. Ich glaube nicht, daß man betonen muß, wie schrecklich das Schlachten ist, und hier braucht man sicherlich keine Parallelen zu ziehen.«

Lionel Dahmer wollte seiner leidenden Mutter ebenfalls etwas Privatsphäre sichern. Er heftete eine Notiz an die Tür ihres Hauses in West Allis, nachdem eine Flut von Anrufen bei ihr eingegangen war und Scharen von Reportern an die Tür geklopft hatten. Er beschwerte sich, daß einige Journalisten mit Videokameras Aufnahmen durch die Jalousien der Fenster machten. Ein Polizeiwagen stand eine Zeitlang draußen vor dem Haus, um die Horden zu vertreiben.

Seine Notiz vom 24. Juli lautete wie folgt: >Bitte klingeln Sie nicht an der Haustür und rufen Sie nicht an. (Ein Reporter aus Milwaukee) weckte uns morgens um 7.30 Uhr nach einem sehr harten Abend voller Streß und mieser Anrufe. Catherine Dahmer kann keine weiteren Belästigungen ertragen. Sie ist siebenundachtzig Jahre alt, erholt sich gerade von einer Lungenentzündung, und ihr Auto wurde kürzlich bei einem Unfall demoliert. Sie ist dem Streß durch die Journalisten wirklich nicht mehr gewachsen[^]

Reporter kamen aus Deutschland, Frankreich und England, um der Entdeckung nachzugehen, daß Jeffrey Dahmer siebzehn Menschen umgebracht und zerstückelt hatte und einige der Körperteile in seiner Wohnung aufbewahrte.

Einige Wochen später engagierte Lionel Dahmer einen Privatdetektiv zum Schutz seiner Mutter. Die Polizei berichtete, daß ein vorbeifahrender Autofahrer das Haus mit rohen Eiern bewarf.

Die Morde mit anschließender Verstümmelung gaben der Diskussion über die Todesstrafe in Wisconsin neue Nahrung. Der Staat hatte die Todesstrafe 1853 verboten. Es sollte keine Wiederholungen der karnevalsähnlichen Atmosphäre geben, die bei der letzten Exekution geherrscht hatte. Mehr als 1000 Menschen kamen, um dabeizusein, als John McCaffary 1851 gehängt werden sollte, weil er seine Frau ertränkt hatte.

Wisconsin ist einer der dreizehn amerikanischen Bundesstaaten, in denen es keine Todesstrafe mehr gibt. Seit 1937 unternahm man Versuche, diese wieder einzuführen, die Gesetzesvorlagen kamen jedoch nie weiter als bis zum Gesetzgebenden

Ausschuß.

Kürzlich durchgeführte Umfragen ergaben, daß 65 Prozent der Einwohner von Wisconsin für die Todesstrafe sind, und Gouverneur Tommy Thompson befürwortete öffentlich die Todesstrafe für bestimmte, besonders schreckliche Verbrechen. Die Staatssenatorin Joanne Huelsman unternahm 1990 eine Gesetzesinitiative zur Wiedereinführung der Todesstrafe.

»Wenn man wirklich davon überzeugt ist, daß das Leben wichtig ist, so muß es eine empfindliche Strafe für das Töten geben. Das ist der eigentliche Kern des ganzen Problems.«

Aber die Wiedereinführung der Todesstrafe war nicht die einzige rechtliche Konsequenz, die vorgeschlagen wurde. Gregory Huber, Mitglied des Repräsentantenhauses, plante die Einführung eines Gesetzes, durch welches die Verstümmelung, Entstellung oder Zerstückelung einer Leiche zu einem separaten Straftatbestand gemacht werden sollte. Das Verbrechen sollte mit mindestens zwanzig Jahren Gefängnis und einer Geldstrafe von 10 000 Dollar geahndet werden. Zusätzlich zehn Jahre Gefängnis und eine Geldstrafe von 10 000 Dollar sollten für das Verstecken einer Leiche verhängt werden.

Alles, was im Umkreis des Jeffrey-Dahmer-Falles geschah, erregte Aufmerksamkeit — auch die Frage, welche Kleidung der Serienmörder vor Gericht trug, als die Mordanklage gegen ihn erhoben wurde.

Bei seiner ersten Anhörung am 25. Juli trug Dahmer ein kurzärmeliges Button-Down-Hemd mit breiten, blauen Streifen auf weißem Grund. Sein unrasiertes Gesicht zeigte die Stoppeln von drei Tagen.

Einige Leute fragten sich, warum Dahmer nicht den traditionellen orangefarbenen Overall trug, den alle eines Verbrechens Angeschuldigten vor Gericht trugen. Auch waren weder seine Hände noch seine Füße gefesselt.

Queen Hyler von der Initiative >Stop The Violence< sagte, auch dieses wäre nur ein weiteres Beispiel für subtilen Rassismus. »Da gibt es jemanden, der siebzehn Morde begangen hat, und er stellt keine Bedrohung dar. Was muß man tun, um eine

Bedrohung darzustellen? Wäre dies ein Schwarzer gewesen, dann hätten sie seinen Kopf gefordert«, behauptete sie.

Immerhin erregte dieser Vorfall genug Aufmerksamkeit, um das Büro des Sheriffs von Milwaukee County zur Herausgabe einer Verlautbarung zu bewegen, in der es hieß, man sei nicht für Dahmers Kleidung zuständig, weil er sich nicht im Gewahrsam des Sheriffs befinde. »Es entspricht dem üblichen Vorgehen des Büros des Sheriffs von Milwaukee County, daß alle in unserem Gewahrsam befindlichen Personen in orangefarbenen Overalls und, falls erforderlich, gefesselt vor Gericht erscheinen«, hieß es in der Erklärung.

Bei den nächsten beiden Terminen trug Dahmer dann den orangefarbenen Overall der Inhaftierten.

Dahmers Kautions wurde zunächst auf eine Million Dollar in bar festgesetzt. Am 6. August wurde sie auf fünf Millionen Dollar erhöht, nachdem weitere acht Mordanklagen zu den bei der ersten Anhörung aufgeführten vier Anklagen hinzugekommen waren. Am 20. August nahm die Staatsanwaltschaft drei weitere Mordanklagen gegen Dahmer zu den Akten, was eine Gesamtzahl von fünfzehn ergab.

Jede Mordanklage geht vorschriftsmäßig mit einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe einher. Bei jeder Mordanschuldigung wurde Dahmer gleichzeitig als Wiederholungstäter angeklagt, weil er ein vorbestrafter Verbrecher war. Durch jede dieser weiteren Anklagen kamen zusätzlich zu der Strafe für Mord weitere 10 Jahre Gefängnis hinzu.

Der längste zusammenhängende Satz, den Dahmer im Laufe aller Vorverhandlungen äußerte, hieß: »Ich verstehe, Euer Ehren.« Der Richter hatte ihn gefragt, ob er sich über die Anklagen gegen ihn im klaren sei.

Dahmers Erscheinen füllte den Gerichtssaal jeden Tag bis auf den letzten Platz. Zusätzlich zu den Horden von Journalisten strömten auch die Bürger herein, die diesen Burschen einmal gesehen haben wollten. Auch die Familien der Opfer erschienen. Etwa sechzig Angehörige der Opfer saßen bei der Anhörung vom 6. August dicht gedrängt nebeneinander und hielten

sich an den Händen fest, als die einzelnen Anklagepunkte aufgeführt wurden.

»Ich bin hier, weil ich den Grund erfahren möchte«, sagte Shirley Hughes, deren taubstummer Sohn Tony umgebracht worden war. »Ich wollte den Mann sehen, der meinen Sohn umgebracht hat, um vielleicht verstehen zu können, warum es passiert ist.«

Lucy Robertson, Großmutter des dreiundzwanzigjährigen David Thomas, wollte ebenfalls einen Eindruck gewinnen. »Ich habe gesehen, daß er ein menschliches Wesen ist, genau wie du und ich. Gott hat ihn geschaffen. Genauso, wie Gott auch den Teufel geschaffen hat.«

Dahmer sitzt in einer 2,40 m x 3,60 m großen Einzelzelle. Während des Tages kann er einen Aufenthaltsraum benutzen, Musik hören oder fernsehen. Eine Wache ist extra dafür eingeteilt, ihn 24 Stunden am Tag zu beobachten. Und welchen Spitznamen haben ihm die Mitinsassen im Bezirksgefängnis von Milwaukee gegeben? Sie nennen ihn den >Chop-Chop-Man<.

Jeffrey Dahmer hat keine Arbeit, besitzt kein Auto und kein Geld. Aber er ist bereits zweimal auf drei Milliarden Dollar verklagt worden.

Rechtsanwalt Thomas M. Jacobson hat im Namen der Familien von Ernest Miller und Curtis Straughter zwei Klagen eingereicht. Mit den Klagen soll erreicht werden, daß Honorare, die möglicherweise Verleger oder Filmproduzenten an Dahmer für seine >Geschichte< zahlen, an die Familien der Opfer ausgezahlt werden. Die Gesetzgebung von Wisconsin sieht vor, daß alle aus einem Verbrechen resultierenden Profite auf ein Treuhänder-Konto gezahlt werden müssen; jedoch müssen die Familien rechtliche Schritte unternehmen, um ihren Anteil zu erhalten.

»Der Milliardenbetrag soll nur das Ausmaß des Schreckens und des Verlustes für die Familie meßbar machen«, sagte Jacobson. »Die Geldbeträge verdeutlichen den Menschen, wie schlimm der angerichtete Schaden ist.«

Gerald Boyle ist einer der bekanntesten Anwälte in Wiscon-

sin. Als Verteidiger von Jeffrey Dahmer ist er jetzt einer der bekanntesten im Lande.

Boyle, ältester Sohn einer irisch-katholischen Familie aus Chicagos vornehmem Westen, vertrat Dahmer 1988, als dieser wegen Notzucht mit einem dreizehnjährigen Jungen angeklagt war. Dahmers Gefängnisstrafe wurde ausgesetzt, und er verbüßte zehn Monate als Freigänger.

»Jeder Rechtsanwalt weiß, daß er einen Fall nicht einfach deswegen ablehnen kann, weil damit eine gewisse Rufschädigung oder Unbeliebtheit einhergehen könnte«, sagte Boyle. »Das Ausmaß eines Verbrechens macht dabei keinen Unterschied.« Als Kreis-Staatsanwalt zog Boyle 1967 erfolgreich einen der berühmtesten Mörder Milwaukees, Michael Lee Herrington, aus dem Verkehr. Er wurde dafür verurteilt, ein zehnjähriges Mädchen und eine achtzehnjährige junge Frau erstochen zu haben, sowie wegen des Mordversuchs an einer Frau, die seinem Angriff entkommen konnte.

Später vertrat Boyle den früheren Oberliga-Baseballspieler Reggie Jackson, nachdem ein Bürger in Milwaukee behauptet hatte, Jackson habe ihn in einer Bar angegriffen. Es kam niemals zu einer offiziellen Anklage gegen Jackson.

Im Fall Dahmer tritt Boyle gegen Bezirksstaatsanwalt E. Michael McCann an, einen früheren politischen Rivalen. Beide waren Staatsanwälte im Amtsgericht, als sie 1968 zurücktraten, um sich für das Amt des Bezirksstaatsanwalts zur Wahl zu stellen. McCann gewann die Wahl gegen Boyle in den Vorwahlen der Demokratischen Partei mit 4000 Stimmen Vorsprung und sicherte sich das Amt dann in der allgemeinen Wahl.

Boyle hat eingeräumt, daß sein Klient ein >sehr kranker junger Mann ist, der geistige und seelische Probleme verschiedenster Art hat<. Was die Vorbereitung einer Verteidigung auf der Grundlage verminderter Zurechnungsfähigkeit betrifft, sagte Boyle: »Wir untersuchen natürlich den mentalen Aspekt dieses Falles, um herauszufinden, welche Möglichkeiten zur Wahrung von Mr. Dahmers Rechten offenstehen.

Mein Ziel ist es, für Gerechtigkeit zu sorgen. Ich habe einen

Eid auf die Prinzipien der Justiz geschworen.«

Immer wenn es in Wisconsin um mehrfachen Mord geht, wird auch der Fall von Ed Gein zitiert, dessen dämonische Taten die Figur des Norman Bates in Robert Blochs >Psycho< (von Alfred Hitchcock verfilmt) und die Figur des Buffalo Bill in dem Kinofilm >Das Schweigen der Lämmer< inspirierten. Dahmers Nachbarin Yrana Thomas berief sich noch lange vor den schaurigen Entdeckungen auf den Fall Gein, als sie sich beim Hausverwalter über den durchdringenden Gestank im Oxford-Gebäude beschwerte. »Schon vor einem Jahr fragte ich den Manager: >Haben wir da unten einen weiteren Ed Gein?<« erzählte Mrs. Thomas.

Einige Parallelen zu diesem Fall gibt es durchaus.

Gein fristete sein Leben als Farmer auf einer 65-Hektar-Farm in der Nähe von Plainfield im mittleren Wisconsin, wo er gemeinsam mit seinem Bruder Henry lebte. Ihre leidende Mutter Augusta hatte ihnen von klein auf eingebleut, daß alle anderen Frauen böse wären, und sie überzeugte ihre Söhne davon, nicht zu heiraten und sich statt dessen um sie und ihre Farm zu kümmern.

Mrs. Gein starb 1945 nach ihrem zweiten Schlaganfall, und Bruder Henry verunglückte im folgenden Jahr tödlich bei der Bekämpfung eines Waldbrandes. Ed Gein stand allein.

Er verschloß das Schlafzimmer seiner Mutter und auch das Wohnzimmer und lebte in seinem eigenen kleinen Schlafzimmer und der Küche. Das spartanisch eingerichtete Haus verfügte weder über Strom noch sanitäre Anschlüsse. Als Einsiedler las Ed Gein Detektivmagazine und Anatomie-Lehrbücher, besonders die Abschnitte über Frauen. Aus entfernt liegenden Gräbern grub er weibliche Leichen aus, um sie zu zerschneiden und die Organe zu studieren. Schließlich wünschte Gein sich eine Operation zur Geschlechtsumwandlung.

Ein einfältiger Nachbar namens GUS, dem er erzählt hatte, er würde dem wissenschaftlichen Fortschritt dienen, half Gein beim Ausgraben der Leichen für Experimente. Aber GUS bekam nie mit, was passierte, nachdem die Leichen in einen Schuppen

nahe dem Farmhaus gekarrt worden waren: Gein zog den Toten die Haut ab und schlüpfte selbst hinein, wobei er die Häute manchmal stundenlang trug. Er seziierte die Leichen und behielt einige Teile als Trophäen - die Köpfe, Geschlechtsorgane, Herzen, Lebern und verschiedene Hautstreifen, die ihn faszinierten. Er begrub die Knochen und verbrannte die Teile, die er nicht mochte.

Nach einiger Zeit langweilte ihn die Grabräuberei, und er beschloß, sich nach frischen Körpern umzusehen. Später gab er zwei Morde zu, und beide Opfer ähnelten seiner toten Mutter. Er konnte sich nicht erinnern, ob er noch andere umgebracht oder nur ausgegraben hatte.

Das erste Opfer war Mary Hogan, 51, die in Pine Grove eine Gaststätte betrieb. An einem Winterabend 1954 ging Gein mit einer Pistole Kaliber .22 in die leere Bar und jagte ihr, ohne ein Wort zu sagen, eine Kugel in den Kopf. Er brachte ihre Leiche auf einem Schlitten zu seiner Farm.

Im November 1957 spürte er sein nächstes Opfer auf - Mrs. Bernice Worden, Inhaberin eines Haushaltwarengeschäftes für die 700 Einwohner von Plainfield. Mrs. Wordens Sohn Frank war Deputy-Sheriff des Ortes.

Eines Samstagmorgens, als Frank und die meisten Männer des Ortes Rehe jagten, betrat Gein den Laden und nahm ein Gewehr Kaliber .22 aus dem Waffenregal. Er brachte eine einzelne Patrone mit und erschloß damit Mrs. Worden. Die Leiche fuhr er in seinem Kleinlaster zur Farm.

Frank Worden entdeckte an dem Abend, daß der Laden verschlossen und seine Mutter verschwunden war. Der letzte Eintrag im Verkaufsbuch nannte eine halbe Gallone Frostschutzmittel, ein Artikel, von dem Gein am Vorabend erwähnt hatte, daß er ihn besorgen wollte. Der Sheriff begann sofort mit der Untersuchung.

Auf der 13 Kilometer entfernten Farm machten die Beamten einen schaurigen Fund: Aus menschlicher Haut hergestellte Armbänder, vier menschliche Nasen in einer Tasse auf dem Küchentisch, ein Paar menschlicher Lippen, die auf eine Schnur

gezogen und an die Fensterbank gehängt worden waren. Menschliche Haut spannte sich über eine zur Trommel umfunktionierte, leere Kaffeekanne; die Haut einer weiblichen Leiche war zu einer Weste umgearbeitet; die einer anderen zu einem Gürtel; ein Stuhl war mit Haut gepolstert; an der Wand hingen die gehäuteten Gesichter von neun Frauen; zehn Köpfe waren oberhalb der Augenbrauen abgesägt; ein Schädel diente als Suppenschüssel, und es gab eine aus menschlicher Haut gemachte Geldbörse mit Griffen.

Bernice Wordens Leiche fand man in der Sommerküche, an den Fersen aufgehängt, ausgeweidet und behandelt wie ein Rehkadaver. Ihr abgetrennter Kopf lag in einem Pappkarton, ihr Herz fand man in einem Plastikbeutel auf dem Herd.

Soweit man zunächst feststellen konnte, gab es dort fünfzehn Leichen.

Gein gestand, daß er ein Mörder, Kannibale und Leichenschänder sei. Aber er regte sich ungeheuer darüber auf, daß er auch eine Registrierkasse und 41 Dollar aus Mrs. Wordens Haushaltswarengeschäft gestohlen haben sollte. »Ich bin kein Dieb, ich habe das Geld und die Registrierkasse nur mitgenommen, weil ich einmal sehen wollte, wie die Maschine funktionierte.«

Als chronisch schizophran eingestuft, befand man Gein für geistig unzurechnungsfähig und nicht in der Lage, vor Gericht gestellt zu werden. Er wurde nie für irgendein Verbrechen verurteilt, verbrachte jedoch den Rest seines Lebens in diversen Anstalten für kriminelle Geistesranke. Er starb an einer Erkrankung der Atmungsorgane im Mendota Mental Health Institute am 26. Juli 1984 im Alter von 77 Jahren. Später wurde er neben seiner Mutter, seinem Bruder und seinem Vater beerdigt.

Noch jahrelang wurde das Farmgebäude mit Steinen und Schneebällen bombardiert. Es war ein Symbol des Bösen geworden, und eines Nachts wurde es angezündet und bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

In England gab es einen Serienmörder namens Dennis Nil-

sen, dessen Fall auch Parallelen zu dem Massaker von Milwaukee aufwies. Der unauffällige Brillenträger Nilsen lebte allein und besuchte regelmäßig Schwulenkneipen. Er gab zu, innerhalb von vier Jahren fünfzehn Männer erwürgt zu haben, von denen er keinen einzigen persönlichen kannte. Der Mörder wollte nicht, daß die Männer, die er mit in seine Wohnung genommen hatte, ihn wieder verließen. Er behielt die Leichen in seinen Schränken und unter den Dielen des Fußbodens, wo er sie wieder hervorholte und auf Stühlen plazierte, während er fernsah, manchmal dienten ihm die Leichen auch als Vorlage für seine traurigen Masturbationsexerzitionen. An sechs Toten verging er sich sexuell, und manchmal machte er Polaroidfotos von perversen sexuellen Handlungen. Als die Leichen in Verwesung übergingen, zerstückelte er sie, kochte die abgetrennten Köpfe auf seinem Herd und schnitt die Herzen und andere Organe heraus. Einige der Überreste spülte er durch die Toilette; man kam ihm erst auf die Spur, als ein Klempner bemerkte, daß die Abflußrohre mit menschlichem Fleisch verstopft waren.

Der Fall Nilsen, eines Beamten und früheren Polizisten in der britischen Hauptstadt London, wurde 1984 eingehend in Brian Masters' Buch >Killing for Company< geschildert.

Der damals siebenunddreißigjährige Nilsen wurde am 4. November 1983 des sechsfachen Mordes und zweier Mordversuche überführt. Er wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Als er im Februar 1983 verhaftet wurde, fand die Polizei die Teile von drei Leichen in einem Kleiderschrank, einer Teedose und einer Schublade im Badezimmer. Zur Überdeckung des Gestanks hatte er eine Klimaanlage installiert.

Er gab an, zwölf Morde an seinem früheren Wohnsitz begangen zu haben, wo er einige Überreste verbrannte und die Knochen im Hinterhof verscharrte. Gegenüber der Polizei gab er an, er habe versucht, sieben weitere Männer umzubringen, jedoch sei dabei entweder etwas schiefgegangen, oder die Männer hätten entkommen können.

Bezeichnend für die Detailbesessenheit der Medien war das Verhalten eines japanischen Journalistentteams: Es verschanzte sich in einem Haus nahe der Polizeistation, bewaffnete sich mit

hohempfindlichen Lauschgeräten und versuchte, die Enthüllungen abzuhören, die Nilsen gegenüber der Polizei kühl und gefaßt bekanntgab.

Nilsen, das zweite von drei Kindern eines zerstrittenen Elternhauses, hatte eine Vorliebe für Alkohol und arbeitete als Koch bei der britischen Armee. Über sein erstes Opfer 1979 sagte Nilsen gegenüber der Polizei, es wäre ein junger Ire gewesen, den er in einer Bar kennengelernt und den er mit in seine Wohnung genommen hätte.

Nilsen weiter: »Ich erinnere mich noch, wie ich dachte, jetzt ist es früher Morgen, er wird aufwachen und mich alleinlassen. Ich wurde ungeheuer erregt und konnte fühlen, wie mein Herz klopfte, und ich begann zu schwitzen.«

Er erdrosselte sein Opfer mit einer Krawatte, badete dann die Leiche, was bei seinen späteren Verbrechen zu einer Art Ritual wurde. Nilson wollte sich an der Leiche vergehen, konnte aber seine Erektion nicht aufrechterhalten. Er bewahrte die Leiche dann unter einigen Bodendielen sieben Monate lang auf, bis er sie verbrannte.

Nilsen erklärte, die Morde hätten ihm ein Machtgefühl verschafft, das seine Einsamkeit linderte. »Ich weiß noch, wie mich die Erregung darüber packte, daß ich diesen schönen Körper unter meiner alleinigen Kontrolle und in meinem Besitz hatte.«

Er sagte, jede Tat sei ein zwanghafter Akt. »Die einzige Rechtfertigung für meine Existenz in diesem Moment war es, diese Tat zu vollbringen.«

Weiter berichtete er den Beamten: »Ich wünschte mir eine warmherzige Beziehung und jemanden, mit dem ich reden konnte... Ich war der Verlorene, der stets nach einer Beziehung suchte, die immer außerhalb meiner Reichweite lag... Dem entsprach das alles beherrschende Bedürfnis, nicht allein zu sein. Es ging darum, jemanden zum Reden zu haben... Wahrscheinlich habe ich den Akt des Tötens auch genossen. Ich erlebte ihn sehr intensiv. Wie zum Teufel soll ich wissen, was mich dazu bewegte, jemanden umzubringen, gegen den ich eigentlich überhaupt nichts hatte! Ich mußte das damals einfach tun, was ich tat. Ich hatte keine Kontrolle darüber. Es war

wie ein Pulverfaß in Erwartung des Streichholzes. Ich war das Streichholz... Die wirkliche Antwort liegt vielleicht in dem Umstand, daß ich manchmal einfach ein widerlicher Bastard sein konnte.«

Der Scherbenhaufen

Augenfälligstes Symbol der Jeffrey-Dahmer-Katastrophe ist das kastenförmige Gebäude der Oxford-Apartments, wo Dahmer vierzehn Monate lang wohnte.

Ein nicht abreißender Strom von Gaffern und Schaulustigen strömt seit den schaurigen Entdeckungen vom 22. Juli an dem Gelände vorbei. Die Leute fotografieren oder stehen nur da und starren auf das Gebäude. Manche wagen sich in einen angrenzenden Gehweg und sammeln dort Erde und andere Dinge als Andenken.

Besichtigungsbusse, Hochzeitsgesellschaften und Limousinen mit verdunkelten Fenstern sind schon im Schrittempo an diesem Grundstück vorbeigefahren.

Es diente häufig als Hintergrund für eine Pressekonferenz mit Politikern, Kirchenvertretern und Bürgerrepräsentanten. Zahllose Fernsehreporter stellen sich hier für ihre aktuelle Berichterstattung auf. Mehrere Geistliche kamen hierher, um vor dem grasbewachsenen Hang zu beten und um den Bau zu segnen und so das Böse auszutreiben. Reverend Jesse Jackson war während seines Besuchs in Milwaukee hier. Es gab Protestmärsche, Mahnwachen und Demonstrationen rund um den Block.

»Es war eine lebende Hölle. Als wären wir Gegenstand einer Zoobesichtigungstour. Die Leute fahren hier Tag und Nacht vorbei«, sagte John Batchelor, einer der Bewohner. »Ich muß hier unbedingt raus. Wir alle müssen unbedingt weg von hier.« Der Wert dieses Gebäudes ist kürzlich auf 531 000 Dollar geschätzt worden. Stadtrat Paul Henningsen, zu dessen Bezirk auch Dahmers Wohngegend gehört, hat der Ratsversammlung vorgeschlagen, das Gebäude zu erwerben und dann abzureißen.

»Ich würde sagen, die Bürger sind sich dahingehend einig, daß es abgerissen werden sollte. Wir möchten die Oxford-Apartments nicht als eine Quelle von Schmerz und Kummer bewahren«, sagte Henningsen. »Meine Prognose ist, daß das Gebäude Anfang nächsten Jahres, wenn nicht schon früher,

nicht mehr steht.«

Er plant einen Vorstoß bei der Stadt zur Bewilligung von Finanzmitteln zum Ankauf des Gebäudes, zur Unterstützung der Mieter bei der Wohnungssuche und zum Abriß der Wohnungen.

Die Christian Civil Liberties Union (Christliche Union für Bürgerrechte) teilte mit, daß sie sich um Spenden zum Ankauf und Abriß des Gebäudes bemühen will. Reverend Thomas Ponchik verglich es mit dem McDonald's Restaurant in San Ysidro, Kalifornien. Das Restaurant wurde abgerissen und durch eine Gedenkstätte für die einundzwanzig Menschen ersetzt, die dort 1984 bei einer Schießerei getötet wurden.

»Dieses Gebäude ist eine Schande für Milwaukee«, sagte Robert Braun, Gründer der CCLU. »Es sollte ebenso ausgelöscht werden wie diese Nazi-Konzentrationslager und durch eine Gedenkstätte ersetzt werden. Es ist ein Symbol des Bösen. Ich nenne es das >Haus des Schreckens<. Reißt das Gebäude bis auf die Grundmauern ab. Es ist die Werkstatt des Teufels.«

Eine Bürgergruppe mit der Bezeichnung >Avenues West Association< hofft, daß anstelle der Oxford-Apartments eine Gedenkstätte mit einer Tafel errichtet wird, auf der die Namen der Opfer stehen. »Es wäre schön, wenn aus dem Haus dann ein Park oder ein kleiner Garten oder etwas Ähnliches würde«, meinte Minor Vandermade aus der Bürgergruppe.

Die Entwicklung war so schlimm, daß die Stadt den Bewohnern der Oxford-Apartments Unterstützung zukommen lassen mußte. Mit Hilfe eines anonymen Spenders und einer Indianer-Gesundheitseinrichtung, des >Indian Health Board<, konnte die Stadt die Bewohner zu einer Übernachtung im Hotel einladen, so daß sie dem unerwünschten Rampenlicht entgehen konnten.

»Einige Leute konnten den Rummel einfach nicht mehr ertragen. Die Menschen haben eine Nacht frei von jeglicher Nachstellung verdient«, sagte Bürgermeister John Norquist.

Der Bürgermeister beschwor die Medien, den Namen des

Hotels, wo die Bewohner übernachteten, nicht bekanntzugeben. »Der Reporter, der diese Story veröffentlicht, hat keine Seele mehr, denn diese Menschen brauchen ein wenig Privatsphäre.«

Nachdem die Polizei bei John Batchelor geklingelt hatte, blieb diesem kaum noch Zeit, über die Ereignisse in Apartment 213 nachzudenken. An diesem ersten Morgen wurde er praktisch aus seiner Wohnung verbannt und verbrachte die meiste Zeit auf dem Bürgersteig vor der Tür, wo er fast ununterbrochen vor einer Fernsehkamera oder Reportern stand, die ihre Notizbücher gezückt hatten. Batchelor erschien in den lokalen und nationalen Nachrichtensendungen und live in »Milwaukee's Talking«, deren Sendezeit vorverlegt wurde, damit direkt vom Gehweg vor Jeffrey Dahmers Wohnhaus aus berichtet werden konnte. Kurz vor Mittag gelang es Batchelor schließlich, in seine Wohnung zu kommen, und als die Polizei alles einschließlich der Teppiche und Gardinen der Eingangshalle zusammenräumte, blinkte sein Anrufbeantworter und signalisierte weitere Interviewwünsche aus aller Welt.

Schon bald sollte Batchelor die Lust daran verlieren, mit eifrigen Medienvertretern zu sprechen; er und andere Bewohner des Hauses mußten feststellen, daß sie zur Zielscheibe fehlgeleiteter Haßgefühle der Mitbürger wurden, die verzweifelt nach einem Sündenbock für die Dahmer-Tragödie suchten. In der folgenden Woche erläuterte Marlene Young, Vorsitzende der Nationalen Hilfsvereinigung für Verbrechensopfer, daß eine

Stadt, die mit so brutalen Morden konfrontiert wird, in einen Zustand schockierter Erstarrung verfällt. Oder, wie es der frühere Mitbewohner Randy Jones einen Monat später formulierte: »Mein Leben ist jetzt in Gefahr. Es laufen kranke Menschen draußen herum, und daran muß ich immer denken.«

Als Batchelor an diesem ersten Abend seine oben gelegene Wohnung verließ und an Dahmers verriegelter Tür vorbeikam, auf der ein rosafarbenes Schild mit der Aufschrift »Beweisstück« prangte, wurde ihm erstmals die Dimension der Verbrechen klar.

»Meine Nerven begannen erstmals zu flattern. In der Nacht konnte ich nicht schlafen, ich hatte auch keinen Hunger mehr. Ich zitterte die ganze Zeit. Von da an wurde mir jedesmal übel, wenn ich an dieser Tür vorbeigehen mußte, um meinen Müll herunterzubringen.«

Seine Nachbarin Pamela Bass erzählte den Reportern, daß der Gedanke an Jeffrey Dahmer ihr in dieser Nacht den Schlaf raubte. »Das ganze Haus war dunkel, und ich sah Dahmer an meinem Tisch sitzen«, sagte sie. »Ich wachte in Schweiß gebadet auf.«

Batchelors Hände zitterten bald so schlimm, daß er keine Tasse Kaffee mehr halten konnte. Randy Jones brach weinend zusammen, als er im Fernsehen die Nachrichten sah. Die Bewohner der Oxford-Apartments schliefen bald gemeinsam in der Vorhalle, weil sie sich fürchteten, alleine zu sein.

»Wir bekamen stoßweise haßerfüllte Briefe«, sagte der vierundzwanzigjährige Randy Jones, dessen Wohnung im ersten Stock zu einer Art Zufluchtsstätte der in Panik geratenen, am Ende ihrer Nerven angelangten Bewohner wurde. Einer dieser Briefe, so erzählte er, war in schwarzer und roter Schrift geschrieben, und dies wurde wie folgt erklärt: Schwarz stand für den Tod, Rot für das Blut. »Sie drückten alle dasselbe aus — wir hätten wissen müssen, was da vor sich ging. Alle gaben uns die Schuld. Es wurde geschossen, es gab Bombendrohungen, und wir erhielten anonyme Anrufe.«

Eine der Kugeln durchschlug, wie Batchelor feststellte, die Hintertür unmittelbar neben Dahmers Apartment. »Das Loch ist wahrscheinlich heute noch da.« Weitere Schüsse wurden auf die vom Boden bis zur Decke reichenden Glasfenster an den drei Seiten der Eingangshalle des Gebäudes abgegeben. Mord- und Bombendrohungen wurden nach Ansicht der Bewohner von den Polizeibeamten, die die Anrufe entgegennahmen, ignoriert.

»Ich bekam eine Menge Anrufe«, sagte Batchelor. »Ein Anrufer sagte, er wüßte, wer ich wäre und wo ich arbeitete, und man würde mich schon kriegen — ich sollte mich lieber öfter mal

umsehen.« Der Anruf war an demselben Abend gekommen, als auch zwei Bombendrohungen eingingen — und die Polizei riet Batchelor, das Haus nicht zu verlassen. »Ich mußte aber zum Laden gehen, um Zigaretten zu holen«, erklärte er. »Also sagte ich meinen Nachbarn Bescheid, und sie gingen alle mit mir zusammen zum Laden, nahmen mich in die Mitte, damit niemand auf mich schießen konnte. Mir war schlecht vor Angst. Ich war mit den Nerven echt am Ende.«

Das reichte aus, meinte er, um einen der Bewohner fast zum Wahnsinn zu treiben. Er begann, den Schaulustigen Obszönitäten zuzurufen, und einmal, so erzählte Batchelor, griff dieser Bewohner einen der Neugierigen an, der Dahmers Wohnungstür besichtigen wollte, schlug ihn zusammen und raubte ihn im Korridor aus. »Wir riefen die Polizei, und sie brachten diesen Nachbarn ins Krankenhaus«, sagte er. »Aber sie entließen ihn am nächsten Tag wieder. Jetzt sitzt er nur noch herum und schimpft laut und unflätig vor sich hin.«

Ein anderer Mitbewohner griff einen Mann an, der in das Gebäude gestürzt war und geschrien hatte: »Wieso konntet ihr Scheißer den Gestank nicht riechen? Wißt ihr dämlichen Arschlöcher denn nicht, wie ein toter Mann riecht?« Der Eindringling rannte weg, sobald Batchelor den empörten Hausbewohner von ihm weggezogen hatte.

Vielleicht haben die Besuche in Nummer 924 N 25. Straße eher aus Neugier als aus Böswilligkeit angefangen, aber auch in den harmloseren Erscheinungsformen waren diese Besuche für die Opfer, die Dahmer hier hinterlassen hatte, schwer zu ertragen. An dem ersten Abend mußte die Polizei die Straßen bis zum frühen Morgen absperren, weil so viele Tausende von Menschen einen Blick auf den Mordschauplatz werfen wollten, daß die Beamten selbst nicht mehr durch die Straßen kommen konnten. Als die Absperrungen entfernt wurden, kehrten die Gaffer zurück. »Eine Zeitlang glich jeder Tag einem Sonntag nachmittag auf dem Rummelplatz«, sagte Jones. Schon bald wurde er so etwas wie der Sprecher der Hausbewohner, der sich für Schutz und schließlich für neue Wohnungen für Dah-

mers ehemaligen Nachbarn einsetzte.

An diesem ersten Morgen keilten die geparkten und die fahrenden Autos, sowohl Polizei- als auch Privatfahrzeuge, das Gebäude so sehr ein, daß Jones sein Auto nicht aus der Parklücke herausfahren und sich auf den Weg zu seinem Arbeitsplatz machen konnte — er war Gehilfe des Aufsehers und Lauftrainer an einer Oberschule des Bezirks. »Aber als ich dann zur Arbeit kam, war es nur noch schlimmer — ewig diese bohrenden Fragen: >Hast du denn gar nichts gesehen? Wie war das mit dem Gestank?< Jedesmal wenn ich jetzt mit mehr als einer Person zusammen bin, fürchte ich schon, daß sie mich ins Kreuzverhör nehmen und mir die Mitschuld an dem Massaker geben.«

Während der ganzen nächsten Woche verwandelte sich die normalerweise ruhige und wenig befahrene Seitenstraße in eine Autobahn, sagte Batchelor. »Wir konnten nicht einmal mehr draußen sitzen«, sagte er. »Die Leute hielten an, sahen ein oder zwei Minuten zu uns herüber, dann traten sie das Gaspedal wieder durch und fuhren lachend weiter. Im Vorbeifahren schrien sie schon mal >Dahmer< aus dem Fenster, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Das kann einen verrückt machen. Man konnte nicht in der Wohnung bleiben, weil einem dort übel wurde, aber man konnte auch nicht nach draußen gehen. Also blieb uns allen nur noch der Korridor übrig.«

Aber die Tausende von Menschen vor dem Gebäude waren noch gar nichts im Vergleich zu den Hunderten, die Mut genug hatten, sich Eintritt zu verschaffen. »Ich bin ein Mensch, der wirklich seine Privatsphäre liebt«, sagte Jones. »Deshalb störten mich die durch das Haus laufenden Leute sehr, wie sie versuchten, irgend etwas Aufregendes zu sehen. Bis zum heutigen Tage laufen hier Leute durch und klopfen an die Türen.«

Ganz Milwaukee - und große Teile des Bundesstaates - sprachen über nichts anderes als die Dahmer-Geschichte, und Dahmers fürchterliche Berühmtheit entwickelte sich ihrerseits zu einem morbiden, unerklärlichen Auswuchs der menschlichen Natur; aus diesem Grund betrachten es viele Leute als

persönliches Verdienst, wenn sie damit renommieren konnten, daß sie tatsächlich seine versiegelte Wohnungstür gesehen hatten.

»Leute kamen aus der Stadt und baten uns, sie mal hereinzulassen, damit sie nur mal eben die Tür sehen könnten«, sagte Batchelor. »Ganze Familien strömten mit ihren kleinen Kindern herbei. Sie sagten: >Wir möchten die Tür mal anfassen und probieren, ob wir den Geruch riechen können.<«

Manchmal wurden auch ganze Busladungen von Leuten herangekarrt. Dann wiederum wachte Batchelor mitten in der Nacht auf, weil eine Gruppe von zehn oder zwölf Menschen im Flur herumstand, den Geruch schnüffelte oder die Tür zu Jeffrey Dahmers früherer Wohnung berührte. »Wir mußten sie hinauswerfen«, sagte er. »Wir mußten brüllen und schreien. Aber sie verstanden uns nicht. Sie wollten doch nur die Tür riechen.«

Gewöhnlich kommen die Besucher nur in das Gebäude, wenn die Sprechanlage betätigt wird; aber manchmal wurden die Schaulustigen wütend, weil niemand sie hereinließ, und sie rissen eine Hintertür aus den Angeln, so daß sie unbeschränkten Zutritt zum Gebäude hatten. »Ständig hingen irgendwo Fremde herum. Wir mußten sie anschreien: >He, macht bloß, daß ihr hier rauskommt<, aber sehr oft hörten sie nicht darauf, bis wir ausrasteten!« sagte Batchelor.

Noch schlimmer, zumindest was Batchelors Nerven anging, waren die Besuche einiger der Angehörigen der elf jungen Männer, deren hingeschlachtete Überreste aus Dahmers Apartment herausgetragen worden waren. »Ich saß gerade draußen, und sie kamen herauf und sagten >Mein Sohn wurde hier ermordet. Können Sie mir die Wohnung zeigen? < Also nahm ich die Leute mit hinein.«

Die Unterhaltung war schwierig, wenn die Familien zum Korridor gingen. »Ich hatte echt Angst, daß sie mir die Schuld geben würden, und das bekam meinen Nerven noch schlechter«, sagte Batchelor. »Aber zumeist standen sie nur da, sahen die Tür an, als ob sie glaubten, fühlen zu können, ob ihr Sohn

darin wäre. Manchmal starrten sie nur die Tür an, und manchmal legten sie auch ihre Hand darauf. Dann sahen sie mich an und fragten: >Sie haben nichts gehört?« Ich antwortete: >Nein.< Ich sagte ihnen: >Es tut mir wirklich leid, was Ihrer Familie zugestoßen ist, aber ich habe nichts gehört.« Dann ging es weiter: >Haben Sie nichts gesehen?« Und ich mußte sagen: >Nein, ich habe nichts gesehen.« Manchmal blickten sie mich dann an, als ob sie wirklich wütend wären. Ich habe einige von ihnen so mit nach oben genommen. Ich habe keine Ahnung, um wen es sich dabei jeweils handelte.«

Auch Leute aus der Homosexuellenszene zogen an Dahmers Tür vorbei, erzählte Batchelor. »Manchmal pöbelten sie die im Haus lebenden Frauen an und nannten sie Miststücke oder Hexe. Aber schließlich waren einige der Menschen, die dort umgebracht wurden, ihre Freunde. Einige weinten, andere waren wütend.«

Als John Batchelor an dem bewußten Abend sah, wie das 230-Liter-Faß aus dem Haus getragen wurde, erinnerte er sich daran, wie ihm der Hausverwalter davon erzählt hatte, daß er Dahmer einmal angewiesen habe, dieses verdammte Faß aus seiner Wohnung zu bringen. Der Hausverwalter hatte sich über das blaue Faß gebeugt, um hineinzusehen, und gesagt, der Gestank habe ihn fast umgehauen.

Als die Geschichte der mißglückten Flucht von Konerak Sinthasomphone durch die Presse ging, erinnerte sich Randy Jones an einen Morgen gegen Ende Mai, als sie nach dem Aufstehen sahen, daß die Außentür des Hauses zum Teil mit Blut verschmiert war. Sie hatten angenommen, daß sich jemand an einer Scherbe geschnitten hatte.

Als die Polizei dann die Namen der siebzehn Opfer, einen nach dem anderen, bekanntgab, versuchten die Einwohner von 924 N 25. Straße, sich an jeden zu erinnern, mit dem Dahmer jemals das Haus betreten hatte — und ob sie jemals gesehen hätten, daß diese Personen das Haus wieder verlassen hätten. »Es gab da einen Burschen, mit dem ich Dahmer die ganze Zeit über gesehen habe«, erinnerte sich Batchelor. »Sie kamen

immer zusammen die Hintertreppe herauf. Dann sah ich ihn plötzlich nicht mehr hier herumlaufen. Zu der Zeit wunderte ich mich nur ein wenig darüber. Jetzt glaube ich, er muß ihn umgebracht haben.«

Es gab am 22. Juli neununddreißig Mieter in den Oxford-Apartments. Einen Monat später gab es noch drei. »Wir sind diejenigen Opfer, über die die Menschen nie etwas erfahren werden«, sagte Jones. »Unser Leben wird nie mehr so sein wie zuvor.«

In der von ihm übernommenen Rolle als Interessenvertreter der Hausbewohner bemühte sich Jones zunächst darum, jemanden zu finden, der ihnen zuhörte. Dann kümmerte er sich um Rechtsberatung und schließlich half er seinen Mitbewohnern dabei, aus den Oxford-Apartments auszuziehen. Am 1. August waren Anwälte der nationalen Hilfsorganisation für Verbrechenopfer in der Stadt, um dort in der Gegend Beratungen durchzuführen. »Sie sagten uns, wir würden diese Sache für den Rest unseres Lebens nicht mehr loswerden«, erinnert sich Jones. »Zunächst hielt ich das für eine Übertreibung. Jetzt weiß ich, daß sie recht gehabt haben.«

Als die Bombendrohungen, die Schüsse und die Pöbeleien weitergingen, mußte Jones von der Polizei die Ablehnung seiner Bitte nach Sonderbewachung für das Gebäude hören; sie wollten auch die Straßen nicht absperren, wie es zuvor getan wurde, als die Polizei selbst Zutritt haben mußte. Und er hörte, wie die Hausverwaltung sagte, sie könnten nichts tun, um den Menschen beim Umzug zu helfen oder um die Wohnbedingungen zu verbessern.

»Niemand interessierte sich dafür, was mit uns da drinnen geschah«, sagte Jones.

Zumindest nicht in der Weise, wie Jones es gehofft hätte.

Fernsehteam sendeten von den Oxford-Apartments aus über eine Woche lang ständig direkt übertragene Beiträge für ihre Nachrichten-Shows. Die Fernsehreporter interviewten sogar die Mitarbeiter der Müllabfuhr, zu deren Tour Dahmers Wohnung gehörte.

»Immer wenn man sich umdrehte, hatte man einen Fernsehreporter vor sich«, sagte Batchelor. »Das ging so weit, daß ich nicht einmal mehr unbehelligt den Abfall rausbringen konnte. Ich versuchte es, und ehe ich mich versah, hatten mich die Fernsehkameras aufs Korn genommen. Einmal hatte ich nicht einmal ein Hemd an — ich wollte nur den Müll herunterbringen. Aber sie wollten ihr Interview haben, und also sagte ich: >In Ordnung, aber laßt mich nur eben meine Sachen holen.< Aber sie filmten sogar das - wie ich halbnackt den Flur herunterging, um mir ein Hemd zu holen.«

Am 3. August gab die Stadtverwaltung bekannt, daß staatliche Hilfsmittel für die umzugswilligen Hausbewohner zur Verfügung stünden.

Endlich unternahm die Stadt Schritte, den Bewohnern beim Umzug zu helfen. »Sie wollten auf der Stelle ausziehen«, erzählte John Bolden, der Leiter des städtischen Hochbauamtes. Das Rote Kreuz erhielt die Erlaubnis, Umsiedlungskosten bereitzustellen.

»(Die Einwohner) stehen ganz offensichtlich unter erheblichem Streß, mit dem sie physisch und psychisch fertig zu werden versuchen«, erklärte Jay Wallace, Direktor des Katastrophenhilfsdienstes des Roten Kreuzes gegenüber Reportern. »Dies ist nichts, was man innerhalb der nächsten zehn oder elf Tage lösen kann, auch nicht durch einen Umzug.«

Von den drei zurückgebliebenen Mietern konnten sich zwei den Auszug nicht einmal mit staatlicher Beihilfe leisten, der dritte sagte, er ließe sich nicht von da vertreiben, wo er schon seit fünf Jahren wohnte. »Er will nicht zulassen, daß ihn irgend jemand herausdrängt«, erläuterte Jones. »Aber draußen laufen Psychopathen herum, und irgend etwas wird noch mit dem Gebäude passieren. Ich wäre diesen Monat auch seit fünf Jahren dort gewesen, und ich wollte eigentlich auch nicht ausziehen. Schließlich war dies mein Heim. Aber ich hatte keine Wahl.«

Batchelor ist für die Chance, aus Apartment 212 auszuziehen, dankbar. »Wäre ich dort geblieben, dann wäre es mir so

ergangen wie dem Burschen, der die Sonne anschrie«, erzählte er. Aber seiner Ansicht nach haben sich die früheren Hausbewohner noch lange nicht wieder erholt. Er selbst habe beispielsweise eine ganze Woche benötigt, bis sich sein Appetit wieder normalisierte. »In unserer Vorstellung riechen wir es immer noch. Fleisch kann ich überhaupt noch nicht wieder kochen«, sagte er.

Noch einen Monat später, so erzählt Batchelor, wurde ihm auf der Arbeit gesagt, daß >er blaß würde<. Er brauchte mehr als eine Woche, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, und bei seiner Rückkehr erschien es ihm, als würden ihm ständig Jeffrey-Dahmer-Witze erzählt.

»Ich war immer ein heiterer, glücklicher Mensch, der gern eine Menge Spaß hatte«, sagte er. »Jetzt rede ich nicht mehr gern. Schätze, ich bin jetzt ruhiger und ernster. Diese ganzen Dahmer-Witze höre ich überhaupt nicht gern. Wenn Leute etwas von mir wollen, dann ist mir immer so zumute wie >Haut mir bloß ab<.«

Einer der drei Unbeirrbaren, die immer noch in den Oxford-Apartments wohnen, ist James Hodge, 45, der sich nur an zwei Begegnungen mit Dahmer im Laufe seiner vierzehn Monate als Mieter erinnert.

»Er kam mir nicht wie einer vor, der solcher Verbrechen fähig wäre«, sagte Hodge. Er geht durch die verlassenem Flure der 49 Wohnungen umfassenden Blocks und denkt an die Alpträume, die Schrecken, die nervtötenden Reporter und Gaffer, die seine Nachbarn vertrieben haben. Als Gefangener seiner eigenen Konsequenz ist er jetzt nicht mehr so beharrlich.

»Ich bin arm. Einen Umzug kann ich mir nicht leisten«, erklärte Hodge. Er wurde gefragt, ob er Angst habe oder Alpträume, wie die anderen, als die Wahrheit über den Horror in Apartment 213 bekannt wurde. Hodge antwortete ohne zu zögern mit einem Zitat aus dem 23. Psalm des Buches David: »Ja - und ob ich auch wandelte im finster'n Tal, furcht' ich kein Unglück...«

Chronologie

21. Mai 1960

Jeffrey Lionel Dahmer kommt in Milwaukee als Sohn von Lionel Dahmer und dessen Frau Joyce Annette, geborene Flint, zur Welt.

4. Juli 1978

Dahmer schließt die Revere High School in Bath, Ohio, ab.

18. Juni 1978

Stephen Mark Hicks aus Coventry, Ohio, wird zum letzten Mal als Anhalter auf dem Weg zu einem Rock-Konzert gesehen. Dahmer erzählte der Polizei, er habe ihn mit nach Hause genommen, niedergeschlagen und mit einer Hantel erwürgt, als Hicks weggehen wollte. Dahmer sagte, er habe die Leiche beseitigt, indem er die Knochen mit einem Vorschlaghammer zerschmettert habe.

24. Juli 1978

Die Scheidung von Joyce und Lionel Dahmer wird rechtskräftig.

September 1978

Dahmer schreibt sich an der Ohio State University ein, wird jedoch bereits nach einem Semester verwiesen.

29. Dezember 1978

Dahmer verpflichtet sich für drei Jahre zur US-Armee und wird später in Baumholder, Bundesrepublik Deutschland, stationiert.

26. März 1981

Dahmer wird wegen ständiger Trunkenheit vorzeitig entlassen. Er lebt sechs Monate lang in Miami, Florida.

7. Oktober 1981

Die Polizei des Ortes Bath zeigt Dahmer wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses und Widerstandes gegen die Staatsanwaltschaft an, weil er ein geöffnetes Gefäß mit Alkohol bei sich hat.

Januar 1982

Dahmer zieht nach West Allis, Wisconsin, um, wo er bei seiner Großmutter wohnt.

8. August 1982

Dahmer wird von der Polizei im Wisconsin State Fair Park wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses angezeigt, weil er seine Hose in einer Menschenmenge heruntergelassen hat.

14. Januar 1985

Dahmer wird als Arbeiter bei der Ambrosia Chocolate Co. eingestellt.

8. September 1986

Die Polizei von Milwaukee klagt Dahmer wegen unzüchtigen und sexuell anstößigen Verhaltens an, nachdem zwei zwölfjährige Jungen angegeben hatten, daß sie sahen, wie er masturbierte. Die Anklage wurde später auf Erregung öffentlichen Ärgernisses reduziert, und Dahmer behauptet, er habe nur im Wald Wasser gelassen.

15. September 1987

Steven Tuomi wird von seinen Eltern als vermißt gemeldet. Dahmer gab an, im Herbst des betreffenden Jahres Tuomi in einer Schwulenkneipe getroffen zu haben, von wo aus er mit ihm in ein Hotel gegangen sei. Er sagte, als er aufwachte, war der Mann tot, und er brachte die Leiche zum Haus seiner Großmutter, um sie dort zu beseitigen. Es wurden niemals Überreste gefunden. Nach Dahmers Angaben war Tuomi sein erstes Mordopfer in Wisconsin.

16. Januar 1988

James Doxtator wurde von seinen Angehörigen zum letzten Mal gesehen. Dahmer erzählte der Polizei, er habe Doxtator draußen vor einer Schwulenkneipe aufgelesen und ihn im Haus seiner Großmutter umgebracht. Er habe die Leiche beseitigt, indem er sie mit einem Vorschlaghammer in Stücke schlug.

24. März 1988

Richard Guerrero wird von seiner Familie als vermißt gemeldet. Dahmer zufolge traf er Guerrero in einem Homosexuellenlokal, brachte ihn im Hause seiner Großmutter um und ließ die Leiche spurlos verschwinden.

April 1988

Ronald. D. Flowers aus Zion, Illinois, erstattet bei der Polizei

von West Allis Anzeige gegen Dahmer, weil dieser ihn mit Drogen betäubt und ihm sein Portemonnaie und sein Goldarmband gestohlen habe. Die Polizei untersucht den Fall, hat jedoch keine für eine Anklage stichhaltigen Beweise.

25. September 1988

Dahmer wird wegen sexueller Nötigung zweiten Grades und Verführung eines Minderjährigen zu unsittlichen Handlungen angeklagt, nachdem er einen dreizehnjährigen Jungen in seine Wohnung in 808 N 24. Straße gelockt hat. Er hatte dem Jungen 50 Dollar für das Posieren für Fotos versprochen. Im Bericht heißt es, Dahmer gab eine Schlaftablette in den Kaffee des Jungen, bevor er an diesem sexuelle Handlungen vornahm.

30. Januar 1989

Dahmer wird für sexuelle Nötigung und Verführung Minderjähriger zu sexuellen Handlungen verurteilt.

25. März 1989

Dahmer gibt an, Anthony Sears in einer Schwulenkneipe getroffen zu haben, von wo er ihn ins Haus seiner Großmutter mitnahm und umbrachte. Dahmer präparierte den Schädel und behielt ihn. Er wurde später in seiner Wohnung in Milwaukee sichergestellt. Zu dem Zeitpunkt, als er Sears umbrachte, erwartete er gerade das Urteil in seiner anderen Strafsache.

23. Mai 1989

Dahmer wird zu zwei gleichzeitig abzuleistenden Gefängnisstrafen von fünf beziehungsweise drei Jahren verurteilt, Richter William Gardner setzt die Gefängnisstrafe jedoch aus. Statt dessen wird Dahmer als Freigänger mit Arbeitsmöglichkeit inhaftiert, und ihm wird eine fünfjährige Bewährungsfrist auferlegt.

2. März 1990

Nach zehnmonatiger Haft als Freigänger wird Dahmer entlassen.

13. Mai 1990

Dahmer unterschreibt seinen Mietvertrag für die Wohnung Nummer 213 in den Oxford-Apartments.

29. Mai 1990

Raymond Lamont Smith wird zum letzten Mal von seinen Angehörigen gesehen. Dahmer gibt zu, Smith in einer Schwulenkneipe getroffen und dann in seiner Wohnung umgebracht zu haben. Dort fand man auch Smiths' Schädel.

14. Juni 1990

Edward Smith sieht seine Familie zum letzten Mal. Dahmer gibt an, Smith in einer Schwulenkneipe getroffen und dann in seiner Wohnung umgebracht zu haben. Er beseitigte alle Überreste, indem er sie in Beuteln zusammen mit dem Müll herausbrachte.

2. September 1990

Letzter Kontakt von Ernest Miller zu seinen Angehörigen. Dahmer gesteht, Miller vor einem Buchladen angesprochen zu haben, woraufhin er ihm in seiner Wohnung die Kehle durchschnitt. Dann habe Dahmer den Schädel des Mannes aufbewahrt, seinen Bizeps in den Gefrierschrank gelegt und das Skelett konserviert.

24. September 1990

David Thomas wird von seinen Freunden als vermißt gemeldet. Laut Dahmer habe er diesen Mann in seine Wohnung eingeladen und dort umgebracht. Er beseitigte den gesamten Leichnam, weil Thomas >nicht sein Typ war<.

7. März 1991

Curtis Straughter wird zum letzten Mal von Freunden gesehen. Nach Dahmers Angaben habe er den Mann an einer Bushaltestelle nahe der Marquette Universität getroffen, mit in seine Wohnung genommen und umgebracht. Dort fand man später Straughters Schädel.

25. März 1991

Dahmer sagt seiner Bewährungshelferin, er habe einen Anruf von seiner Mutter erhalten, das sei das erste Mal seit fünf Jahren gewesen, daß er etwas von ihr gehört habe.

7. April 1991

Errol Lindsey verließ seine Wohnung, um einen Schlüssel anfertigen zu lassen. Dahmer habe ihn auf der Straße getroffen, in seine Wohnung gelockt und umgebracht. Lindseys Schädel

fand man in der Wohnung.

24. Mai 1991

Der taubstumme Anthony Hughes verschwindet spurlos. Dahmer gibt an, er habe Hughes in einer Schwulenkneipe getroffen, mit in die Wohnung genommen und dort umgebracht. Später fand man Hughes Schädel.

26. Mai 1991

Konerak Sinthasomphone, der zum letzten Mal gesehen wurde, als er zum Fußballspielen gehen wollte, wird in Dahmers Wohnung gelockt. Leute aus der Nachbarschaft geben an, daß sie gesehen haben, wie der vierzehnjährige Junge nackt und blutend durch die Straße irrte, also riefen sie die Polizei. Dahmer überzeugte die Polizisten, daß es sich um einen Streit zwischen einem homosexuellen Pärchen handelte und daß der Junge bereits erwachsen sei. Man überließ den Jungen in seinem Gewahrsam. Später gab Dahmer an, der Junge mußte entkommen sein, während Dahmer Bier kaufen ging. Er habe ihn noch in derselben Nacht umgebracht und seinen Schädel aufbewahrt.

30. Juni 1991

Dahmer gibt an, Matt Turner im Anschluß an die Homosexuellenparade von Chicago kennengelernt zu haben. Sie fuhr im Bus nach Milwaukee, wo Dahmer ihn in seiner Wohnung umbrachte. Turners Kopf stellte man in Dahmers Gefrierschrank sicher.

6. Juli 1991

Jeremiah Weinberger wird beobachtet, wie er eine Schwulenbar in Chicago mit einem rothaarigen Weißen verläßt. Laut Dahmer haben er und Weinberger einen Bus nach Milwaukee genommen, wo er den Mann umgebracht habe, als dieser gehen wollte. Weinbergers Kopf fand man im Gefrierschrank.

15. Juli 1991

Dahmer wird von der Ambrosia Chocolate Co. wegen ständiger Abwesenheit entlassen.

15. Juli 1991

Oliver Lacy wird zum letzten Mal von seiner Familie gese-

hen. Dahmer gibt zu Protokoll, daß er ihn auf der Straße getroffen und dann in seiner Wohnung umgebracht habe. Lacys Kopf wurde in den Kühlschrank gelegt. Sein Herz und andere Organe liegen im Gefrierfach des Kühlschranks.

19. Juli 1991

Joseph Bradehoft verschwindet. Dahmer hat den Mann an einer Bushaltestelle gesehen und ihn in seine Wohnung gelockt. Bradehofts Kopf fand man im Gefrierschrank.

22. Juli 1991

Tracy Edwards, mit Handschellen am linken Handgelenk, winkt einen Streifenwagen heran. Er erzählt der Polizei, daß er aus Dahmers Wohnung entkommen sei, nachdem der Mann
212

ihn mit einem Messer bedroht habe. Die Polizei entdeckt Leichenteile, als sie die Angaben überprüft.

25. Juli 1991

Dahmer wird des vorsätzlichen Mordes ersten Grades in vier Fällen angeklagt. Er wird inhaftiert und die Kautionsumme auf eine Million Dollar festgesetzt.

26. Juli 1991

Drei Polizeibeamte aus Milwaukee werden unter Weiterzahlung ihrer Bezüge vom Dienst suspendiert, nachdem sich herausstellt, daß sie am 27. Mai in Dahmers Wohnung waren und zuließen, daß ein vierzehnjähriger laotischer Junge in Dahmers Gewahrsam blieb.

6. August 1991

Die Staatsanwaltschaft erhebt Mordanklage in acht weiteren Punkten. Die Kautionsumme wird auf fünf Millionen Dollar erhöht.

22. August 1991

Die Staatsanwaltschaft erhebt Mordanklage in drei weiteren Fällen, so daß Dahmer in Wisconsin insgesamt fünfzehn Morde zur Last gelegt werden.

Anhang: Die Anklageschrift

Nachfolgend wird der Text der Anklageschrift des Staates Wisconsin gegen Dahmer vom 21. August 1991 wiedergegeben.

BEZIRKSGERICHT

DES STAATES WISCONSIN - STRAFKAMMER - KREIS
MILWAUKEE

DER STAAT WISCONSIN, Kläger ERWEITERTE
ANKLAGESCHRIFT

gegen

Jeffrey L. Dahmer 21/05/60

924 N 25. Straße

Milwaukee, WI

Beschuldigter

STRAFTAT(EN):

siehe nachfolgenden Anklage-
abschnitt

GEBROCHENE(S)

GESETZ(E)

siehe nachstehenden Anklage-
abschnitt

ZEUGE DER ANKLAGE:

Donald Domagalski

AKTENZEICHEN: F-912542

DER VORSTEHEND AUFGEFÜHRTE ZEUGE DER ANKLA-
GE GIBT NACH ORDNUNGSGEMÄSSER VERTEIDIGUNG
AN, DASS DER VORSTEHEND GENANNT BEKLAGTE
SICH IM KREIS MILWAUKEE, STAAT WISCONSIN, FOL-
GENDER VERBRECHEN SCHULDIG GEMACHT HAT:

**ANKLAGEPUNKT 01:
MORD ERSTEN GRADES**

Im Januar 1988 hat der Beschuldigte in 2357 South 57. Straße, in der Stadt West Allis, Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, James E. Doxtator, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01, gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 02:
MORD ERSTEN GRADES**

Im März 1988 hat der Beschuldigte in 2357 South 57. Straße, in der Stadt West Allis, Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Richard Guerrero, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01, gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 03:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 26. März 1989 hat der Beschuldigte in 2357 South 57. Straße, in der Stadt West Allis, Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Anthony Sears, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 04:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Im Frühjahr oder Frühsommer des Jahres 1990 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Raymond Smith alias Ricky Beeks, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 05:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Im Sommer 1990 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Edward W. Smith, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 06:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 3. September 1990 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Ernest Miller, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 07:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 24. September 1990 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, David Thomas, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 08:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 18. Februar 1991 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Curtis Straughter, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 09:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 7. April hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Errol Lindsey, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 10:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 24. Mai 1991 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Tony Anthony Hughes, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 11:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 27. Mai 1991 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Konerak Sinthasomphone, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 12:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 30. Juni 1991 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Matt Turner alias Donald Montrell, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 13:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 7. Juli 1991 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Jeremiah Weinberger, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 14:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 15. Juli 1991 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Oliver Lacy, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

**ANKLAGEPUNKT 15:
VORSÄTZLICHER MORD ERSTEN GRADES**

Etwa am 19. Juli 1991 hat der Beschuldigte in 924 North 25. Straße, Stadt und Kreis Milwaukee, den Tod eines anderen Menschen, Joseph Bradehoft, mit Tötungsvorsatz gegenüber dieser Person herbeigeführt und damit die Gesetze von Wisconsin, Abschnitt 940.01(1), gebrochen.

GEWOHNHEITSMÄSSIGER KRIMINELLER

Am 30. Januar 1989 wurde Jeffrey L. Dahmer im Bezirksgericht des Kreises Milwaukee unter dem Bezirksgerichts-Aktenzeichen F-882515 wegen der Straftaten sexueller Nötigung zweiten Grades und Verführung Minderjähriger zu unzüchtigen Handlungen unter Verletzung der Gesetze 940.225(2) (e) und 944.12 des Staates Wisconsin verurteilt, und die genannten Verurteilungen bleiben im Vorstrafenregister unverändert bestehen, weshalb

der Angeklagte gemäß dem Gesetz 939.62 des Staates Wisconsin als zusätzlich zu der gesetzlich vorgeschriebenen lebenslänglichen Strafe für jeden Anklagepunkt des vorsätzlichen Mordes ersten Grades und des Mordes ersten Grades eine Gesamtstrafe von nicht mehr als zehn (10) Jahren verbüßen muß.

Bei Verurteilung für den Anklagepunkt des vorsätzlichen Mordes ersten Grades und des Anklagepunktes Mordes ersten Grades, also Verbrechen der Kategorie A, ist als Strafmaß eine lebenslängliche Haftstrafe vorgesehen.

Der Kläger gibt an, Polizeibeamter im Ranges eines Captain bei der Polizeibehörde der Stadt Milwaukee zu sein, und er begründet seine Klage wie folgt:

OPFER JAMES DOXTAIDR, GEBURTSDATUM 1.3.73

1 (Die Anklage gründet sich) auf die Angaben des Angeklagten, die zum Nachteil der strafrechtlichen Interessen (des Angeklagten) gereichen, daß dieser im Januar 1988 einen jungen Mann getroffen habe, von dem er eine lateinamerikanische Abstammung annahm und der vor dem 219 Club in der 2. Straße in der Stadt und dem Kreis Milwaukee, im Staate Wisconsin, auf einen Bus wartete. Er (der Angeklagte) näherte sich dem jungen Mann und fragte ihn, ob er sich etwas Geld verdienen wolle, indem er nackt für Fotos posiere, sich Videos anschau und in der Wohnung (des Angeklagten) mit diesem etwas tränke. Zu dieser Zeit wohnte er (der Angeklagte) in der South 57. Straße in der Stadt West Allis, Kreis Milwaukee, Staat Wisconsin. Die beiden fuhren mit dem Bus zu dieser Adresse, wo sie sexuell verkehrten, und dann gab er dem jungen Mann ein mit einem Schlafmittel versetztes Getränk. Nachdem dieser das Bewußtsein verloren hatte, tötete er ihn durch Strangulieren. Er zerstückelte ihn und zerschlug die Knochen mit einem Vorschlaghammer und beseitigte sie. Er behielt keinen Teil dieser Person zurück. Außerdem erinnert er sich, wie der junge Mann ihm erzählt hatte, daß er mit seiner

Mutter in der Nähe der 10. (Straße) und der National (-Straße) wohnte. Er erinnert sich weiterhin daran, daß der junge Mann zwei Narben in der Nähe seiner (des jungen Mannes) Brustwarzen hatte, die etwa dem Umfang der Glut einer Zigarette entsprachen. Der Angeklagte betrachtete die Kopie eines Paßfotos von James E. Doxtator, geboren am 1.3.1973, welches am 23. September 1987 aufgenommen wurde, und gab an, daß er zu 75 Prozent sicher sei, daß es sich hierbei um den Mann handelte, den er an der Bushaltestelle getroffen habe, obwohl er ihn etwas älter und schwerer in Erinnerung habe.

2 Debra Vega, volljährige Staatsbürgerin, gibt an, daß sie (Vega) im Januar 1988 unter der Anschrift 1010 East Pierce in der Stadt und dem Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin lebte und daß ihr Sohn James E. Doxtator ist, geboren am 1.3.1973. Sie meldete ihren Sohn am 18. Januar 1988 als vermißt und hat ihn seither weder gesehen, noch von ihm gehört. Außerdem habe ihr Sohn zwei kleine Narben im Bereich seiner Brustwarzen, die wie Verbrennungen von Zigaretten aussehen. Ferner gab sie an, daß die von ihr 1988 bewohnte Wohnung in 1010 East Pierce etwa einen Block von der 10. und National-Straße entfernt gelegen habe. Ihr Sohn sei gebürtiger Amerikaner gewesen.

OPFER RICHARD GUERRERO, GEBOREN AM 12.12.65

1 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge hat er etwa im März des Jahres 1988 einen Mann südamerikanischen Typs in der Phoenix-Bar, die in der 2. Straße nahe dem 219 Club in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin liegt, getroffen. Er (der Angeklagte) bat diesen Mann, mit in seine Wohnung zu kommen, die zu dem Zeitpunkt im Hause seiner Großmutter unter der Anschrift 2357 South 57. Straße in der Stadt West Allis, Kreis Milwaukee, Staat Wisconsin, lag. Er bat den Mann, mit ihm zusammen Videos anzusehen, Fotos zu machen oder sexuelle Handlun-

gen vorzunehmen, und der Mann kam mit ihm. Im Haus hatten sie Mundverkehr, danach betäubte er den Mann. Während der Mann betäubt war, brachte er ihn um, zerstückelte die Leiche und beseitigte sie vollständig, ohne Teile zurückzuhalten. Er erinnert sich, daß er später im Privatanzeigenteil einer örtlichen Zeitung ein Foto dieses Opfers und einen Bericht gesehen habe, daß dieser vermißt würde. Außerdem betrachtete der Angeklagte ein Foto aus der Ausgabe des Milwaukee Journal vom 7. Januar 1989, welches Richard Guerrero, geboren am 12.12.65, zeigte, und er identifizierte diesen als die im vorliegenden Falle ermordete Person.

2 Nach Aussage von Pablo Guerrero, einem volljährigen Staatsbürger, ist er (Guerrero) der Vater von Richard Guerrero, und er hat seinen Sohn seit Mitte März 1988 nicht mehr gesehen. Zur damaligen Zeit meldete er (Pablo Guerrero) seinen Sohn bei der Polizei von Milwaukee als vermißt. Außerdem wurden Anzeigen mit dem Foto seines Sohnes in örtlichen Zeitungen mit der Angabe veröffentlicht, daß sein Sohn vermißt würde.

OPFER ANTHONY SEARS, GEBOREN AM 28.1.65

1 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge habe er Anthony Sears (den er auf einer Fotografie identifizierte) in einem Klub mit Namen La Cage getroffen. Ein Freund von Anthony Sears habe ihn (den Angeklagten) und Anthony Sears in die Gegend gefahren, wo das Haus der Großmutter (des Angeklagten) in der Stadt West Allis, Kreis Milwaukee, Staat Wisconsin, lag. Das Haus der Großmutter habe die Anschrift 2357 South 57. Straße. Nach Ankunft in der Wohnung hatten sie Sex miteinander, und er gab Anthony Sears ein mit Schlaftabletten versetztes Getränk, strangulierte ihn und zerstückelte die Leiche. Er behielt den Kopf von Anthony Sears und kochte diesen, um die Haut abzulösen. Danach behielt er den Schädel und malte ihn

an.

2 Laut Angaben von Jeffrey Connor, volljährigem Staatsbürger, sei er (Connor) am Abend des 25. März 1989 mit Anthony Sears zusammengewesen, und an diesem Abend waren sie in einem Lokal Ecke 6. und National-Straße.

Das Lokal wurde geschlossen, und Anthony Sears lernte einen männlichen Weißen namens Jeff kennen, der angab, aus Chicago hierhergekommen zu sein, um seiner Großmutter einen Besuch abzustatten, die Ecke 56. Straße und Lincoln wohnte. Er (Connors) habe dann Jeff und Anthony Sears in der Gegend der 56. Straße und Lincoln gefahren, wo diese (Jeff und Sears) aus dem Auto ausstiegen und in südlicher Richtung zu Fuß weitergingen.

3 Der Kläger kennt sich persönlich mit Adressen im Kreis Milwaukee aus und weiß, daß der Schnittpunkt der 56. Straße und Lincoln nördlich von und in enger Nachbarschaft zu der Adresse 2357 South 57. Straße in der Stadt West Allis liegt.

4 Gemäß der Aussage von Dr. Jeffrey Jentzen, Gerichtsmediziner des Kreises Milwaukee, waren er (Jentzen) und Polizeibeamte aus Milwaukee und andere Angehörige der Gerichtsmedizinischen Abteilung des Kreises Milwaukee in den frühen Morgenstunden des 23. Juli 1991 in Apartment 213 in der 924 North 25. Straße in der Stadt und im Kreis Milwaukee, Staat Wisconsin, zugegen. Er befand sich an dem genannten Ort, als sieben menschliche Schädel (von denen drei angemalt waren), vier menschliche Köpfe und zahlreiche andere Körperteile entdeckt wurden. Alle diese menschlichen Überreste wurden zum Büro der Gerichtsmedizinischen Abteilung des Kreises Milwaukee gebracht.

5 Gemäß Aussage von Dr. L. T. Johnson, forensischer Zahnmediziner, hat dieser (Johnson) einen Vergleich der in den frühen Morgenstunden des 23. Juli 1991 in der 924 North 24. Straße in Stadt und Kreis Milwaukee aufgefundenen, angemalten menschlichen Schädel mit den bekannten zahnärztlichen Aufzeichnungen von Anthony Sears vorgenom-

men und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich bei einem der angemalten Schädel um denjenigen von Anthony Sears handelt.

OPFER RAYMOND SMITH ALIAS RICKY BEEKS,
GEBOREN AM 10.8.57

1 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge habe dieser etwa zwei Monate nach seinem (des Angeklagten) Umzug in Wohnung Nummer 213 unter der Anschrift 924 North 25. Straße in Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin einen männlichen Schwarzen im 219 Club kennengelernt und ihm Geld dafür angeboten, sich fotografieren zu lassen, mit ihm etwas zu trinken und Videos anzusehen. Dieser Mann erklärte sich dazu bereit und kam mit ihm (dem Angeklagten) zur 924 North 25. Straße, Wohnung 213. An diesem Ort gab er (der Angeklagte) dem Mann ein Getränk, welches mit Betäubungsmittel versetzt war, und der Mann schlief ein. Er (der Angeklagte) erwürgte den Mann dann, zog ihn aus und übte mit ihm Oralverkehr aus. Danach zerstückelte er die Leiche, behielt den Schädel jedoch zurück und malte diesen später an. Danach hat er (der Angeklagte) die Fotos von Raymond Lamont Smith als die Fotografien des Mannes identifiziert, an dem er diese Handlungen begangen hatte.

2 Entsprechend den weiteren Angaben von Dr. L. T. Johnson habe er (Johnson) die in den frühen Morgenstunden des 23. Juli 1991 in der 924 North 25. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin entdeckten angemalten Schädel mit den bekannten zahnärztlichen Aufzeichnungen von Raymond Lamont Smith verglichen und sei dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß einer der vorstehend genannten Schädel der von Raymond Smith war.

3 Entsprechend den persönlichen Beobachtungen Ihres Klägers hat dieser ein Exemplar des Mietantrages des Angeklagten für das Wohngebäude 924 North 25. Straße, Apart-

ment 213 gesehen. Vorstehend genannter Mietvertrag sieht einen Mietbeginn am 13. Mai 1990 vor.

OPFER EDWARD SMITH, GEBOREN AM 2.8.62

1 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge habe er während des Sommers 1990, etwa im Juli eine Person getroffen, die er anhand eines Fotos als Edward W. Smith, geboren am 2.8.1962, in der Phoenix-Bar in der 2. Straße in Milwaukee kennengelernt und ihm Geld für Sex und für das Modellsitzen für Fotos angeboten, dann hätten sie ein Taxi zu seiner (des Angeklagten) Wohnung in der 924 North 25. Straße in Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin genommen. Sie hatten dort Mundverkehr, und er gab Smith ein Getränk, welches Schlaftabletten enthielt, und erwürgte ihn dann. Er zerstückelte Smith und machte vier oder fünf Fotos von ihm. Er beseitigte Edward Smiths' Körper vollständig, indem er ihn in Müllbeutel verteilte, und zu einem späteren Zeitpunkt beseitigte er auch die Fotos von Edward Smith. Er erinnert sich noch daran, daß Smith ein Stirnband wie ein Araber trug.

2 Gemäß den Angaben von Carolyn Smith, volljährige Staatsbürgerin, ist sie (Carolyn Smith) die Schwester von Edward W. Smith, und sie hat seit dem 23. Juni 1990 keinen Kontakt mehr zu ihm gehabt. Weiter gab sie an, daß ihr Bruder >Der Scheich< genannt wurde, weil er häufig turbahnähnliche Kopfwickel trug.

OPFER ERNEST MILLER, GEBOREN AM 5.5.67

1 Gemäß der Aussage von Vivian Miller, einer volljährigen Staatsbürgerin, ist sie (Miller) die Tante von Ernest Miller, und dieser kam am 1. September 1990 von seinem Zuhause in Chicago nach Milwaukee, um über das Feiertags-Wochenende des Tages der Arbeit einen Besuch abzustatten, und er verließ ihre Wohnung während der frühen Morgenstunden des 3. September 1990 und seit diesem Zeitpunkt habe sie von ihm nichts mehr gehört oder gesehen.

2 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge habe er im Sommer 1990 einen männlichen Schwarzen (den er anhand einer Fotografie von Ernest Miller als eben diesen Ernest Miller identifizierte) vor einem Buchgeschäft im Bereich der 800er Hausnummern der North 27. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin kennengelernt und er habe dem Mann Geld angeboten, um mit ihm in seine (des Angeklagten) Wohnung in der 924 North 25. Straße in Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin mitzukommen. Als sie in seine Wohnung kamen, vollzogen sie Verkehr miteinander, und dann betäubte er (der Angeklagte) Ernest Miller und brachte ihn um, indem er seine Kehle durchschnitt. Nachdem er dann Fotos von ihm gemacht hatte, zerstückelte er die Leiche und beseitigte das Fleisch mit Ausnahme der Bizeps-Muskeln, die er im Gefrierschrank aufbewahrte. Er behielt auch den Schädel, den er bemalte, nachdem er die Haut abgezogen hatte, und er behielt das Skelett, welches er bleichte.

3 Gemäß den weiteren Aussagen von Dr. L. T. Johnson habe er (Johnson) die am 23. Juli 1991 in der Wohnung des Angeklagten in der 924 North 25. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin sichergestellten, bemalten Schädel mit bekannten Zahnarztzeichnungen von Ernest Miller verglichen und festgestellt, daß einer der vorstehend genannten bemalten Schädel der von Ernest Miller war.

OPFER DAVID C. THOMAS, GEBOREN AM 21.12.67

1 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge habe er im Herbst 1990 in der Gegend zwischen der 2. Straße und der Wisconsinstraße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin einen männlichen Schwarzen getroffen und diesem Mann Geld dafür angeboten, mit in seine Wohnung in 924 North 25. Straße zu kommen. Als sie dort ankamen, tranken sie und unterhielten sich, aber mit diesem Mann kam es zu keinen sexuellen Handlungen, da er nicht sein Typ gewesen sei. Er habe dem Mann ein Getränk mit einem Schlafmittel darin gegeben und ihn dann umge-

bracht, obwohl er mit ihm keinen Sex haben wollte, weil er glaubte, der Mann würde aufwachen und dann wütend sein. Er zerstückelte die Leiche, behielt jedoch keine Körperteile zurück, weil dieser Mann nicht sein Typ gewesen sei. Außerdem habe er den Mann fotografiert, während er dabei war, ihn zu zerstückeln.

2 Chandra Beanland, volljährige Staatsbürgerin, erklärte, daß sie (Beanland) die Freundin von David C. Thomas gewesen sei und daß sie seinetwegen am 24. September 1990 bei der Polizei von Milwaukee eine Vermißtenanzeige erstattet habe.

3 Entsprechend der Aussage von Brian O'Keefe, einem Kriminalpolizeibeamten der Stadt Milwaukee, habe er (O'Keefe) die Familie von David C. Thomas im Laufe seiner Untersuchungen angesprochen und insbesondere mit Leslie Thomas gesprochen, die angab, die Schwester von David C. Thomas zu sein, und er (O'Keefe) habe Leslie Thomas den Gesichtsbereich des Fotos gezeigt, welches der Angeklagte als dasjenige identifiziert hatte, welches er während der Zerstückelung von David Thomas aufgenommen hatte. Dieser Gesichtsbereich wies keinerlei Verletzungen auf, als das Bild Leslie Thomas gezeigt wurde, und Leslie Thomas identifizierte die auf dem Foto dargestellte Person als ihren Bruder, David Thomas. Die Familie Thomas brachte außerdem ein Foto bei, welches David Thomas im Schlaf zeigte. Außerdem schien ihm (O'Keefe), daß das auf diesem Familienfoto gezeigte Gesicht dieselbe Person darstellte wie auf der Fotografie, die der Angeklagte während der Zerstückelung seines Opfers aufgenommen hatte.

OPFER CURTIS STRAUGHTER, GEBOREN AM 16.4.73

1 Entsprechend den Angaben von Katherine Straughter, einer volljährigen Staatsbürgerin, sei sie (Straughter) die Großmutter von Curtis Straughter und sie habe ihren Enkel zuletzt am 18. Februar 1991 gesehen.

2 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge habe er im Februar 1991 Curtis Straughter (den er mit Hilfe eines Fotos identifizierte) beobachtet, wie dieser nahe der Marquette Universität auf einen Bus wartete. Er habe ihm Geld angeboten, um ihn in seine Wohnung 924 North 25. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin zu begleiten. Straughter kam mit ihm in die Wohnung, und er (der Angeklagte) gab Curtis Straughter ein mit einem Betäubungsmittel vermisches Getränk und führte mit ihm Oralverkehr aus. Der Angeklagte strangulierte ihn dann mit einem Gurt und zerstückelte die Leiche. Er machte davon auch Fotos und bewahrte den Schädel dieses Mannes auf.

3 Gemäß der weiteren Aussagen von Dr. L. T. Johnson habe er (Johnson) die in der Wohnung des Angeklagten sichergestellten, nicht bemalten Schädel mit den bekannten zahnärztlichen Unterlagen von Curtis Straughter verglichen und dabei festgestellt, daß einer der unbemalten Schädel der von Curtis Straughter war.

OPFER ERROL LINDSEY, GEBOREN AM 3.3.72

1 Laut Aussage von Yahuna Barkley, volljähriger Staatsbürgerin, ist sie (Barkley) die Schwester von Errol Lindsey, den sie letztmals am 7. April 1991 gesehen hat, als er ins Geschäft ging, und den sie seither nicht mehr gesehen hat.

2 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge habe dieser im Frühjahr 1991 Errol Lindsey (den er anhand eines Fotos identifizierte) an der Ecke der 27. und Kilbourn-Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin getroffen, und er hat Errol Lindsey Geld angeboten, um mit ihm (dem Angeklagten) in sein Apartment in der 924 North 25. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin zu gehen. In der Wohnung angekommen, gab er Lindsey ein mit Drogen versetztes Getränk, und nachdem dieser eingeschlafen war, erwürgte er Lindsey und übte dann Mundverkehr mit ihm aus. Danach zerstückelte er die Leiche und

bewahrte den Schädel auf.

Wie L. T. Johnson weiter aussagte, habe er (Johnson) die nicht bemalten Schädel, die am 23. Juli 1991 in der Wohnung des Angeklagten sichergestellt wurden, mit den bekannten zahnärztlichen Aufzeichnungen von Errol Lindsey verglichen und dabei festgestellt, daß einer der nicht bemalten Schädel derjenige von Errol Lindsey ist.

OPFER TONY ANTHONY HUGHES, GEBOREN AM 26.8.59

1 Weiteren Angaben des Angeklagten zufolge habe er im Mai 1991 Tony Anthony Hughes (den er auf einer Fotografie identifizierte), der taubstumm war, vor der 219 Bar auf der 2. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin getroffen. Er verständigte sich mit Hughes auf schriftlichem Wege, und es schien so, daß Hughes von den Lippen ablesen konnte. Er bot Hughes 50 Dollar an, um in seine (des Angeklagten) Wohnung in der 924 North 25. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin mitzukommen, wo er Fotos machen und Videos ansehen wollte. Dann gab er Hughes ein mit einem Schlafmittel versetztes Getränk, brachte ihn um, zerstückelte seine Leiche und bewahrte den Schädel auf.

2 Der weiteren Aussage von Dr. L. T. Johnson zufolge habe er (Johnson) die nicht bemalten Schädel, die in der Wohnung des Angeklagten gefunden wurden, mit den bekannten zahnärztlichen Unterlagen von Tony Hughes verglichen und dabei festgestellt, daß einer der nicht bemalten Schädel derjenige von Tony Hughes ist.

3 Entsprechend der Aussage von Shirley Hughes, einer volljährigen Staatsbürgerin, ist sie (Hughes) die Mutter von Tony Hughes, und Tony Hughes kam im Laufe des späten Nachmittags oder abends des 24. Mai 1991 aus Madison nach Milwaukee, und seither habe sie ihn nicht mehr gesehen. Ferner erklärte sie, daß ihr Sohn, Tony Hughes, taub und stumm gewesen sei.

OPFER KONERAK SINTHASOMPHONE,
GEBOREN AM 2.12.76

1 Sounthone Sinthasomphone, volljähriger Einwohner dieser Stadt, erklärte, daß er der Vater von Konerak Sinthasomphone ist, der vierzehn Jahre alt war, und er erklärte ferner, daß im Laufe des Nachmittags des 26. Mai 1991 sein Sohn das Haus verließ, nicht zurückkehrte und daß er ihn seither nicht mehr gesehen habe.

2 Der Angeklagte sagte weiterhin aus, daß er (der Angeklagte) gegen Ende Mai 1991 einen jungen männlichen Asiaten kennengelernt habe (den er anhand einer Fotografie als Konerak Sinthasomphone identifizierte), und zwar vor dem Grand Avenue Einkaufszentrum in Milwaukee, von wo aus sie zu seiner (des Angeklagten) Wohnung in 924 North 25. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin gingen. Sinthasomphone posierte dort für zwei Fotos, und zu diesem Zeitpunkt lebte er noch, und danach verabreichte er (der Angeklagte) Sinthasomphone ein mit einem Schlafmittel vermisches Getränk, danach sahen sie Videofilme, und während sie die Videofilme ansahen, wurde Sinthasomphone bewußtlos. Er (der Angeklagte) übte dann Oralverkehr mit Sinthasomphone aus, und danach ging er (der Angeklagte) in ein Lokal, um sich etwas Bier zu holen, weil es ihm ausgegangen war. Während er von diesem Lokal, welches auf der 27. Straße unmittelbar nördlich der Kilbourn-Straße lag, zurückging, sah er Sinthasomphone die Straße herunterstolpern, und er (der Angeklagte) ging zu Sinthasomphone, wobei ihn die Polizei anhielt. Er erzählte der Polizei, daß er ein Freund dieser Person sei und daß die Person betrunken wäre und dies auch schon zuvor passiert wäre. Die Polizei begleitete beide zurück zu seiner (des Angeklagten) Wohnung, und er erzählte der Polizei, er würde sich um Sinthasomphone kümmern, weil er sein Freund wäre. Sie gingen in die Wohnung, und nachdem die Polizei diese verließ, brachte er Sinthasomphone durch

Erwürgen um, übte mit ihm Mundverkehr aus, machte dann weitere Fotos, zerstückelte die Leiche und behielt den Schädel.

3 Gemäß einer weiteren Aussage von Dr. L. T. Johnson habe er (Johnson) die nicht bemalten Schädel, die in der Wohnung 924 North 25. Straße sichergestellt wurden, mit bekannten zahnärztlichen Unterlagen von Konerak Sinthasomphone verglichen und ermittelt, daß einer der in dieser Wohnung gefundenen Schädel derjenige des Konerak Sinthasomphone war.

OPFER MATT TURNER ALIAS DONALD MONTRELL,
GEBOREN AM 3. 7.70

1 Gemäß der weiteren Aussage des Angeklagten habe dieser am 30. Juni 1991 im Anschluß an eine Homosexuellenparade in Chicago einen männlichen Schwarzen am Busbahnhof von Chicago kennengelernt und ihm Geld dafür angeboten, für Nacktfotos Modell zu sitzen und mit ihm zusammen Videos in seiner Wohnung in Milwaukee anzusehen. Er (der Angeklagte) kehrte mit diesem männlichen Schwarzen in einem Greyhound-Bus nach Milwaukee zurück, von wo aus sie ein City-Vet-Taxi zu seiner (des Angeklagten) Wohnung in Apartment 213 im Haus 924 North 25. Straße in der Stadt und dem Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin fuhren. Er (der Angeklagte) gab dem Farbigen etwas zu trinken, was er zuvor mit einem Betäubungsmittel versetzt hatte, und der Mann wurde bewußtlos, und er (der Angeklagte) nahm einen Riemen, um den Mann zu erwürgen, dann zerstückelte er ihn und bewahrte seinen Kopf auf, den er in den Gefrierschrank in seiner Wohnung legte, während er die Leiche in ein 230-Liter-Faß steckte, das in seiner Wohnung stand. Nachdem er (der Angeklagte) ein ihm von der Polizei von Chicago gezeigtes Foto von Matt Turner alias Donald Montrell gesehen habe, gab er an, daß seiner Ansicht nach dies die Person gewesen sei, die er bei

dem betreffenden Tathergang getötet habe.

OPFER JEREMIAH WEINBERGER, GEBOREN AM 29.9.67

1 Wie der Angeklagte weiter zu Protokoll gab, habe er etwa am 5. Juli 1991 einen Puertoricaner in Carol's Gay Bar auf der Wells Street in Chicago getroffen, diesem Mann Geld dafür angeboten, mit ihm nach Milwaukee zu kommen, um dort für ihn zu posieren und Videos anzusehen. Sie nahmen einen Greyhound-Bus von Chicago nach Milwaukee und von dort aus ein Taxi zur Wohnung des Angeklagten in der ^924 North 25. Straße in der Stadt und dem Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin. Der Mann blieb zwei Tage bei ihm, und am ersten Tag hatten sie Mundverkehr, am zweiten Tag gab der Mann zu verstehen, daß er gehen wollte, und er (der Angeklagte) wollte nicht, daß der Mann ihn verließ, also gab er ihm ein mit einem Schlafmittel versetztes Getränk, erwürgte ihn mit seinen Händen und machte dann Fotos von ihm, woraufhin er den Körper zerstückelte. Danach machte er weitere Fotos und bewahrte den Kopf des Mannes im Gefrierschrank und den Körper in dem 230-Liter-Faß auf. Er (der Angeklagte) sah sich ein von der Polizei von Chicago vorgelegtes Foto von Jeremiah Weinberger an und erklärte dazu, daß dies der Mann wäre, den er bei jenem Vorfall umgebracht habe.

2 Entsprechend der Aussage von Dr. L. T. Johnson habe dieser (Johnson) im Büro der Gerichtsmedizinischen Abteilung des Kreises Milwaukee einen der menschlichen Köpfe, die man in dem Gefrierschrank in der 924 North 25. Straße gefunden habe, mit den bekannten zahnärztlichen Aufzeichnungen von Jeremiah Weinberger verglichen und dabei habe er festgestellt, daß der abgeschnittene menschliche Kopf, den er im Vergleich mit diesen Unterlagen untersuchte, der Kopf von Jeremiah Weinberger sei.

OPFER OLIVER LACY, GEBOREN AM 23.6.67

1 Wie der Angeklagte weiter aussagte, habe er etwa am 15. Juli 1991 einen Schwarzen auf der 27. Straße zwischen State und Kilbourn-Straße in Milwaukee kennengelernt, und dieser Mann erklärte ihm, er ginge zum Haus seiner Kusine. Er lud den Mann in seine Wohnung ein, wo er für Fotos Modell sitzen sollte, und der Mann war einverstanden, mitzukommen und zu posieren. Als sie in der Wohnung 924 North 25. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin, eintrafen, zogen sie sich aus und massierten ihre Körper, und dann gab er dem Mann ein mit einem Schlafmittel vermisches Getränk. Als der Mann einschlief, erwürgte er ihn und vollzog mit ihm Analverkehr, nachdem der Mann tot war. Er zerstückelte den Körper und legte den Kopf des Mannes unten im Kühlschrank in eine Box; das Herz des Mannes bewahrte er im Gefrierschrank auf, um es später zu essen. Außerdem bewahrte er den Körper des Mannes im Gefrierschrank auf. Er bewahrte den Ausweis des Mannes auf, wodurch dieser als Oliver Lacy, geboren am 23. 6.67, identifiziert werden konnte.

OPFER JOSEPH BRADEHOFT, GEBOREN AM 24.1.66

1 Wie der Angeklagte weiter zu Protokoll gab, habe er etwa am 19. Juli 1991 einen männlichen Weißen auf der Wisconsin Avenue in der Nähe der Marquette Universität getroffen. Der Mann wartete auf einen Bus und hatte einen Sechser-Pack Bier unter dem Arm. Er (der Angeklagte) stieg an dieser Stelle aus seinem Bus aus und sprach den Mann an, bot ihm Geld dafür, Modell zu sitzen und Videos anzusehen, und der Mann war einverstanden. Sie kehrten zur Wohnung des Angeklagten in 924 North 25. Straße in der Stadt und Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin zurück. Dort hatten sie Oralverkehr, und dann gab er dem Mann ein mit einem Schlafmittel versetztes Getränk und strangu-

lierte ihn mit einem Riemen, während dieser schlief. Er zerstückelte den Mann, legte seinen Kopf in den Gefrierschrank, und seinen Körper steckte er in dasselbe 230-Liter-Faß, in welches er schon die Leichen des männlichen Schwarzen und des Puertoricaners gesteckt hatte. Er bewahrte den Ausweis dieses Mannes auf, der diesen als Joseph Bradehoft, geboren am 24.1.66, identifizierte.

ZU DEN OPFERN TURNER, LACY UND BRADEHOFT

1 Laut Aussage von Dr. Jeffrey Jentzen, Gerichtsmediziner für den Kreis Milwaukee, wurde dieser am 23. Juli 1991 von der Polizei von Milwaukee zur Wohnung Nummer 213 in der 924 North 25. Straße in der Stadt und dem Kreis Milwaukee im Staate Wisconsin gerufen, und in der Wohnung unter dieser Adresse fand er unter sonstigen Beweismitteln auch einen Kühlschrank mit Gefrierfach. Der Kühlschrank enthielt einen menschlichen Kopf, und im Gefrierabteil befanden sich menschliche Körperteile. Außerdem gab es einen freistehenden Gefrierschrank, der drei menschliche Köpfe und weitere Körperteile enthielt, und es stand dort ein 230-Liter-Faß, in welchem sich menschliche Körperteile befanden. Jentzen gab weiter an, daß diese menschlichen Körperteile in der Gerichtsmedizinischen Abteilung des Kreises Milwaukee untersucht wurden und daß man von den Händen, die man am Tatort gefunden hatte, Fingerabdrücke abnahm und daß man auch Anstrengungen zur Identifizierung anhand der Gebisse machte. Dr. L. T. Johnson, von dem ihm (Jentzen) bekannt ist, daß er ein forensischer Zahnmediziner ist, übernahm die zahnmedizinische Untersuchung, und die abgenommenen Fingerabdrücke wurden dem Erkennungsdienst der Polizeibehörde von Milwaukee zur Analyse unterbreitet.

2 Wayne Peterson sagte aus, daß er (Peterson) Techniker im Erkennungsdienst und dort in leitender Funktion bei der Polizeibehörde der Stadt Milwaukee angestellt ist und daß

er (Peterson) Vergleiche der von der Gerichtsmedizinischen Abteilung des Kreises Milwaukee von Körperteilen abgenommenen Fingerabdrücke durchgeführt hat, die man in der 924 North 25. Straße am 23. Juli 1991 gefunden hatte, wobei er diese mit den bekannten Fingerabdrücken verschiedener Personen verglich und so die Abdrücke von Oliver Lacy, Joseph Bradehoft und Matt Turner alias Donald Montrell als diejenigen identifizieren konnte, die man den menschlichen Körperteilen abgenommen hatte, welche man in dieser Wohnung entdeckt hatte.

ZUR EINSTUFUNG ALS RÜCKFALLTÄTER:

Der Kläger stellte weiterhin fest, daß er eine beglaubigte Ausfertigung des Urteils der Strafkammer im Fall mit dem Aktenzeichen F-882515, verhandelt vor dem Bezirksgericht von Milwaukee, gesehen hat. Eine Kopie dieses Strafprozeßurteils ist hier beigefügt und zum Bestandteil dieser Anklageschrift gemacht worden, und aus dem vorstehend erwähnten Strafprozeßurteil ist zu entnehmen, daß der Angeklagte innerhalb von fünf Jahren nach Verurteilung für im Kreise Milwaukee begangene Verbrechen durch die in dieser Klageschrift aufgeführten Verbrechen rückfällig geworden ist und daß er (der Angeklagte) deshalb als Gewohnheitsverbrecher einzustufen ist.

Nachwort

In einem der schaurigsten Prozesse der amerikanischen Rechtsprechung ist Jeffrey Dahmer für zurechnungsfähig und damit für schuldig erklärt worden. Nach fünfstündigen Beratungen gab die Jury in Milwaukee am 7. Februar, einem Samstag, ihren Spruch bekannt. Der einunddreißigjährige Dahmer hatte die Tötung und grausame Verstümmelung von siebzehn jungen Männern gestanden und nahm das Urteil mit versteinertem Gesichtsausdruck entgegen.

Das Strafmaß wird zu einem späteren Zeitpunkt verkündet, wobei Dahmer für jeden der in dem dreiwöchigen Prozeß behandelten fünfzehn Morde (ein weiterer wurde in einem anderen Staat begangen, für den 17. reichten die Beweise nicht aus) zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt werden kann.

Als der Richter das Urteil der Geschworenen verlas, brachen zahlreiche Angehörige der Mordopfer in Tränen aus. »Dieses Urteil hat mir den verloren gegangenen Glauben an unsere Justiz zurückgegeben«, sagte Teresa Smith, deren Bruder von Dahmer getötet worden war.

Statt der sonst im amerikanischen Strafrecht erforderlichen Einstimmigkeit genügte in diesem ungewöhnlichen Fall eine Mehrheit von zehn der zwölf Geschworenen. Die Beweislast für eine von Dahmer angestrebte Erklärung der Unzurechnungsfähigkeit lag nach amerikanischem Recht bei der Verteidigung. Die Jury kam zu der Überzeugung, daß Dahmer durchaus der Beherrschung fähig gewesen wäre und nicht psychisch krank sei.

Bei seinem Geständnis hatte Jeffrey Dahmer erklärt: »Es ist schwer für mich zu glauben, daß ein Mensch das getan haben soll, was ich machte, aber ich weiß, daß ich es getan habe.«



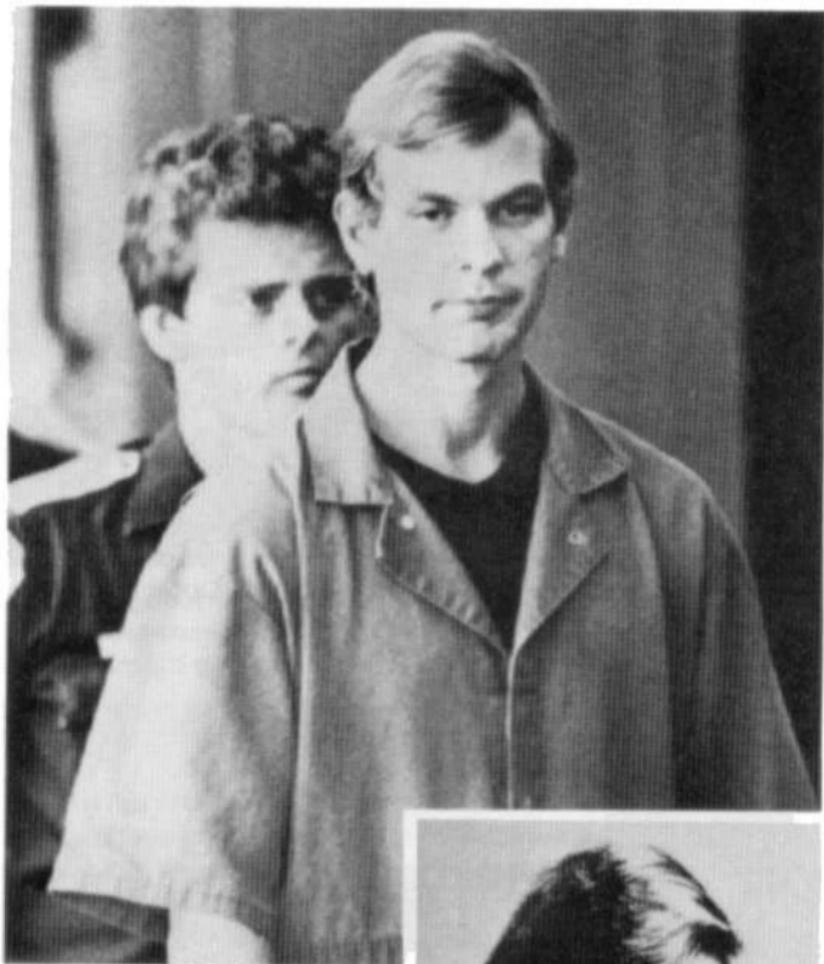
**Dahmers Anwalt
Gerald Boyle während
der Anhörung.**

**Reverend Jesse Jackson
begleitet Shirley Hughes
an der Spitze eines
Demonstrationsmarsches
in Milwaukee zur Unter-
stützung der Familien der
Opfer. Mrs. Hughes ist die
Mutter des Opfers Tony
Hughes.**





Dahmer bei seinem ersten Auftritt vor Gericht.



**Jeffrey Dahmer betritt
das Bezirksgericht von
Milwaukee zum zweiten
Verhandlungstag.**



**Dahmers Schulfoto 1977
im Jahrbuch der Revere
High School.**



Oliver Lacy aus Chicago wurde als das erste Opfer genannt. Das Bild zeigt ihn mit seiner Mutter.

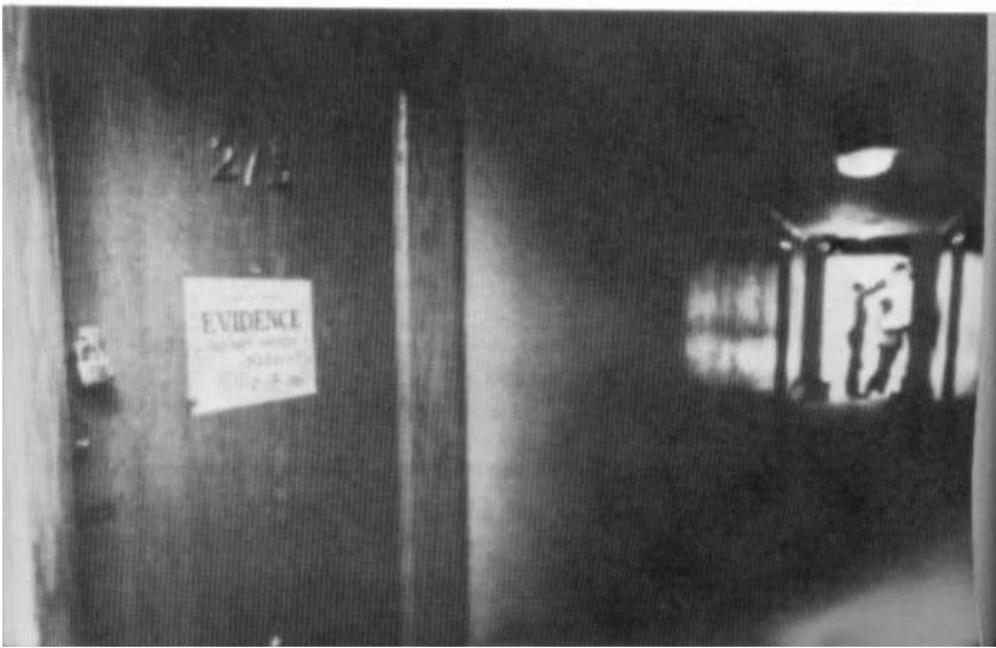


Ricky Beeks (Mitte mit weißer Mütze) wurde als eines der Opfer identifiziert.



Ein Angehöriger der Polizei von Milwaukee nimmt Fotos von Knochen auf, die in einer Gasse hinter Dahmers Apartment gefunden wurden.

Arbeiter sichern eine Außentür zu Dahmers Apartmenthaus. Apartment 213 ist versiegelt.





Hunderte von Menschen versammeln sich auf dem MacArthur Square in Milwaukee zu einer Kerzen-Mahnwache als Erinnerung an die Opfer.



Konerak Sinthasomphone, 14 Jahre, verschwand im Mai 1989. Er versuchte vergeblich, aus Dahmers Wohnung zu fliehen und wurde später ermordet und zerstückelt gefunden. Ein Jahr zuvor war Dahmer wegen sexueller Übergriffe auf den älteren Bruder des Jungen verurteilt worden.



Mitglieder der Familie Sinthasomphone auf der Veranda ihres Hauses in Milwaukee.



Mitglieder des County Sheriff's Department und der Polizei von Bath filmen Beweismaterial auf dem Grundstück von Dahmers früherem Wohnsitz in Bath, Ohio. Sie suchen nach Überresten von Steven M. Hicks, vermutlich Dahmers erstes Opfer. Alle Fotos: AP/Wide World Photos